P.O. Germ. 800f Laun

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36612282760011

<36612282760011

Bayer. Staatsbibliothek

Seifenblaſen

von

Friedrich Laun.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1809.

Wl
174 D.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Es iſt faſt jedem Autor zu gönnen, daß der Titel ſeines Buches einer Menge von Leſern gefalle, und das hoffe ich von dem Titel dieſer Erzählungen ganz vorzüglich. Ich will auch gar nicht läugnen, daß ich dabei auf die verſchiedenſten Sorten von Leſern mein Abſehen gerichtet habe. Seifenblaſen! Der gemeine Mann aus allen Ständen muß mir's Dank wiſſen, wenn ich ſeinem ſchläfrigen Geiſte mit ei-

nem einzigen Einfall auf mich ſelber ſo bereitwillig unter die Arme greiſe. Denn ich würde mich ſchämen, ſeiner in dieſer Ankündigung auch nur gedacht zu haben, geriethe er nicht augenblicklich auf den Gedanken, die Naſe über den Titel zu rümpfen, und das Wort Seifenblaſen auf meine Koſten in Kinderei, oder Fadaiſe, oder hohles Nichts und dergleichen mehr, zur Ergözlichkeit ſeiner Zuhörer oder ſeiner Leſer zu überſetzen.

Ich brauche nicht zu erwähnen, daß ich für ihn blos den Titel geſchrieben habe. Ich brauche überhaupt in dieſer Ankündigung nicht weiter zu erwähnen, ſondern kann ſpornſtreichs zu der Klaſſe von Leſern übergehen, der Titel und Buch zugleich gewidmet ſind. Dieſe Klaſſe weiß es, daß eine Seifenblaſe zwar ſo vergänglich iſt als das Leben, das ſich in ihr ab-

ſpiegelt, daß aber ihre bunten Farben, und ihre runde Form, keine unangenehme Erſcheinungen gewähren. Dieſe Leſer und Leſerinnen wiſſen daher auch ſogleich, was ich mit dem Titel habe andeuten wollen, und wohin bei dem Buche mein Beſtreben geht. Da ſie mich zeither mit vieler Güte behandelt haben, ſo wäre es unnöthig ſie erſt um Verzeihung zu bitten, wenn eine meiner Titular Seifenblaſen vielleicht weniger Farbe und Rundung hat, als die andre, welches auch bei den wirklichen Seifenblaſen, die ſie in ihrer Kindheit ſelbſt hervorbrachten, gewis der Fall geweſen ſeyn mag.

Bei dieſer Klaſſe von Leſern und Leſerinnen wäre es auch unnöthig die ſchelmiſchen Mädchenſtreiche zu entſchuldigen, von denen in meinem Buche hier und da ein kleiner Wiederſchein vorkommt, weil es

eine verſtändige Klaſſe iſt, die wohl weiß, daß dergleichen die komiſche Erzählung dieſer Art gar nicht entrathen kann.

Da ſich mir übrigens hier die ſchönſte Gelegenheit darbietet, über ein andres meiner Bücher eine Erklärung zu geben, ſo wäre ich wohl ein wahrer Thor, wenn ich es nicht thun wollte. Seit ich nemlich in der Oſtermeſſe vorigen Jahres am Ende meines Schloſſes Rieſenſtein ein Buch: Die ſeltſame Ehe betitelt, verſprochen habe, ſind einige Erinnerungen zu deſſen Herausgabe an mich ergangen, unter andern auch eine öffentliche, der Rezenſion meines Luftſchloſſes in der Leipziger Literaturzeitung angehängte. Ich drücke dem Rezenſenten für das Wohlwollen, womit er mein bereits

bekanntes Buch betrachtet hat, und für die Hoffnung, mit der er dem zukünftigen entgegenſieht, die Hand, und verſichre ihm und allen, denen daran gelegen iſt, daß ich den größten Theil des verſprochenen Werks ſchon ſeit einem Jahre zu Stande gebracht habe, und daß mir deſſen baldmöglichſte Vollendung, von der mich überhäufte Geſchäfte abhielten, dieſer ſchmeichelhaften Erinnerungen wegen, zum beſondern Vergnügen gereichen wird.

Die Geiſter der Zwietracht.

Die Flitterwoche.

Es heirathete alles um den Frühprediger Strauß herum. Er glaubte es auch verſuchen zu müſſen, und die ganze Stadt ſchüttelte den Kopf, als er mit Klaudinen zum Altar ging. Die Stadt hatte nicht völlig unrecht. Statt den Rath ſeiner leeren Kaſſe zu befolgen, die ihn nach der reichen Amtmannstochter hinwies, hatte er ſein volles Herz gefragt. Klaudine Wald, keine als Klaudine, war die Antwort geweſen, und die unbegüterte Waiſe bedachte ſich nicht lange, von den Verſuchungen junger Libertins in die Arme der heiligen Ehe zu flüchten.

Klaudine war ſchön und gut. Die weißen Wände der Frühpredigerwohnung verklärte der freundliche Blick des Gatten. Das ſchlechte Geräth ließ ſie ſich auch gefallen, er theilte es ja mit ihr, und alle übrigen Einwendungen ge-

gen den ſehr mangelhaften Haushalt, wurde von dem Glanze der Flitterwochen wenn nicht widerlegt, doch beſtritten.

„Was Sie glücklich geheirathet haben, Herr Vetter!“ rief Tante Billig bei ihrem Gegenbeſuch, vier Wochen nach der Trauung. Der Vetter bejahte, und das neue Muhmchen dankte. Davon ſchien Muhmchen jedoch nichts merken zu wollen, daß die Tante ein Pläzchen in der geräumigen Frühpredigerwohnung zu haben wünſchte. Ja, als Madam Billig hierauf ihren Wünſchen den möglichſt beſtimmten Ausdruck gab, ſah Klaudine den Frühprediger bedeutend an, worauf dieſer die Achſeln zuckte.

Es kamen allerlei Entſchuldigungen nach, die aber in der Tante Augen ſämmtlich nicht den Werth einer einzigen, tauglichen, zu haben ſchienen. Wenigſtens war die Alte merklich kalt beim Abſchiede, und konnte Klaudinen kaum einen Blick vergönnen.

Veränderungen.

„Wir hätten Platz für ſie gehabt, Klaudine!“ ſagte der Frühprediger, als ſie wieder allein waren.

„Sehr viel, lieber Mann, warum ſchlugſt du es ihr ab?“

„Deinem Wink zu folge — “

„Meinem Wink? Fragend nur ſah ich dich an.“

„Die Frage ſchien mir aber zugleich auszudrücken, welche Antwort du wünſchteſt.“

„In meinem Leben ſollen dich dieſe Augen nicht wieder fragen. Was das für Auslegungen ſind!“

Sie wandte ſich von ihm weg, er verfolgte ſie und die Einigkeit kam von ſelbſt wieder.

„Soll ich die Alte in's Haus nehmen?“ Fragte der Frühprediger bald darauf.

„Meinetwegen recht gern!“ antwortete Klaudine.

„So gehe ich gleich es ihr zu verkündigen.“

„Ein einziges Bedenken habe ich noch,“ ſagte Klaudine, als er ſchon die Thür in der Hand hatte. „Iſt es nicht beſſer in der Stille ſich mit Wenigem zu behelfen, als vor Zeugen?“

„Das habe ich auch gemeint!“ ſprach er, den Hut verdrüßlich weglegend. „Jetzt wirſt du

aber doch nicht länger läugnen, daß ich deinen vorigen Blick richtig gedeutet habe?“

Beide waren verſtimmt. Beide hatten recht, und auch unrecht.

Die Bedürfniſſe.

Wenn ſchon die Verſöhnung nicht lange ausblieb, ſo war doch eine merkliche Aenderung im Hauſe vorgegangen. Die gute idealiſche Ehe, mit ihrer unendlichen Vollkommenheit, hatte ſich zu einer guten wirklichen verwandelt, in der es ohne allerlei Fehlerchen nun einmal nicht abgehen will. So natürlich aber auch dieſe Verwandlung war, und ſo nothwendig ſie ſpät oder früh eintreten mußte, ſo machte ſie doch manche Rechnung zweifelhaft, auf die man ſich bis dahin, wie auf ein Evangelium, verlaſſen hatte. Die abgedroſchenen Sprüchwörter, als: Froh zu ſeyn bedarf man wenig! oder: Allein muß man ſich genug ſeyn können! fingen nachgerade an, ihren Werth einzubüßen. Das Leben hat doch erſtaunlich viel Bedürfniſſe! hieß es, als die Welt und des Paares Beziehungen zu ihr, nicht mehr über der „ewigen Liebe“ ver-

geſſen wurden. So mußten Freundſchaften kultivirt werden, wenn Klaudine nicht verſchrien ſeyn wollte, und die Mittagspredigerin hatte den erſten Beſuch ſchon ſo lange erwiedert, daß ein zweiter unumgänglich nöthig wurde.

Diesmal betrachtete Klaudine erſt recht das Elyſium, von dem die Frau Kollegien umgeben war.

Frau Schnatterbach, welche ihr auf dem Rückwege begegnete, hörte das Lob von der Einrichtung des Mittagspredigers nicht vergebens. Sie ſtellte Klaudinen vor, daß ſie durchaus etwas Aehnliches in ihrer Wohnung vornehmen müßte, und verſprach in einer Stunde zu ihr zu kommen, um die Sache weiter mit ihr zu überlegen.

Frau Schnatterbach.

„Ein wenig werden wir uns doch auch einrichten müſſen!“ ſagte Klaudine als ſie beim Eintreten zwiſchen ihre weiſſen Wände ein Schauer überlief. Sie ſchilderte mit den glänzendſten Farben die Wunderdinge, die ſie in des Mittagspredigers Hauſe geſehen hatte, und wie-

derholte ihrem Gatten mehrere Mal die Wahrheit, daß der Mittagsprediger doch ſein Kollege wäre, und man ihm daher nicht allzuweit nachſtehen dürfe.

Vergebens führte der neue Ehemann die Verſchiedenheit der Einnahmen an. Klaudine dachte an Frau Schnatterbach, und wußte Rath. Unverheirathet hatte ſie ihren Unterhalt durch Stikkerei gewonnen, und der Stickrahmen ſollte, bis auf beſſre Zeiten, wieder hervorgeſucht werden. Frau Schnatterbach hatte ſchon ſonſt den Vertrieb ihrer Arbeiten beſorgt, und trat herein, ehe der Frühprediger noch förmlich darein willigte.

„Ein unausſtehliches Weſen!“ ſprach der Ehemann, als Frau Schnatterbach wieder ſein Haus verlaſſen hatte. Der Frühprediger wußte durch Klaudinen ſelbſt, daß ihr Frau Schnatterbach vor ihrer Verheirathung einmal einen nicht ſehr ehrenhaften Antrag überbracht hatte. Ein paar Wolken auf ſeiner Stirn darüber, daß Klaudine dieſer Frau dennoch nicht unhöflich begegnete, wurden bald von ſüſſen Küſſen zertheilt.

„Sie hat mich damals kennen gelernt!“ ſagte Klaudine. „Sie wird nie wieder ſich unterſte-

hen. Uebrigens," fügte ſie hinzu, „weiß ſie immer Kanäle zum Abſatz von Stickereien, und man muß in der Welt die Leute nehmen wie ſie ſind."

Der Stickrahmen.

Vom Stickrahmen aus hatte Klaudine wirklich in kurzem die vorzüglichſten Zimmer der Frühpredigerwohnung ſo umgeſchaffen, daß es eine Freude war.

„Jetzt haben wir uns doch eingerichtet, Männchen!" ſprach die Frühpredigerin mit Wohlgefallen. „Wir brauchen zum Winter gewis nicht die Hälfte des Holzes, das wir ſonſt gebraucht hatten. Es frierte einen ja ſchon, wenn man die nackten Wände nür anſah!"

Ehe der Paſtor Strauß noch antworten konnte, trat die Mittagspredigerin herein, rief ein: Scharmant! nach dem andern, erkundigte ſich, was die herrlichen Tapeten koſteten, und ſchwor darauf, ihrem Mann den Weg zum Beichtſtuhl ſo lange zu vertreten, bis ſie wenigſtens ihr Schlafzimmer in ſolche Tapeten gekleidet ſähe.

Der Frühprediger ſuchte verdrüßlich ein Ge-

mach auf, wohin ſich die neue Schöpfung noch nicht verbreitet hatte. Er ſtand wie in der Fremde zwiſchen den bunten Wänden. Die weißen waren ſein eigen geweſen. Auch ſeine harten Stuhle drückten ihn minder als die mit den elaſtiſchen Federn. Wenn Kanzel, oder Beichtſtuhl ihn neu meublirt hätten, meinte er, wäre es etwas ganz anders, ſo aber verdankte er's dem Stickrahmen ſeiner Frau.

Er ging niemals mehr ohne unangenehme Empfindungen bei dem Stickrahmen vorüber, gleichwohl hütete er die Ausbrüche derſelben, weil er doch um alles in der Welt nicht die für ihn ſo arbeitende Hälfte beleidigen wollte.

Noch mehr. Er fühlte, daß ſeine bisher gegen die Herrſchaft der Mode ſehr hartnäckigen Kleider gar nicht in dieſer neue Sphäre paßten, er fühlte, daß wenn auch von ſeiner ganzen annehmlichen Figur die Spuren der Theologie nicht vollkommen vertilgt werden könnten, doch wenigſtens Friſur und Hut einen andern Schnitt bekommen müßten.

Klaudine erſtickte ihn faſt mit Küſſen, als er ſie eines Tages, ſo umgewandelt, überraſchte.

Ehrlichkeit und Prellerei.

„Sehen ſie nur meinen Mann an!“ rief Klaudine der Mittagspredigerin entgegen, die dieſe Freude unterbrach, wie neulich die Freude über die Einrichtung des Hauſes. „Aber was fehlt Ihnen dann, Beſte?“ fügte ſie hinzu, als ſie gleich darauf die rothgeweinten Augen der Kollegin erblickte.

„Ach,“ ſagte dieſe, „ich habe eben einen erſchrecklichen Auftritt erlebt mit meinem Manne!“

Zwei antheilvolle Geſichter neigten ſich zu ihr hin, deren erſchöpfter Körper tief Athem holend auf das Sopha ſank. „Ich ſagte Ihnen doch neulich, daß ich für mein Schlafzimmer ſolche Tapeten haben müßte! — Nun denken Sie, mein Mann iſt alles zufrieden, und ich bin ſchon äußerſt glücklich. Meine Sorge iſt es blos, daß ſich das Muſter vergriffen haben möchte, ich ſchicke daher ohne allen Verzug zum Tapezier, und dieſer kommt mit der nämlichen Tapete in's Haus. In meiner Freude darüber denke ich auf nichts weniger, als nach dem Preis zu fragen. Ich wußte ja ohnedies, was Sie dafür gegeben, und hatte demnach ſchon meinem Manne

die Summe beſtimmt. Als aber die Tapete aufgemacht iſt, ſtellen ſie ſich meinen Schrecken vor, kommt ſie, des Tapeziers Rechnung nach, grade dreimal höher zu ſtehen, als die Ihrige, und mein Mann glaubt, ich hätte ihn hintergangen. Ich bitte Sie daher, beſte Freundin, mir anzugeben, wo Ihre Tapeten gekauft worden, um den Tapezier ſeiner Prellerei zu überführen.“

Klaudine erfreut ihr hierin dienen zu können, ſchickt die Mittagspredigerin mit der Beruhigung nach Hauſe, daß Frau Schnatterbach, welche ihr alles beſorgt, nächſtens zu ihr kommen ſolle.

„Siehſt du wohl, Männchen, was es heißt, mit ehrlichen Leuten zu thun zu haben!“ fragte Klaudine als ſie fort war. Allein der Frühprediger konnte ſich nun einmal Frau Schnatterbach und die Ehrlichkeit nicht zuſammen denken.

Nachwehen.

Paſtor Strauß hielt eben Kinderexamen in der Kirche, als Frau Schnatterbach, ſeiner Frau die Hand küſſend, nach ihren Befehlen fragte.

Klaudine erzählte, warum ſie gerufen worden, und daß ſie, ihr zu Gefallen, doch zur Mittagspredigerin gehen, und gegen den betrügeriſchen Tapezier zeugen möchte.

„Ja, beſte, liebſte Frau Paſtorin, das bin ich nicht im Stande, ſo gern ich wollte. Der Kanal, durch den Sie zu ihren Tapeten gekommen ſind, ſteht nicht für jedermann offen“.

Die Frühpredigerin horchte hoch auf.

„Den Preis, Frau Paſtorin, um den Sie die Waare erhielten, hätten Sie hübſch verſchweigen ſollen“.

„Verſchweigen“?

„Nun, nein! dem Herrn Gemahl nicht, denn der bekümmert ſich wohl wenig um den Werth ſolcher Dinge, aber andern Leuten doch“.

„Iſt es denn ein Geheimniß geweſen, Frau Schnatterbach“? fragte die Frühpredigerin haſtig.

„Blos der übeln Auslegung wegen“.

„Ei, was gäbe es dabei auszulegen“?

„Nichts, Frau Paſtorin, Sie haben ganz recht, aber böſe Zungen ſind nun einmal böſe“.

„Frau Schnatterbach, ich will wiſſen — —“

„Du meine Güte, Sie können ja gar nicht mehr ſprechen vor Galle. Habe ich Sie doch niemals ſo böſe geſehen. Wahrhaftig ich bildete mir zeither immer ein, Sie erriethen alles, und ſtellten ſich nur anders, um den Dank zu erſparen. Wie konnten Sie nur meinen, daß ſo koſtbare Tapeten um einen ſolchen Pappenſtiel feil wären, wenn ſie nicht aus der Hand ihres beſten Freundes kämen"?

O Gott"! rief Klaudine ihr Geſicht mit beiden Händen verdeckend, und Frau Schnatterbach verſicherte einigemal, daß ſie gar nicht begreifen könnte.

Die Schuldnerin.

„Schändlich, Frau Schnatterbach"! rief Klaudine, ſobald ſie wieder Meiſterin über einige Worte war. „Den Augenblick aus meinem Zimmer und nie mehr über dieſe Schwelle. Doch nein, zuvor will ich die Schuld abtragen, die man mir ſo wider Willen aufnöthigte. Frau Schnatterbach, dieſe Stühle hier, das Bureau, nehmen Sie alles, verkaufen Sie's. Das wird wohl ausreichen die Tapeten zu bezahlen"?

„O ja. Das Bureau allein iſt hinlänglich, denn für hundert Thaler nimmt es der Tiſchler ſelbſt zurük“.

„Für hundert Thaler, und mir koſtet es vierzig“?

„Weil es grade der Fall damit iſt, wie mit den Tapeten, und dem übrigen Geräth“.

„Mein Himmel! — Nun gut, ich bin entſchloſſen. Alles fort, alles aus dem Hauſe! Ich laſſe die Tapeten abnehmen. Mögen ſie ſtückweiſe an den Eigenthümer zurückkommen. Warum hat er ſich zum Verkaufe aufgedrungen. Ich will durchaus alles zurückgeben. Meiner Hände Arbeit allein ſoll dieſe Wohnung einrichten.“

„Da Sie denn nun einmal die Sache von ſo wunderbaren Seiten anſehen, und dem groß- müthigen Freunde durchaus keine Verbindlichkeit haben wollen, ſo will ich ganz ehrlich geſtehen, daß Sie ihm auſſer dieſem Geräth gewis ſechzig Louisd'ors ſchuldig geworden ſind“.

Klaudinen blieb der Mund offen ſtehen.

Ja wohl! Meinen Sie, daß ſich in der jezigen Noth, wo jedermann den Groſchen um-

wendet, die Stickerei zu ſo ungeheuren Preiſen abſeze, wie ich Ihnen dafür verſchaft habe? Es ſind ſchon gute Herzen nöthig, wenn man ſie wohlfeil anbringen will, und Menſchen wie die Engel, aber weicher als die Engel, wenn man ſo viel wie Sie dafür erhalten ſoll. Ihr hoher Freund hat ein ganzes Waarenlager von Ihren Stickereien und die Sachen mitgerechnet, welche Sie vor Ihrer Verheirathung an ihn abgeſetzt, im Ganzen wenigſtens ſechszig Louisd'ors zuviel bezahlt.

Das Unmögliche, ſich ſonach aus dieſen ihr abſcheulichen Banden loszumachen, trieb Klaudinen eine Thränenflut über das Geſicht. Wenn ſie auch ihre geringe Habe zu Gelde machte, ſo kam doch die Summe nicht heraus.

Vorſtellungen.

Frau Schnatterbach bemerkte ziemlich alles, was in Klaudinen vorging und ſagte nach einer Pauſe ſehr ſchmeichelnd: „Frau Paſtorin, ſo faſſen Sie ſich doch! Es iſt ja wahrhaftig nicht die Sache, die Sie ſo in Harniſch bringt, ſondern blos die falſche Vorſtellung von der Sa-

che. Denken Sie einmal, wenn der gute Herr Paſtor, dem Sie doch gewis große Freude mit der Einrichtung gemacht haben, auf einmal das Geräth fortgeſchaft, die Tapeten abgeriſſen, und ſich wie mitten in der Zerſtörung Jeruſalems ſähe. Wenn vor den Augen aller Ihrer Bekannten, welche das ſchöne Ameublement ſchon bewundert haben, die alte Armuth hier zurückkehrte".

„O tauſendmal lieber arm, als ehrlos!"

„Ehrlos, Frau Paſtorin" ſagte Frau Schnatterbach, und fuhr mit dem Schnupftuch über die Augen. „Das mußte ich heute zum zweitenmale hören. Damals als Ihr beſter Freund nur um die Erlaubnis bat, Sie zu beſuchen, da ſagten Sie mir auch, daß ich mich mit ehrloſen Dingen abgäbe, und warum, weil er mir aufgetragen hatte, Ihnen ſeine Ehrfurcht mit einer prächtigen Halskette zu zeigen! Iſt denn nun gar das Wohlthun Sünde geworden. Und wer ſoll denn wohlthun, wenn man es reichen Leuten nicht erlauben will? Ich ließ Sie indeß damals gehen. Man wird nun einmal verkannt in der Welt, dachte ich. Aber jetzt iſt es doch allzu-

arg. Sie klagen mir auf der Straße ihre ſchlechte Einrichtung. Sie ſagen mir darauf, daß Sie einiges bereits fertig Geſtickte zu verkaufen, und künftig wie vormals für Leute zu ſticken wünſchten. Ich frage überall herum, keine Seele die von Stickerei wiſſen will. Da begegne ich dem Herrn Rittmeiſter Serning wieder!“

„Derſelbe alſo?“

„Freilich! Geſinnungen wie die ſeinigen giebt es nicht mehr. Ich erzähle, und ſogleich iſt er mit ſeinen Erbietungen da, beſtellt Arbeiten, bezahlt ſie wie ein Fürſt und fügt ſie der Sammlung bei, die er bereits von Ihnen liegen hat. Ihnen die Einrichtung zu erleichtern, verkauft er an Sie das theureſte Geräth für ein Lumpengeld, und — verlangt durchaus nichts dafür, ja Sie ſollen nicht einmal erfahren, von wem ſo viel Güte ſich herſchreibt. Gehen ſie in ſich, Frau Paſtorin, und bedenken Sie jetzt einmal, wie ſehr es den uneigennützigen Mann ſchmerzen würde, wenn Sie ſo abſcheulich mit ihm verführen. Ja, abſcheulich kann man es nennen. Was haben denn Sie, oder Ihr Mann für Nachtheil von einer Liebe, welche nichts will, als uner-

kannt wohlthun? Habe ich Ihnen doch nicht einmal ſagen dürfen, wie glücklich Sie ihn machen würden, wenn Sie ſeine Grüſſe auf der Straße nur ein wenig freundlicher erwiedern wollten als zeither!“ —

Der Unterſchied der Gläubiger.

Klaudinens unglückliche Situation bahnte dieſen Reden den Weg in ihr Herz. Sollte ſie, auſſer der Wiederzerrüttung des Hauſes, eine Schuldenlaſt von ſechzig Louisd'or auf ihren Gatten wälzen, oder wie ſonſt die Summe abtragen, da ihre Stickerei keinen Abſaz fand? Frau Schnatterbach erſchöpfte ſich im Lobe des Rittmeiſters. Ihrer Beſchreibung nach war er ein ganz andrer Menſch, als die übrigen jungen Leute, ein Menſch, dem das grade die größte Freude mache, daß ſie ſo glücklich mit ihrem Manne lebe. Anfangs, ſagt Frau Schnatterbach, ſey er zwar durch des Frühpredigers ungeſchicktes Aeuſſere ein wenig irre geworden, doch fügt ſie, ehe die Frühpredigerin noch ihre finſtere Miene in Worte umſetzte, hinzu, allein nachher habe

er wohl überlegt, daß innere Vorzüge das bischen ſteife Weſen leicht überwiegen könnten.

„Ach Gott, Gott!“ ſeufzte Klaudine, „was „nun der Mittagspredigerin ſagen?“

„Daß es mit Ihren Tapeten eine eigene Bewandnis gehabt, daß jemand, von Gläubigern gedrängt, ſie verſtoßen habe. Dergleichen geſchieht ja täglich. Nicht alle Gläubiger ſind wie gewiſſe Leute, und der Himmel bewahre doch die Frau Paſtorin und ihren Eheherrn für immer vor der Habſucht böſer Gläubiger. Ich gehe ſogleich zur Mittagspredigerin“.

Klaudinens Hand küſſend, entfernte ſich Frau Schnatterbach, nachdem ſie geſehen, daß ihr Wort von den böſen Gläubigern in einem plötzlichen Thränenguſſe die gewünſchte Frucht hervorgebracht hatte.

Gute Wirkungen.

„Was fehlt Dir, Schätzchen“? fragte der Frühprediger, die fröhliche Miene an Klaudinens rothgeweinte Augen vermiſſend.

„Nichts, da Du bei mir biſt“! antwortete ſie, über gehabten heftigen Kopfſchmerz klagend.

„Gut, daß er vorüber iſt, arme Klaudine"! ſprach der frohgeſtimmte Mann. „Ich lache," fuhr er fort, und ſollte mich ärgern, und bitterböſe ſeyn, daß die Welt nicht anders iſt. Mein neuer Anzug, kannſt du Dir's vorſtellen? er wird eine Reform im ganzen Miniſterium zu Wege bringen! Ein Kollege nach dem andern fragt mich nach dem Schneider, ſelbſt der alte Stadtprediger will ſeine lange Weſte nicht mehr dulden. Aber, wahr iſt es, mein Beichtſtuhl iſt in der That ſeitdem beſuchter als zuvor, zumal von Deinem Geſchlecht. — O Charlatanerie," ſetzte er ernſtlich ſeufzend hinzu, „warum muß ſich deine Macht bis auf die Beichtſtühle und geiſtlichen Miniſterien erſtrecken! — "

Bei den vermehrten Beichtpfennigen fiel Klaudinen ſogleich die Möglichkeit ein, ihre Schuld einmal abzutragen. Dieſe Hoffnung ließ die freundlichſten Ideen zu, und ſie mußte lächeln, wenn ſie bedachte, daß der Reformator des alten, gravitätiſchen Miniſteriums eigentlich niemand anders war, als ein junger, wilder Huſarenrittmeiſter. —

Eine Nacht, und die Tapeten hatten ihr fürchterliches ziemlich verloren. Die Blumen darauf, aus deren jeder geſtern eine Schlange zu blicken ſchien, ſtanden heute in ſchuldloſer Freundlichkeit da.

Kann ich dafür, fragte ſich Klaudine, daß ich die Preiſe von ſolchen Dingen nicht weiß? Unerfahrenheit iſt doch wohl noch lange kein Verbrechen? Und hat der Rittmeiſter aus uneigennütziger Güte gehandelt, ſo iſt meine Zufriedenheit damit ihm genug. Hat er es nicht, nun ſo ſieht er ſich ohne mein Zuthun für ſeine Abſichten beſtraft. An meiner ehelichen Treue ſoll gewiß jede verbrecheriſche Hofnung ſcheitern.

In dieſer Stimmung war es ſehr natürlich, daß ſie dem eben hereintretenden Gatten, mit der rührendſten Herzlichkeit, in die Arme ſank.

„Dein Geburtstag iſt heute, Klaudine!“ ſagte der Frühprediger, und ſie wunderte ſich, daß er es wußte.

„Den beſten Glückwunſch!“ fuhr er fort, „doch ohne alles Wortgepränge!“

„Was willſt du auch wünſchen, beſter

Mann, da Du mir mit Dir das Gl'ck ſchon gegeben haſt?" antwortete die gerührte Frau.

„Noch eins, Beſte. Du haſt gegen die Modehändlerin etwas geäußert. Iſt Dir dieſer Anzug recht?"

Er öffnete die Thüre des Nebenzimmers und Klaudine beſtürmte ihn mit ihrem Entzücken und mit ihren Vorwürfen. „Wie viel koſtet Dir das wieder?" rief ſie an ſeinem Halſe.

„Doch Deine Liebe nicht?" fragte er, hinzuſezend: „Was giebt es auſſer ihr denn für mich?" und nichts hätte die Frau Frühpredigerin in dieſem Momente mehr erfreuen können, als der für uns Unbefangene ziemlich lächerliche Gemeinplaz.

Der neue Anzug.

„Da bin ich ganz in Deine Güte gekleidet!" ſprach die Frühpredigerin im neuen Anzuge ihren Gatten aus der Studierſtube zum Mittagseſſen holend.

Er bewunderte, wie billig, ihre Figur.

„Aber" ſagte ſie ſchüchtern, „noch kein Menſch als die galante Majorin der Kirche gegenüber, trägt dieſe Mode. Man wird mir's für Hochmuth auslegen."

„Hochmuth!“ verſetzte ſein theologiſcher Stolz. Als ob ich nicht auch noch Probſt werden könnte! Laß ſie auslegen. Grade darum wollen wir dieſen Nachmittag ſo mit einander ſpazieren gehen.“

Es geſchah. Aber ach, der gute Frühprediger, die arme Frühpredigerin! Wenn ſie hätten hören ſollen!

Die fängt allerliebſt an, den Mann zu ruiniren! hieß es hier. Ein Frühprediger, und ſolcher Luxus! ſagte man dort. Einige etwas ſkandalöſe Damen wollten die Sache ſogar ſkandalös finden. Zum Glück dachte der Frühprediger nicht einmal an die Möglichkeit ſolcher Bemerkungen, und die Frühpredigerin, die wirklich einige Furcht davor gehabt hatte, wurde bald durch eine rothe Erſcheinung in der Ferne von allem, was um ſie her vorging, abgezogen. Wenn er es nur nicht iſt! Dachte ſie. Er trug rothe Uniform, und der Zufall rechtfertigte gar bald ihren Argwohn.

Es war, als fiele Klaudinen nicht nur ihr Hausgeräth, ſondern die ganze Frühpredigerwohnung aufs Herz, da ſeine Umriſſe deutlich wurden.

„Iſt das nicht der nämliche, der Dir einmal den Antrag hat machen laſſen?“ fragte der Frühprediger als er ſchon nahe war. Ihr dumpfes Ja antwortete weniger als der Feuerſtrom, der ſogleich durch ihr Geſicht lief.

Rittmeiſter Serning zog den Hut ehrerbietig und Klaudine erwiederte den Gruß, ſo gut es ſich thun laſſen wollte.

„Er könnte ſein Grüſſen unterweges laſſen!“ murrte der Frühprediger ſo laut, daß Klaudine ſich ängſtlich umſah. Auch der Rittmeiſter ſah ſich um und ſein Blick, ſchien ihr die ſichtbare Verlegenheit abzubitten.

Das Beichtkind.

„Ei, ei!“ ſagte Klaudine, weniger um der Sache willen, als weil ſie ihre und des Gatten Stimmung mit Gewalt verändern wollte, „ei, ei, Männchen, wen grüßteſt denn du da ſo freundlich?“

„Das iſt eines von den neuen Beichtkindern!“ antwortete er lächelnd. „Gefällt ſie Dir auch?“

„Auch? Der Beichtſtuhl fängt ja an, mir recht gefährlich zu werden.“

„Wer iſt ſchuld als Du mit Deiner Einrichtung? Ohne die hätte ich nicht dran gedacht, mich anders zu kleiden, und ohne das wären vermuthlich die hübſche Mädchen gar nicht aufmerkſam geworden."

Klaudine ſchwieg gern. Die verwünſchte neue Einrichtung hatte alles zu verantworten. Während aber der Frühprediger ſich vor ihrer vermeinten Eiferſucht rechtfertigen wollte, fing in der That die Eiferſucht an, in ihr einigen Raum zu gewinnen, zumal als die Beichttochter jetzt, beim nochmaligen Vorübergehen, mit ihrem hellen Blicke nicht ganz beſcheiden nach dem Auge des Frühpredigers ſuchte.

„Pfui" ſagte, Klaudine, „das iſt ein freches Geſchöpf!" und der Gatte machte übel nur ärger, wie er das Wort Frechheit in gutmüthiges Weſen, oder Naivetät umzuſetzen trachtete. Der Spaziergang wurde ziemlich einſilbig vollendet.

Unannehmlichkeiten.

Kaum war Klaudine wieder im Hausanzuge, als mit einer Kleiderhändlerin ein neuer Verdruß ſich ankündigte.

„Kommt dergleichen ſchon an die Herumträger? fragte der Frühprediger, wie die Frau ein Klaudinens neuem Anzuge ganz ähnliches Kleid zum Verkauf anbot. — “

„Seit einer Viertelſtunde erſt iſt es in meinen Händen, antwortete die Frau. Die Frau Majorin Roſen will es nicht wieder anziehen, weil die Mode ſchon zu gemein worden wäre, wie ſie dieſen Nachmittag geſehen hätte. Wen die eigenſinnige Frau ſo angezogen gefunden hat, weiß ich zwar nicht, aber beſchwören kann ich es, daß erſt zwei ſolche Kleider in der Stadt exiſtiren.“

„Sagte ich es nicht?“ flüſterte die gekränkte Frau ihrem Gatten zu. Der aber ſtieß im Zorne einige heftige Worte gegen die Majorin aus, und gebot ihrer Abgeſandtin, wie er die Händlerin nicht mit Unrecht nannte, augenblicklich ſein Haus zu verlaſſen.

Der Geburtstag endigte bei weitem nicht, wie er angefangen hatte. Zwar ſezte der Frühprediger ſeiner Gattin umſtändlich aus einander, welch einen hohen Rang die Geiſtlichkeit ſeit den älteſten Zeiten genieße, und daß ein

groſſer Unverſtand zu der Bosheit gehöre, ſie dermaßen zu beleidigen. Allein Klaudine war die Tochter eines geheimen Raths und erinnerte ſich noch recht gut aus ihren Kinderjahren, daß einem Frühprediger im Vorzimmer ihres Vaters gewis keine beſondre Auszeichnung wiefahren ſeyn würde. Klaudinens Kummer darüber wollte indeſſen doch der Schlaf verdrängen, allein zwei Geſtalten, der Rittweiſter und das Beichtkind, nahm ihr ſolchen wechſelsweiſe wieder von den Augenliedern.

Die Hausgenoſſin.

Während der Frühprediger am Morgen drauf vor einem Sterbebette, zu dem man ihn geholt hatte, viel von dem ſeligen Leben ſprach, hatte ſeine Gattin zu Hauſe mit einem ſehr unſeligen zu kämpfen. Das Hausgeräth warf wieder vergiftende Blicke auf ihre Ruhe, und das freche Beichtkind drängte ſich ebenfalls alle Augenblicke in ihre Phantaſie. Endlich klingelte es. Nur neues Leiden! Frau Schnatterbach ſchluchzte zur Thüre herein. Gottloſe, böſe Menſchen, ſchrie ſie, wären in ihre Wohnung gebrochen.

Ein Glück, daß ſie ausgegangen geweſen, weil man ſie ſonſt vielleicht gar umgebracht hätte. Ihre Klagen übertäubten Klaudinens Troſt.

„Und nun" fuhr Frau Schnatterbach fort, fürchte ich mich in mein abgelegenes Quartier zurück und weiß doch nirgend anders hin."

„Eine Wohnung findet ſich gewis, Frau Schnatterbach! tröſtete Klaudine."

„Gewis, Frau Paſtorin, für den Augenblick nur nicht. Sie haben mehrere unbenuzte Stuben. Räumten Sie mir wohl eine davon ein, bis ich ein Quartier gefunden habe?"

Klaudine ſeufzte. Sie wußte wie verdrüßlich das ihrem Manne ſeyn würde. Allein das Mitleid verwendete ſich nicht nur für Frau Schnatterbach, ſondern auch die Furcht. Wenn nun dieſe Frau das unſelige Geheimniß aus Rache in der Stadt herumtrüge! flüſterten Tapeten, Stühle und Bureau Klaudinen zu, und ſie — gewährte die Bitte.

Verſtimmung.

„Was kommen denn da für alte Mobilien in's Haus?" fragte der Frühprediger, der eben

hereintrat, wie Frau Schnatterbach einräumen ließ.

Mit rührender Beredtſamkeit erzählte Klaudine, daß ſie einer Unglücklichen gehörten, der man das Ihrige geraubt hätte; ja, die in ihrer Wohnung vor Mördern nicht ſicher wäre, und deshalb bis ſie eine andre gefunden um einen Aufenthalt gebeten.

Der Frühprediger hatte nichts dagegen, obſchon ihm dieſe vorgebliche Unſicherheit in der Stadt wenig glaublich ſchien. Der Name der neuen Hausgenoßin verdarb indeſſen alles wieder. Er ſprach über Tiſche faſt gar nicht, und blieb den übrigen Theil des Tages in ſeiner Studierſtube. Jedoch der Abend brachte die Verſöhnung wieder mit. Habe ich denn etwa recht mit meinem Zorn? fragte ſich der Frühprediger, als die milden Lichter der Liebe ſchon am Himmel ſtanden, und ſoll man den Unglücklichen darum zurück weiſen, weil man ſeinen Namen, oder ſein Geſicht nicht leiden kann?

Klaudine prieß ſich glücklich, daß die Wolken ſobald vorübergezogen waren, und der Paſtor ſah ſchon dem folgenden Tage froh entgegen,

an dem er ihr das zugefügte Leid durch ein angenehmes Geſchenk zu vergüten hoffte. Er erwartete nämlich eine Summe, die er als Hofmeiſter erübrigt, und in eine auswärtige Handlung gelegt. Die Umänderung ſeiner Gardrobe und der neue Anzug ſeiner Frau hatten die Aufkündigung des Kapitals nöthig gemacht.

Ein ungewohnter Schritt.

Leider brachte der Briefträger am folgenden Tage ſtatt der erwarteten Summe die Nachricht vom Falliment jenes Handelshauſes. Das traf den Frühprediger ſchwer. Kaufmann, Modehändlerin, Handwerker, alles war auf dieſen Tag vertröſtet, und er beſaß bei weitem nicht Ton genug die geſammten Erwartungen mit einer dreuſten Stirn abzufertigen. Todesangſt überfiel ihn. Er ſah ſich ſchon eingezogen und ſeines Amtes entſezt. Es mußte Rath geſchaft werden. Sich einem Freunde zu entdecken, davon rieth ihm ein Buch über den Umgang mit Menſchen ab, das der aufgeklärte Mann für unfehlbar hielt. Lieber den Juden zu Rath gezogen, ſagte das Buch, und Herr Jakob ſollte ſein

Gläubiger werden, weil er deſſen Verſchwiegenheit hatte rühmen hören. Ein Jude war freilich Herr Jakob ſeit der Taufe nicht mehr, aber auf Zinſen lieh er doch immer noch ſo gut wie ein Jude.

Zu Herrn Jakob! brummte er daher, indem er den Rock vom Nagel nahm, und ſah ſich erſchrocken um, ob auch jemand es gehört hätte. Seine Frau ſollte durchaus nichts von der Anleihe erfahren, kein Menſch.

Nur muthig! rief er ſich ſelber zu, als ſeine Füße über die Treppe und das Pflaſter gleiteten und ſein Herz klopfte viel lauter als die zitternde Hand, wie er vor Jakobs Zimmer angelangt war.

Der herzhafte Ton, mit dem Herr Jakob herein! rief, erſchütterte den Frühprediger vollends. Es war als ob der künftige Gläubiger dem armen Seelſorger das letzte Reſtchen Muth zu dieſem Tone abgeborgt hätte. Seine Hand verzweifelte ſchon in dem dunkeln Vorzimmer den meßingenen Griff an der Thüre zu finden, als Herr Jakob von innen zu Hülfe kam, und die Thür aufriß, wobei die Naſe des ehrlichen Frühpre-

predigers in die augenſcheinlichſte Lebensgefahr geräth.

Freundſchaft und Wucher.

Bei dem geübten Blicke des Herrn Jakob, der es jedem Geſicht hundert Schritt weit anſah, ob es Geld bringe, oder haben wolle, war es kein Wunder, daß des Frühpredigers Anliegen eher an den Tag kam, als der Mann noch ein Wort geſprochen hatte. Herr Jakob freute ſich indeſſen, da das Bekenntniß nicht herauswollte, der Ehre den Herrn Paſtor in ſeiner Behauſung zu ſehen, zeigte ihm die ſchöne Einrichtung, und fragte endlich, ob er mit Frühſtück, oder etwas anderem aufwarten könne?

„Geld brauche ich, Herr Jakob!" ſagte der Frühprediger nun auf einmal, erzählte ſein Unglück mit dem Handelshauſe, und mußte ſehen, wie der getaufte Jude die Achſeln zuckte, und auf die böſen Zeiten loszog. Der Frühprediger verſicherte, auf ſeine Hülfe ganz gerechnet zu haben, doch des neuen Chriſten inſolvente Miene ſetzte die Richtigkeit der Rechnung ſehr in Zweifel.

„Die kleine Summe von vierhundert Thalern nur!“ ſagte der Frühprediger, und Herr Jakob beſchwor, daß er in dieſem Augenblick nicht über ſoviel Groſchen zu diſponiren hätte.

Der Frühprediger berief ſich auf des Gläubigers Freunde, auf deſſen Kredit.

„Freunde, Kredit!“ rief der Andre. „Lauter leere Namen!“ und vollendete ſeine Klage über die böſen Zeiten und gottloſen Leute.

Der Frühprediger verlor alle Hoffnung.

„Es iſt entſetzlich,“ ſagte der neue Chriſt, „daß man da nicht einmal helfen kann, wo man es ſo gern thäte! — Hm! da fällt mir jemand ein. Aber nein, das Herz würde mir bluten, wenn ich Sie in Wuchererhände lieferte.“

Der Frühprediger beſchwor ihn, daß er es doch thun möchte.

„Mein,“ ſagte Herr Jakob, „die Noth benimmt Ihnen die Ueberlegung, und Sie haben in mir einen Freund gefunden, der an ihrer Statt denken will.“

Der Frühprediger bat um Gottes willen, daß er ſeine Freundſchaft und ſein Denken nur

dies mal bei Seite ſetzen, und mit dem Wucherer ſprechen ſolle.

Eine Gefälligkeit erfordert die andre.

„Nur dann wenigſtens keine Schuld, Herr Paſtor," ſagte Herr Jakob, und erkundigte ſich, was er Pfand einzuſetzen habe.

„Nicht einmal Pfand?" rief der neue Chriſt auf des Bittenden Verneinung. „Dann würden Sie ganz ruinirt. Damit Sie indeß meine Freundſchaft ſehen, will ich ſelbſt etwas für Sie verpfänden. Von dieſen dreihundert Dukaten, dem Sparpfennig meiner Stiftochter ſoll es geſchehen."

Der Frühprediger wollte von Dankbarkeit ſprechen, aber Herr Jakob hielt ihm dem Mund zu. „Ich würde es erſtaunlich übelnehmen," ſagte er.

„Wenigſtens" fuhr der Geiſtliche fort, „erlauben Sie mir, mich bei Ihrer Tochter abzufinden."

„Behüte Gott!" ſagte er, „meine Tochter darf keine Geſchenke annehmen. Hierauf fing er an, des Mädchens Geſchicklichkeit zu rühmen,

und beſonders viel von ihrer Neigung zu fremden Sprachen zu reden. „Sprechen Sie vielleicht franzöſiſch, Herr Paſtor?“ fragte er.

„Ziemlich!“

„Dann könnten Sie ihr und mir freilich einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie ihr zuweilen ein Stündchen ſchenken wollen.“

Der Frühprediger, erfreut, daß ſeine Dankbarkeit wenigſtens Einen Ausweg erblickte, ſetzte drei Nachmittagsſtunden in der Woche ſogleich feſt, und der Andre ſchätzte ſich glücklich, einen ſolchen Freund gefunden zu haben. Er fügte hinzu, daß er ſeiner Tochter längſt einen Sprachmeiſter würde gehalten haben, wenn bei jungen, hübſchen Mädchen nicht allerlei Bedenken einträten, und man von den feſten Grundſätzen der Herrn Sprachlehrer immer überzeugt ſeyn könnte.

„Wenn Sie in einer Stunde wieder kommen wollen, Herr Paſtor,“ ſchloß Herr Jakob, „ſo ſollen Sie Ihre Sache arrangirt finden,“ und der Gerettete trug ein viel leichteres Herz aus dem Hauſe, als er hineingebracht hatte.

Das Auge der Frau Schnatterbach, die eben vorbeiging, ſtörte den Heraustretenden freilich wieder. Allein jetzt hatte er Ueberlegung genug, um einzuſehen, daß ihm ſein Geldgeſchäft nicht an die Stirne geſchrieben ſtund.

Nur nicht zu der!

„Haſt ja heute verzweifelt viel Gänge Männchen!“ ſprach Klaudine als er eine Stunde nach der Zurückkunft wieder den Hut ergriff. „Nur nicht etwa zu dem bewußten Beichtkinde!“ ſagte ſie ſchalkhaft, und bat es ihm reuig ab, als er den Verdacht übel nehmen wollte.

„Solche Gänge wirſt Du wohl nie von mir erleben!“ ſagte er noch im Fortgehen, und Klaudine drückte ihre frohe Ueberzeugung davon in einer herzlichen Umarmung aus.

Frau Schnatterbach kam grade zurück, wie der Frühprediger in die Jakobſche Hausthüre ging, aber er bemerkte ſie nicht.

Der Wechſel.

Die Summe lag in Gold auf dem Tiſche als der Frühprediger ins Zimmer trat.

„Abſcheuliche Menſchen die Wucherer!“ ſag- te Herr Jakob. „Sie müſſen dem wohl auf der Treppe begegnet ſeyn.“

Der Frühprediger verneinte das.

„Er iſt in der That kaum aus meinem Zim- mer.“

Hiermit beſchnitt Herr Jakob ein Papierchen, das er ſodann dem Geiſtlichen vorlegte, und ihm dazu eine eingetauchte Feder in die Hand gab.

„Sie dürfen blos unterſchreiben,“ ſagte er, und der Frühprediger, froh über das vor ihm liegende Geld, vergaß das Leſen, welches wie er wohl wuſte, jeder Unterſchrift dieſer Art voran- gehen müßte.

Das Blatt war ſchon in des neuen Chriſten Händen als er erſt bemerkte, daß es die Form ei- nes Wechſels hatte.

Er zeigte Aengſtlichkeit darüber.

„Blos um Lebens und Sterbens willen!“ ſagte Herr Jakob beruhigend. „Der Wechſel bleibt in meinem Verſchluß, jener Wucherer hat mein Pfand genommen.“

Der Frühprediger warf noch einen Blick auf das Papier, und ſah die Summe von fünfhun-

dert Thalern. „Das iſt wohl ein Irrthum?“ fragte er. Allein Herr Jakob verſicherte, daß der Wucherer durchaus nicht zu billigern Bedingungen zu bewegen geweſen wäre.

„Und auf Einen Monat nur?“ rief der Frühprediger leichenblaß, nach dem dritten Blicke auf den Wechſel.

„Beruhigen Sie ſich darüber, Herr Paſtor. Die Verſchreibung bleibt in meinen Händen, und in Monatsfriſt kann ich ſchon Rath ſchaffen.“

Der Frühprediger wünſchte, daß dann wenigſtens ein andrer Wechſel, auf ein Jahr, ausgeſtellt würde.

„Ein andrer Wechſel,“ rief Herr Jakob. „Unter Freunden wir wie beide uns ſchon bewieſen haben! — Nein, lieber mag das ganze Geſchäft zurückgehen, wenn Sie mir, der ich blos aus Freundſchaft gehandelt habe, nicht einmal ſo viel trauen.“

Herr Jakob ſprach noch mehr darüber, und der Frühprediger mußte ſich beruhigen, wenn er die eingeſtrichene Summe nicht wieder herausgeben wollte.

„Ich habe auch meiner Tochter ſchon von Ihrem Erbieten geſagt,“ fuhr Herr Jakob fort, als der Geiſtliche Abſchied nahm. „Sie freut ſich ſehr auf die franzöſiſchen Stunden. Sie kennt Sie ſchon! Sie iſt neulich, als ich auf der Meſſe war, einmal allein zur Beichte gegangen, und hat ſich dazu, wie ich eben erſt höre, den neuen, ſchönen Herrn Frühprediger ausgeſucht. Welche Tage wollten Sie kommen, Herr Paſtor?“

Der Frühprediger erklärte ſich darüber.

„Schön,“ ſagte der Andre, das ſind ihr grade die liebſten dazu. Sie müſſen ſie aber doch ſehen. — Judith! „rief er hierauf in eine Thüre, und der Frühprediger ließ vor Schrecken den Hut aus der Hand fallen, wie er bemerkte, daß er, ohne es zu ahnen, ſeine Frau belogen hatte, und das viel, beſprochene Beichtkind im Hauskleide hereintrat.

An Komplimente gewöhnt, nahm Mamſel den fallenden Huth ſelber für eins, und ſuchte durch gütige Blicke und Reden des Seelſorgers Verlegenheit zu beſchwören. Aber ſo allerliebſt

ſie auch ausſah und that, er würde dennoch ſein Wort wegen der franzöſiſchen Stunde zurückgenommen haben, wenn der Wechſel auf einen Monat ihm nicht gerathen hätte, Herrn Jakobs Freundſchaft beſtens zu kultiviren.

Tante Billig.

Im Fortgehen faßte er den Vorſatz ſeiner Frau die Sache zu entdecken, und freute ſich des beherzten Gedankens, als Tante Billig ihm entgegen kam.

„Iſt es denn wahr, lieber Herr Vetter,“ redete ſie ihn an, „daß Sie das Zimmer, das ich Ihnen abmiethen wollte, einem gewiſſen Weibsbilde gelaſſen haben?“

„Nur ſo lange, bis ſie mit einem andern Quartier verſehen iſt.“

„Das wird lange dauern, denn wer mag dieſe berüchtigte Perſon in ſein Haus nehmen?“

„Berüchtigt Frau Muhme?“

„Ich ſage Ihnen nur ſo viel, Herr Vetter, geben Sie auf Ihre Frau Achtung. Die Stadt ſpricht ſchon, und vor einer Viertelſtunde ſah ich einen Huſarenoffizier in die Frühpredigerwohnung ge-

hen. Sie ſollen mir morgen ſagen, ob ich nicht recht gehabt habe."

Der Huſarenoffizier ſchüttelte dem Frühprediger wie ein eiskaltes Geſpenſt die Glieder zuſammen. Vor einer Viertelſtunde ſchon! Welchen Unfug konnte ein ſchöner Huſarenoffizier in einer Viertelſtunde angerichtet haben!

„Adieu Frau Muhme!"

Der bedächtige Frühprediger flog als Eilbote ſeiner Wohnung zu.

Wirklich trat in demſelben Momente, in dem ihm das Haus in's Auge fiel, der Rittmeiſter Serning heraus, der obendrein ſeinen Weg auf die andre Seite richtete, ſobald er den Frühprediger anſichtig wurde.

„Ob ſie's entdeckten wird!" Dachte der gequälte Ehemann. Selbſt wenn der Huſar blos bei Frau Schnatterbach geweſen war, hatte er durch den gemeinſchaftlichen Vorſaal gemüßt. Ob ſie's entdecken wird?

Kein Geſtändniß.

Die Entdeckung blieb aus. „Ja, ſie iſt ſchuldig!" ſagte der Frühprediger und verſchloß ſeine Ausſage ebenfalls.

„Frau Schnatterbach ſoll herkommen!“ ſagte er zur Köchin, und bald darauf kam ſie.

„Sie räumen noch heute Ihre Sachen aus dem Hauſe!“

Frau Schnatterbach ſah erſchrocken auf Klaudinen, und ſagte, daß ſie noch keine Wohnung habe.

„Hilft nichts!“ antwortete der Frühprediger ſtrenge. „Die Stadt ſoll mir nicht vorwerfen, daß ich zweideutige Menſchen in meinem Hauſe dulde.“

Frau Schnatterbach weinte, drohte, und bat abwechſelnd. Klaudine verwendete ſich. Alles umſonſt. Der Frühprediger ſchickte nach einem Kärrner und ließ ihr Hausgeräth vor die Thüre ſchaffen.

Kurz nach dieſer lauten Expedition trat ein ununterbrochenes Schweigen ein. Das Eſſen wurde aufgeſetzt, und unverſehrt wieder weggetragen. Der Frühprediger ſann Klaudinen ein Geſtändniß an, und Klaudine muthete ihm ein Gleiches zu. Wenn er nun auch vielleicht den Rittmeiſter Serning hatte aus dem Hauſe gehen ſehen! meinte ſie. Ihr Bewußtſeyn ſprach ſie

los, denn blos Frau Schnatterbachs Stube war ihm geöffnet worden. Dagegen wußte die Frühpredigerin, vor welchem Hauſe Frau Schnatterbach ihren Gatten zweimal angetroffen hatte. Nach dem, was vor ſeinem letzten Ausgange vorgefallen war, ließ ſeine Handlung gar keine Entſchuldigung zu. Es wohnte, wie Frau Schnatterbach verſichert hatte, kein Menſch in Herrn Jakobs Hauſe, als er ſelbſt und ſeine Stieftochter, und der Frühprediger war in Einem Vormittage zweimal dort geweſen.

Klaudine weinte den ganzen Nachmittag im verſchloſſenen Zimmer, über die Abſcheulichkeit ihres Gatten, und dieſer ſaß auf ſeiner Stube, eine der giftigſten Spottreden gegen die Weiber niederſchreibend. Selbſt der Abend brachte keine Verſöhnung mit ſich.

Der Tapetenfabrikant.

Der folgende Morgen eignete ſich noch weniger zu einer Veränderung dieſes unfreundlichen Sinnes. Man frühſtückte zwar, wie gewöhnlich, mit einander, aber ohne vom geſtrigen Schweigen etwas nachzulaſſen.

Da kam die Mittagspredigerinn zur Thür hereingeflogen, und verkündigte athemlos, daß der Tapentfabrikant ihr auf dem Fuße folge. Sie erzählte, daß der Tapezier ſie einer Injurie wegen verklagt, und auf ein Zeugnis des Fabrikanten geſtüzt, vor Gericht behauptet habe, daß dieſes Tapetenmuſter durchaus noch nicht zu wohlfeilern Preiſen verkauft worden ſey, ja daß die Fabrik erſt an vier Perſonen davon gegeben habe, unter denen ſich der Frühprediger nicht befinde. Tapezier und Fabrikant bewieſen daher, daß dieſes geringere Tapeten, und aus einer ganz andern Fabrik ſeyn müßten.

Um den entehrenden Verdacht der Unwahrheit von ſich zu entfernen, habe ſie daher auf eine Beſichtigung gedrungen.

In demſelben Augenblick traten Fabrikant und Tapezier, nebſt einem Aktuarius herein.

Während der letztere wegen der frühen Störung höflichſt um Verzeihung bat, betrachteten die beiden Andern verwundert die Tapeten und ſich. Der Tapezier hatte für drei Perſonen ſelbſt von dieſen Tapeten aufgemacht, nannte die Perſonen, und der Fabrikant rief:

„So müſſen das die ſeyn, welche der Rittmeiſter Serning von mir gekauft hat!“

Klaudine war einer Ohnmacht nahe, und der Frühprediger verwandte kein Auge von ihr.

„Und was haben Sie für dieſe Tapeten bezahlt?“ fragte der Fabrikant lächelnd. Der Frühprediger wieß den Fragenden an ſeine Frau, Klaudine ſagte die Wahrheit, und Fabrikant und Tapezier verwunderten ſich über den Preis noch mehr, als ſie ſich über die Tapeten verwundert hatten.

„Da Sie ſo wohlfeil zu kaufen wiſſen,“ ſagte der Tapezier hierauf, „ſo möchte ich faſt fragen, was dieſes Sopha und die Stühle dazu koſten?“

Das Bewußtſeyn der Schuldloſigkeit hielt Klaudinen jetzt aufrecht. „Gehört dies auch zur Sache, Herr Aktuarius?„ ſprach ſie, dieſer verneinte, und winkte zum Gehen.

„Ich will kein Geheimnis aus ſolchen Dingen machen!“ ſprach jedoch der Frühprediger höchſtaufgebracht angebend, was dieſe Geräthſchaften koſteten.

„Mit dem Verkäufer möchte ich Preis hal-

ten können!“ lachte der Tapezier im Fortgehen dem Fabrikanten zu, und die Mittagspredigerin empfahl ſich, beſtürzt, über das was ſie aus dem Vorfalle, und dem ziemlich lautredenden Verhältnis zwiſchen Mann und Frau ſchlieſſen zu können glaubte.

Ein finſterer Blick war die ganze Rede des Frühpredigers.

„Wohl dem, der ſich unſchuldig weiß!“ ſagte Klaudine. Aber er ſah ihr thränenvolles, großes mitſprechendes Auge nicht, wie hätte er ſonſt die dargebotene Hand leer können zurückſinken laſſen.

Die neue Hausgenoſſin.

„Damit wenigſtens Ordnung im Hauſe erhalten wird!“ dachte er, und ſchickte der Tante Billig ein Einladungsbillet.

Sie ſäumte nicht.

„Was habe ich geſtern geſagt?“ fing ſie an.

„Was ich heute nicht hören will, liebe Tante. Meine Wohnung ſteht offen für Sie. Sogleich können Sie einziehen. Auch ſehen Sie wohl

vielleicht in der Wirthſchaft ein wenig auf das Recht. Meine Frau iſt etwas unpaß.“

„Unpaß?“ fragte die Alte mit dem neugierigſten Blicke. Allein der Frühprediger wich durch eine verdrüßliche Miene ihrer weitern Forſchbegierde völlig aus.

„Ihre Frau kommt wohl gar nicht zu Tiſche?“ ſprach Madam Billig zu Mittag.

„Man iſt lieber allein, wenn man ſich nicht wohlbefindet!“ antwortete der Frühprediger, und ſchickte Eſſen auf ihr Zimmer.

Nach Tiſche gieng er, Mamſell Judith die erſte franzöſiſche Stunde zu geben. Madam Billig verſuchte umſonſt Klaudinen Rede abzugewinnen und ging endlich voll Verdruß aus, um ihren Freundinnen die Vermuthungen, welche ſie hatte, für Gewißheit zu verkaufen.

Nachrichten.

In Abweſenheit von Madam Billig erſchien Frau Schnatterbach. „Vertheidigen Sie mir Ihren Mann ja nicht mehr!“ fing ſie an. Eben ſtand er wieder mit der Tochter des getauften Juden am Fenſter. Es iſt auch ſchon in der

ganzen

ganzen Stadt herum. Man bedauert Sie allgemein, und wundert ſich nur, daß ſie in Einem Hauſe mit dem abſcheulichen Mann bleiben können."

Klaudine erzählt den Auftritt wegen den Tapeten.

„Und darüber" verſetzte Frau Schnatterbach „kann ein ſo gewiſſenloſer Mann ein Wort verlieren?"

„Geſagt hat er nichts darüber!"

„Aber ſich ſchlecht betragen, nicht wahr? Pfui, er wird mir immer entſetzlicher. Ich komme eben von der Schweſter Ihrer ſeeligen Frau Mutter. Die legt es Ihnen recht übel aus; daß Sie nicht ſogleich mit Ihren Habſeligkeiten bei ihr Zuflucht ſuchen."

Klaudine hatte dem Geſchwäz nur mit halbem Ohre zugehört. Frau Schnatterbach merkte das, aber ſie merkte auf, daß ſie nicht ganz zwecklos geſprochen hatte, und beſchloß nächſtens in dieſer Manier fortzuarbeiten. Die ſchönſte Gelegenheit dazu fand ſich am folgenden Tage.

Statt Klaudinen anzureden, wie dieſe immer noch erwartete, hörte der Frühprediger, blos auf die Tante, die ihm ſagte, daß man in der Stadt häsliche Dinge von ſeiner Frau erzähle.

Wirklich war der Tante die Tapetengeſchichte ſchon zu Ohren gekommen, doch der Frühprediger lehnte mit einem tiefen Seufzer alles Geſpräch darüber ab.

Ein Wagen, der ihn holen wollte, unterbrach dieſe Dinge vollends. Klaudine ſah ihren Gatten einſteigen, und kam aus ihrem Zimmer nach der Urſache begierig.

„Ein Krankenbeſuch!" ſprach Madam Billig.

Klaudine verbat ſich den impertinenten Ton der Antwort. Madam Billig wollte darüber lachen, aber Klaudine verſicherte, daß ſie ſo was nie dulden werde in ihrem Hauſe.

„In Ihrem Hauſe?" wiederholte Madam Billig ſpottend. „Wie lange werden Sie dies Haus noch das Ihrige nennen dürfen, mein gutes Kind?"

Das war zu arg. Die aufgebrachte Klau-

dine mußte in ihr Zimmer eilen, wenn ſie die Alte gegen Mishandlungen ſchützen wollte.

Ein ſchreckliches Gewitter weckte ſie zwey Stunden nachher aus einem ſchlafähnlichen Zuſtande. Sie hörte die Tante im Nebenzimmer Gebete murmeln und vermochte doch ſelbſt nicht zu beten. Den Bliz hätte ſie rufen mögen, wenn er der Unſchuld beſſer Gehör gäbe, als das Schickſal, aber auch der Bliz diente ja blos dem Zufalle!

Dieſer troſtloſe Sinn beherrſchte Klaudinen noch, als der Himmel ſich ſchon wieder aufheiterte, und Frau Schnatterbach athemlos hereintrat.

Die Flucht.

„Wiſſen Sie noch nichts Frau Paſtorin?“ hieß es. „Sie dürfen durchaus nicht länger hier verweilen. Bei hellem, lichten Morgen mit der nichtswürdigen Perſon ſpazieren zu fahren! Und mitten durch die Stadt!“

„Mein Mann?“

„Nennen Sie doch dieſen böſen Menſchen zum letzten male ſo. Alle Leute haben mit Fin-

gern auf den Wagen gezeigt. Nein Madam, wenn ſie noch eine Stunde in dieſem Hauſe bleiben, ſo muß ein Theil der allgemeinen Verachtung auf Sie fallen."

Frau Schnatterbach breitete ſich eben noch weiter darüber aus, als ein Kompliment von Herrn Jakob und deſſen Tochter einliefe, und die Nachricht, daß er bey ihnen den Mittag zubringen würde.

„Nun, Frau Paſtorin, wollen Sie dieſem Spotte, der mit Ihnen getrieben wird, ruhig zuſehen?" fragte Frau Schnatterbach.

„Nein," antwortete Klaudine. „Meine Tante nähme mich alſo gern auf?"

„Mit offnen Armen, wie ich ſage!"

Geſchäftigkeit der Tante.

Der Frühprediger fand Klaudinen nicht mehr, als er zurückkam. Aber die Erſchütterung, welche dies in ihm hervorbrachte, wurde bald durch die tükiſchen Vorſtellungen von Frau Billig gedämpft. Seufzend gab er ihr am Ende recht, wenn ſie ihn glücklich prieß, daß er dieſe Frau ſo wohlfeil loswerde, Frau Billig wollte den

Rittmeiſter den Vormittag unzählige mal um das Haus haben herumgehen ſehen. Jetzt ſagte ſie, zeige er ſich nicht mehr! Und damit der Frühprediger ſie ja recht verſtehe, ſetzte ſie hinzu, weil ſie nun bei ihm wäre.

Der Vetter machte zwar einige Einwürfe, die aber von ihrer argliſtigen Redſeligkeit bald beſeitigt waren. Am Ende glaubte er es ſelbſt, daß keine Veranlaſſung Klaudinen zu dem unſeligen Schritte bewogen habe, als ein verbrecheriſches Einverſtändnis.

Frau Billig beſuchte ſo viel von ihren Bekannten, als die Zeit geſtatten wollte, und nahm die beruhigende Ueberzeugung mit nach Hauſe, daß die halbe Stadt den andern Tag von Klaudinens Liederlichkeit unterrichtet ſeyn werde.

Der alte Freund.

Ein akademiſcher Freund, dem der Frühprediger vor vierzehn Tagen erſt die Seligkeit ſeiner Ehe mit den blendendſten Farben geſchildert, und dringend eingeladen hatte, Zenge davon zu werden, kam dieſen Abend. Man denke ſich den Kontraſt

zwiſchen ſeiner Erwartung und dem, was er fand.

Der junge Ehemann ſtand beſchämt vor ihm. Frau Billig übernahm den Bericht ſeiner Unfälle, und der Frühprediger ſeufzte blos bekräftigend dazwiſchen. Ein paar mal wollte er entſchuldigen, allein Frau Billig wußte die Entſchuldigung immer in's Lächerliche zu drehen.

Paſtor Jung, ſein Freund, hatte, als er zu Bette ging, ſo viel gehört, daß er die ganze Nacht hindurch mit einem jungen, ſchönen Ungeheuer in Träumen zu kämpfen hatte. Er ſtand eben auch in Begriff, eine Frau zu nehmen, und ſeine Sinne verwirrten ſich beinahe, wenn er dieſes Vorhaben mit Klaudinens ſcheinbarer Unſchuld und wirklicher Abſcheulichkeit zuſammen dachte. Darüber hatte er ſchon am Abend einen ſchönen Troſtgrund für ſeinen Freund vergeſſen, den er am andern Morgen nachzuholen eilte. „Weißt Du wohl" fing er an, „daß ich auf die hieſige Frühpredigerſtelle halb und halb rechne?"

„Auf meinen Plaz?"

„Unter uns, mein Onkel, der Probſt, hat mir geſchrieben, daß Dir eine beſſere Verſorgung

in einer andern Stadt kaum entgehen werde, wenn Du darum anhielteſt.“

„In einer andern Stadt?“ rief der Frühprediger voller Freuden über die Ausſicht, dieſe Tapetenwände, dieſe Wohnung, die ganze Gegend, die ihn ſtets an Klaudinen erinnerte, aus den Augen zu verlieren.

Der fremde Paſtor nannte ihm die Stadt und zeigte ihm des Probſtes Brief vor. Der Frühprediger athmete ſchon mit dieſen Hoffnungen. Die Seligkeit einer neuen Welt, in der ihn nichts zu drücken ſchien, als der Himmel, weil es doch der nämliche war, unter dem er ſich mit Klaudinen ſeelig gefühlt hatte.

Der Landpfarrer ging, um dem Frühprediger bald eine beſtimmtere Nachricht zurückzubringen.

Beſchuldigungen.

Der Gaſt blieb mehrere Stunden aus.

„Endlich!“ ſagte der Frühprediger. Aber wo waren die Hoffnungen hin, welche ſein Freund mit zum Probſte genommen hatte? Auf dem Geſichte ließ ſich keine mehr blicken. Mit fin-

ſterm Ernſte legte er den Hut ab, warf ſich in das Sopha, raffte ſich gewaltſam wieder auf, und trat vor den Frühprediger hin.

„Biſt Du's, Strauß, oder nicht?“ rief er, ihm in's Auge ſchauend.

„Du ſcheinſt es noch, aber was ſagt man von Dir? Meine Aufrichtigkeit werde der Probierſtein Deiner Unſchuld. Ein Aergernis, heißt es, gäbeſt Du mit Deinem Leben. Nicht genug, daß Du heimlichen Umgang mit Buhldirnen habeſt, ſeyſt Du geſtern frech genug geweſen, an der Seite einer ſolchen durch die Stadt ſpazieren zu fahren!“

„Wer ſagt das?“ rief der Frühprediger.

„Die Stadt, der Probſt, der Dich lieber ſogleich des Predigtamtes entſetzte. Deine Frau ſey von Dir gegangen, weil ſie den Gräuel nicht mit anſehen wollen. Mit Einem Worte, in daſſelbe Ungeheuer, das mir geſtern als Deine Frau vorgeſtellt wurde, verwandelt Dich der Ausſpruch des Gerüchts. Jetzt vor allem, was hat es mit Dir und der Judendirne für Bewandnis?“

Rechtfertigung.

Der Frühprediger erzählte mit bebender Stimme von ſeinem Verhältnis mit ihrem Vater, und wie er in dieſen Umgang verwickelt worden war. Die Wahrheit ſprach zu überzeugend aus Worten und Mienen, als daß der Andre zweifeln durfte.

„Aber wie biſt Du nur geſtern in den verwünſchten Wagen gekommen?"

„Eine Kranke, die auf ihrem Garten wohnt, hatte mir ihn geſchickt. Bei Annäherung des Gewitters bin ich grade auf dem Rückwege. In dem Momente nun, da die Pferde ſcheu vor Sturm und Blizen nicht weiter wollen, erblicke ich ein wohlgekleidetes Mädchen, mit einem jungen Mann, welche athemlos über eine Wieſe gelaufen kommen. Die Tochter des getauften Juden, die mich ebenfalls erkennt. Ob ich nun ihr und ihrem Begleiter Pläze im Wagen angeboten, oder ob ſie mich darum angeſprochen haben, weiß ich nicht einmal. Wem hätte ich in dieſem Augenblicke die einzige trockne Stelle, die es in der Gegend gab, verweigern mögen?"

„Als das Wetter nachließ, war der Weg ſo verdorben, daß es lächerlich geweſen ſeyn

würde, wenn ich hätte ausſteigen und allein gehen wollen. Auch hatte ich erſt über Tiſche Gelegenheit in dem Menſchen einen ausgemachten Spieler kennen zu lernen. Von dem Mädchen wußte ich bis dahin ebenfalls nichts Uebles, kann mir aber nun aus ihrem genauen Umgange mit dieſem Herrn manches erklären."

Der Landpfarrer beklagte ſeinen Freund und begriff nicht wie das Gerücht in ſo kurzer Zeit ſo tief und ſo boshaft hatte eingreifen können. Es war ihm freilich verborgen, daß Frau Schnatterbach alles aufgeboten hatte, ſich an dem Frühprediger zu rächen.

Die Tante verräth ſich.

„Wo wohnt deine Frau?" fragte der Gaſt nach einigem Ueberlegen.

„Bei ihrem Verführer."

„Woher weißt Du das?"

Der Frühprediger rief Madam Billig, wiederholte die Frage ſeines Freundes, und hörte, daß es bloße Vermuthung von ihr geweſen.

Die Verlegenheit der Tante gab dem Landprediger einigen Aufſchluß. Zu dem erinnerte er

ſich jetzt, ſchon beim Probſt erfahren zu haben, daß Klaudine zu ihrer Mutter Schweſter gegangen ſey.

Er äußerte das. Doch Madam Billig meinte, daß durch dieſe Vorſicht blos ihre Klugheit aber nicht ihr Herz zu entſchuldigen ſeyn würde, welches ſich bereits von der ſchlechteſten Seite gezeigt habe.

Er fragte nun nach dem ſogenannten Verführer.

Madam Billig konnte nicht fertig werden mit der Schilderung ſeiner Frechheit, ſeines boshaften Weſens und ſchlechten Rufes.

Der Fremde war als Feldprediger mit des Rittmeiſters Regimente ſehr gut bekannt worden, und erinnerte ſich keines Offiziers, auf den das Gemälde paſſen wollte.

„Können Sie mir den Namen nicht mittheilen?“ fragte er, und wandte ſich als er ihn gehört hatte, mit Abſcheu von dem verläumderiſchen Munde. Der Rittmeiſter Serning war ſein Freund, ein Mann, deſſen leichter Sinn zwar zuweilen in Leichtſinn überging, der aber dabei die herrlichſte Seele beſaß.

„Willſt du nicht bei mir eſſen?“ fragte der Frühprediger als ſein Freund die Thüre ſchon wieder in der Hand hielt. „Nein, denn ich muß erſt zu deiner Frau.“

Umſonſt trug ihm der Frühprediger ſeine Gegenvorſtellungen über die ganze Treppe nach.

Innerer Zwieſpalt.

„Ich eſſe gar nicht!“ ſagte der Frühprediger, als Madam Billig erinnernd in ſeine Studierſtube trat. Er bat obendrein ihm alle aber zu erſparen, die ſie auf der Zunge hatte, und wenn ſeine Hand ſie nicht zur Thüre hinaus wieß, ſo that es wenigſtens ſeine verdrüßliche Mieue.

„Er trat mehrmals unruhig an das Fenſter, allein kein Paſtor kam zurück.“ Er iſt lange bei Klaudine! „ſagte der Frühprediger.“ Wer doch ihr Geſpräch anhören könnte! Des Paſtors langes Ausbleiben gab ſeinen Muthmaſungen einen unendlichen Raum. Was er wohl wünſchen ſolle? fragte er ſich endlich. Sein Verſtand ſprach von Scheidung, während das Herz ihm verführeriſch den Wiederverein mit Klaudinen anpreiſen wollte. Je dunkler es wurde, deſto

heller erhob das Herz ſeine Stimme. Wie aus einer Zauberlaterne zog das Glück ſeiner Liebe in tauſend Szenen vorüber, und weckte eine unbezwingliche Sehnſucht. „Wenn ſie bereute!“ Der Frühprediger breitete bei dieſem Wunſche die Arme aus, und — der Landpfarrer trat herein.

Scheidung!

„Das meiſte iſt abgethan!“ rief der Kommende fröhlich.

„Was heißt das?“ verſetzte der Frühprediger.

„Scheidung!“ ſagte der Andre. Eingeleitet iſt ſie, auch habe ich mit dem Rittmeiſter geſprochen. Er iſt bereit durch eine Heirath gut zu machen, was ſein Leichtſinn verdorben hat.“

„Gutzumachen!“ ſprach der Frühprediger mit Bitterkeit.

„Das Gerücht hätte jeden andern Ausweg vernichtet,“ ſagte ſein Freund achſelzuckend. „Der Prediger muß nicht blos Lehrer, ſondern auch Beiſpiel ſeyn, und kein böſer Schein auf ſein Haus fallen. Es iſt zwar alles nur Schein geweſen, beide ſeyd Ihr ſchuldlos. — —“

„Beide? Auch Klaudine?“

„Vollkommen!“ Er theilte dies zu bekräftigen ihr Geſtändnis und das des Rittmeiſters mit. „Ein verächtliches Weibsſtück“ ſagte er, „war die Seele des Ganzen geweſen.“

„Frau Schnatterbach?“

„Sie hatte Klaudinens Geſinnung bei dem Rittmeiſter ſo verläumdet, das er die Unſchuldige ſeinen Anträgen günſtig glaubt. Blos dieſer Intrigue wegen, hatte ſie ſich in Dein Haus zu drängen geſucht, doch das brave Benehmen deiner Frau, die den Rittmeiſter durchaus nicht in ihr Zimmer ließ, war das Mittel zu Oeffnung ſeiner Augen geweſen. Dennoch hatte das böſe Weib nicht geruht, theils die Sache durchzuſetzen, theils auch wohl Rache an Dir zu nehmen.“

„Und Klaudine will mich verlaſſen?“

„Sie muß, weil es nicht anders ſeyn kann. Nur Scheidung von ihr kann die öffentliche Stimme vielleicht zum Schweigen bringen. Der Probſt iſt ſo erbittert, daß du a l l e s zu beſorgen haſt,

wenn die Entflohene ihren Wunſch zum Wiedervereín mit Dir durchſezen ſollte.“

„Klaudine wünſcht es?“ frohlockte der Frühprediger. „O dann theilt ſie auch mein böſes Geſchick. Ich ziehe den Prieſterrock ſelbſt aus, und fliehe mit ihr in eine andre Gegend. Die Liebe, die uns begleitet, giebt mir auch Hoffnung mein Talent und meine Kenntniſſe in einem andern Stande gelten zu machen!“

Der Landpfarrer öffnete indeß die Thüre, und das Geſicht einer Verſchleierten ruhte bald darauf, und ohne Hülle, an dem Herzen des Frühpredigers.

„Wieder mein?“ rief er.

„Dein!“

„Und daß Ihr's wißt,“ ſprach der Landpfarrer, „morgen Mittag ſind wir beim Probſt. Mein Bericht hat ihn ausgeſöhnt, und er denkt, Euch das, was Euch das Gerücht hier doch wohl nachtrüge, durch Verſorgung an den Ort, von dem ich Dir geſtern ſagte, zu erſparen.“

Gute Lehre.

Der alte, ehrliche Probſt zeigte lebhaftes Intereſſe für das Paar, das er nun näher kennen

lernte, und ſchlug ſich ſelbſt zum Arrangement mit dem Wucherer Jakob in's Mittel. Die Art, wie er die neuen Freunde vor der Stadt aus- zeichnete, verlöſchte den Eindruck, den ihre Un- einigkeit hervorgebracht hatte, ſo ziemlich.

„Hütet Euch," ſagte der ehrwürdige Probſt, als das Paar zur neuen Beſtimmung abreiſete, „hütet Euch vor allen Engeln der Zwietracht, die Euch hier beinahe das ganze Leben verbit- tert hätten! Macht niemand zu euern Vertrau- ten, als Euch ſelber, und vertraut Euch al- les. An dem Augenblicke, liebe Frau, wo Sie Ihrem Manne den Verdruß über die Art, wie ſie zu dem neuen Hausgeräth gekommen wa- ren, erſparen wollten, an dieſem Augenblicke hingen alle Leiden, die ſie beide ſeitdem erdul- det haben."

Die Glücksvögel

Das erſte Kapitel.

Der Stadtrichter Flachsmann zu Emmerling war von Kindesbeinen an ein wohlgezogener Menſch geweſen. Als ſeine Schuljahre vorbei waren, ging er auf die Akademie, und als er von der wieder zurückkam, wollten ſeine lieben Eltern vor Freuden auſſer ſich gerathen. Es fehlte nämlich grade dem ſteinalten Stadtrichter Eiſenſtein an einem würdigen Gehülfen. Daran würde es ihm freilich nicht lange gefehlt haben, allein es gab einen kleinen Anſtoß bei der Sache. Die Frau Stadtrichterin Eiſenſtein hatte in frühern Jahren den Herrn Miniſter äuſſerſt speziell gekannt, und der hatte ihr geſagt, daß der Nachfolger in ihres Mannes Dienſte einmal künftig ihr einziges Töchterchen würde heirathen können. In der Folge war denn das Töchterchen groß geworden, und nun ließ die Frau Stadtrichterin

nicht eher nach, bis der Miniſter das Heirathen können in ein Heirathen müſſen verwandelte.

Daran nun ſtießen ſich zwei Bewerber um die Stadtrichterſtelle zu Emmerling, denen man die Heirath unter den Fuß gab, denn die Eiſenſteinſche Stelle wollte ein jeder, keiner aber wollte die Eiſenſteinſche Tochter.

Das zweite Kapitel.

Nicht als ob Jungfer Roſine Eiſenſtein alt, oder häßlich geweſen wäre. Allein, voreilig, wie junge Leute ſind, hätten ſich auch dieſe ſchon zuvor ihr Liebchen ausgeſucht, und wollten von dem nicht laſſen. Eher hätten ſie ſich vielleicht entſchloßen, zwei Weiberchen auf Einmal zu heurathen. Dazu aber hätten ſich wahrſcheinlich die Weiberchen nicht mit entſchloßen, auch weiß man ſchon, daß die Obrigkeiten in dergleichen Fällen tauſend Schwierigkeiten zu machen pflegen.

Wie in allen Stücken jedoch, hatte ſich der junge Flachsmann hierin ebenfalls beßer bedacht, und keine voreiligen Verſprechungen gethan. Da-

her konnte er dann jetzt mit der rechten Hand die Jungfer Roſine Eiſenſtein und mit der linken die Adjunktur auf die Stadtrichterſtelle getroſt hinnehmen, und acht Wochen ſpäter, als ſein Herr Schwiegervater mit Tode abging, die Stadtrichterſtelle ſelber.

Die Stadt war außerordentlich mit ihrem neuen Stadtrichter zufrieden. Denn ſogar bei denen, welchen ſeine Jugend nicht recht angeſtanden hatte, wußte er ſich in Autorität zu ſetzen, und bald ſagte ganz Emmerling aus Einem Munde: Unſren ſeligen Stadtrichter in Ehren, aber eine ſolche unterſetzte Statur, und eine ſo reſpektable Stimme, wie der neue hat, können, ſo lange unſer Emmerling ſteht, wohl nur wenige Stadtrichter gehabt haben.

Das dritte Kapitel.

Die Stadt Emmerling war indeſſen viel zu klein, um dem großen Geiſte des neuen Stadtrichters völlig Genüge zu leiſten, und der Frau Stadtrichterin wollte es auch nicht gelingen. Daher kam es denn, daß er ſich auf den Schmet-

terlingsfang, und bald auf die Naturforſcherey überhaupt legte. Doch blieb er blos bey der vaterländiſchen Natur ſtehen, und duldete kein Inſeckt, das nicht im heiligen römiſchen Reiche einheimiſch war, und ſtopfte kein Thier aus, deſſen deutſche Abkunft nicht erwieſen werden konnte. Dieſen Naturforſchertrieb in dem Herrn Stadtrichter wurde nun auch die ehrſame Bürgerſchaft in kurzem inne, und der und jener Malefikante ſuchte ſich mit Raupen und Schmetterlingen und Käfern und ausgeſtopften Vögeln, auch wohl mit allerlei künſtlichen Naturmerkwürdigkeiten einen Weg zu dem guten Herzen des Vaters der Stadt zu bahnen. Und nach einer zwanzigjährigen Amthierung mußte der Herr Stadtrichter daher wohl das ganze Haus voll todter Inſekten und ausgeſtopfter Thiere und andrer ſchönen Dinge haben.

Er that ſich auch nicht wenig zu gute auf ſeine Sammlung, und konnte einen Ignoranten, der durch Emmerling reiſete, ohne ſich nach ſeinen naturhiſtoriſchen Seltenheiten zu erkundigen, allemal von ganzem Herzen bemitleiden.

Es beſuchten indeſſen wirklich viel Reiſende,

und beſonders junge Männer, den Herrn Stadtrichter. Wenn ſie ſich jedoch nach ſeinen Naturwundern erkundigten, ſo hatten ſie gemeiniglich nur ein einziges Naturwunder in Gedanken, von dem der ſchlaue Gaſtwirth in der Regel jedem jungen und honetten Paſſagiere zu ſagen pflegte.

Das vierte Kapitel.

Dieſes Naturwunder aber war weder ausgeſtopft, noch todt, auch rechnete es der Herr Stadtrichter nicht einmal zu ſeiner Sammlung, denn es war niemand anders, als ſein achtzehnjähriges Töchterchen. Aennchen war auch wirklich in der ganzen Gegend berühmt, und wie der Abendſtern einmal recht über die Maßen glänzte, ſo ſagte ein junger Menſch: Der Stern leuchtet doch heute gewis und wahrhaftig ſo ſchön aus der ſchwarzen Nacht heraus, wie das blitzende Feuer aus dem dunkeln Auge von Stadtrichters Aennchen! Ein Andrer ging einmal bei einer Roſe vorbei, an die ſich ein Paar Lilien recht freundlich geſchmiegt hatten, und gleich rief er aus: Dabei kann ich mir Aennchens weiß und rothes

Geſicht aufs lebhafteſte vorſtellen. Noch ein anderer, wie der einmal einer Nachtigall lange zugehört hatte, ſprach er: Ja, ſie ſingt recht leidlich die Nachtigall, unſer eins aber, der Aennchen hat ſingen hören, iſt an ganz andere Töne gewohnt. Und wieder einer, wollte ſogar einmal im Winter über den Schnee böſe ſeyn, daß er nicht ſo blendend weiß ausſähe, als Aennchens Morgenanzug.

Das fünfte Kapitel.

Allein ſo hübſch die Reiſenden mitunter waren, welche Aennchen bei der Gelegenheit zu ſehen bekamen, ſo konnte doch kein einziger ſich eines Händedrucks, oder eines Kuſſes, oder eines zärtlichen Blickes, oder irgend einer Sache rühmen, welche ihm von des Mädchens beſonderer Zuneigung den kleinſten Beweis gegeben hätte. Und viele davon legten es recht auf ſo was an, manche verſtanden dergleichen ſogar aus dem Grunde. Aber nichts, Aennchen blieb kalt wie Eis. Und es war den meiſten unbegreiflich, wie die gute Natur ſo grauſam hatte

ſeyn können, ein Paar Mädchenhände, ein Paar Mädchenlippen und ein Paar Mädchenaugen ſo ſchön und dabei ſo gefühllos zu machen.

Damit thaten aber die Leute der guten Natur das ſchreiendſte Unrecht an. Denn wer ſagte ihnen denn, daß Aenchen, weil ſie für ſie keine Händedrücke, und keine Küſſe, und keine zärtlichen Blicke hatte, darum auch für keinen andern Menſchen dergleichen hätte haben können?

Müſſen es dann grade Leute von weitem her ſeyn, dachte Aennchen, und iſt es nicht patriotiſcher, ſeine Händedrücke, und Küſſe, und Blicke einem jungen Menſchen aus der Stadt zuzuwenden?

Das ſechste Kapitel.

Doch, daß ich nicht lüge, das ſchöne Aennchen dachte nicht im mindeſten an den Patriotismus, wie ſie den jungen Wilhelm Stahl zum erſten Male ſo anblickte, daß ihr das ganze glühende Herzchen in's Geſicht heraufſtieg, und mit aus den ſchönen Augen zu ihm hinüberglänzte. Ja, ſie war ſo unbeſonnen, an

gar nichts dabei zudenken, als daß es grade ſo ſeyn müßte.

Der junge Stahl nämlich, der ſchon lange zuvor Aennchen lieber geſehen hatte, als alle andere Mädchen in Emmerling, und der ihr das auch im Vorbeigehen wohl zu erkennen gegeben hatte, mußte einmal in ſeines Vaters Angelegenheiten zu dem Herrn Stadtrichter gehen. Da er nun den nicht zu Hauſe antraf und überhaupt niemanden als Aennchen, ſo hätte er ſehr gern ein langes und ein breites mit ihr geſprochen von den Gefühlen, wenn er ſie anſichtig wurde, und von dem gefährlichen Herzklopfen, das ſich dann einfände, und von der Gedankenverwirrung, worein er dabei gewöhnlich gerieth.

An das alles aber, war nicht zu denken.

Das ſiebente Kapitel.

„Ich bedaure ſehr, daß ſie ſich vergebens herbemüht haben!“ ſagte Aennchen leiſe und zitternd, als er die längſte Weile geſchwiegen hatte. „Ja bedauern Sie mich immer,“ fing

er an, „lange habe ich auf den Zeitpunkt gewartet, Sie ſo zu finden, und nun fehlen mir alle Worte!“ Dazu faßte er Aennchen bei der Hand. Und Aennchens zarte Hand regte ſich unwillkührlich, und ihre Augen thaten ſich zu einem einzigen Blicke auf, und gingen dann ſogleich wieder zu. In dieſem einzigen Blicke aber, ſo kurz er auch war, hatte Wilhelm den ganzen Himmel und die ganze Erde zugleich vor ihm aufgethan, und wie zu ſeinem Befehle daliegen geſehen. Und weil er mit einemmal ein ſo großer Herr geworden war, ſo faßte er auch Muth zu der Frage: wann er Aennchen wieder ſo treffen könnte? und Aennchen ſtand nicht an, ihm eine befriedigende Antwort darauf zu geben.

Das achte Kapitel.

Seitdem war nun Wilhelm ſchon ein ganzes Jahr lang in Stadtrichters Hauſe wöchentlich zweimal aus, und eingegangen. Es würde aber noch viel öfter geſchehen ſeyn, wenn er nicht immer die Zeit hätte abwarten müßen, wenn Papa

und Mama abweſend waren. Denn Stadtrichters hätten ſchlechterdings nichts davon wiſſen dürfen, weil ſie ſonſt ſicher gefragt hätten, was ein junger Menſch ſo oft bey ihrer Tochter wollte, der kein eignes Brod hätte, ſondern noch als bloſer Diener in ſeines Vaters Handlung ſtünde?

Das änderte ſich indeſſen jetzt. Der alte Herr Stahl ernannte ſeinen Sohn Wilhelm zum Handelskompagnon, und ſogleich wurde darauf gedacht, ſeine heimlichen Beſuche in Stadtrichters Hauſe öffentlich zu machen. Aennchen und Wilhelm meinten beide, daß das Naturialienkabinet die ſchönſte Gelegenheit geben würde. Geſagt, gethan; Wilhelm traf einmal auf der Promenade mit dem Herrn Stadtrichter zuſammen, und äußerte ſeinen Wunſch die Naturmerkwürdigkeiten des Vaters der Stadt zu ſehen. Der Vater der Stadt ſchüttelte hierauf erſt ein wenig mit dem Kopfe und ſagte dann: „Um mein Naturalienkabinet hätten Sie ſich ſchon längſt bekümmern ſollen. Ich weiß gar nicht, wie ihr Leute hier ſeyd. Von weitem her kommen viele expreß wegen meiner Sammlung hergereißt, und in der Stadt ſelber giebt es noch Menſchen, die Bildung affektiren,

und mir doch kein Wörtchen deßhalb vergönnen. Ja, wenn ich ein grämlicher misgünſtiger Engländer wäre, der ſeine Seltenheiten immer und ewig nur allein betrachten wollte!"

„Keine Entſchuldigung!" rief der Herr Stadtrichter, als Wilhelm ſo etwas auf den Lippen hatte; „Was ſich nicht entſchuldigen läßt, das muß man lieber mit Stillſchweigen übergehen."

Das neunte Kapitel.

Als aber Wilhelm den Nachmittag drauf wirklich zu dem Herrn Stadtrichter ſelber gekommen war, und der ihm ſeine Herrlichkeiten gezeigt hatte, ſtemmte der Herr Naturforſcher ſeine Arme in die Seite, ſtellte ſich Wilhelm in den Weg, und rief: „Nun? — Was ſagen Sie zu meiner Sammlung, Herr Stahl?" „Sie iſt einzig in ihrer Art," antwortete Wilhelm.

„Das wollte ich meinen!" erwiederte der Herr Stadtrichter. „Sie müſſen aber wirklich noch einmal herkommen, wenn ich mehr Zeit habe. Denn mit dem bloſen Vorzeigen, merke ich, kommt man bei Ihnen nicht durch. Es fehlt ihnen der

geübte Sinn, das Beſte ſogleich heraus zu finden. Ein Fehler der Erziehung, den man Ihnen nicht anrechnen darf.“

Hier zupfte die Mama dem Papa ein wenig beym Schlafrocke. Sie wurde aber feuerroth als er ſich zu ihr wandte und recht unwillig ſagte: Was zupfſt Du mich denn immer? Die Wahrheit ſoll man ſtets reden, und überall. — Nun, wie geſagt, ſetzte der Herr Stadtrichter hinzu, Sie kommen wieder Herr Stahl! Uebermorgen wenn Sie wollen, denn das iſt der Tag an dem ich die meiſte Zeit habe.

Und das Uebermorgen! überwog in Wilhelm bei weitem die Bitterkeiten, die er noch hatte mit anhören müſſen.

Das zehnte Kapitel.

Tags drauf war Aennchen mit Wilhelmen allein, und las ihm erſchrecklich den Text, daß er des Papa's Sammlung nicht mehr bewundert hatte. Da bekannte er ihr denn, daß das Bewundern ſein feſter Vorſaz geweſen, daß er aber beim Anblick der Seltenheiten vor lauter

Aufrichtigkeit nicht dazu gekommen wäre. Wäre ihm doch bei dem ſo ſichtlicht gemalten, weiſſen Sperlinge, und bei dem Wolfseie, das Lachen ſo nahe geweſen, daß er's nur mit vieler Mühe verbiſſen hätte.

Aennchen bat ihn um Gottes willen, daß er dieſe Aufrichtigkeit zu ihr zwar wohl immer, aber ja nicht wieder in ihres Papa's Naturalienkabinet mitbringen möchte, weil daraus ſonſt vielleicht ein Unglück entſtünde, welches ſie alle beide nicht überſehen könnten.

Das verſprach denn Wilhelm. Er gab ihr ſogar die Zuſage den beiden ſehr angeſehenen Stükken, dem Sperlinge, und dem Wolfseie ſeine beſondre Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Wie hätte er auch das nicht verſprechen ſollen, da ſeine Augen ſo rührend von Aennchens herrlichen Augen, und ſeine Lippen ſo reizend von Aennchens herrlichen Lippen gebeten wurden!

Das eilfte Kapitele.

Das berauſchende Weſen aber, das Wilhelm aus Aennchens Augen und Lippen geſogen hatte,

war ganz vorbei, wie er den Tag nachher wirklich wieder in ihres Vaters Naturalienkabinette vor dem Wolfseie ſtand, und er fühlte recht gut, daß er dieſem ſeltnen Stücke die verſprochene Aufmerkſamkeit durchaus nicht würde zuwenden können, weil ihm allemal, ſobald er nur einen Blick danach that, das Lachen ſchon auf der Zunge ſaß, und ſich da gar nicht hüten laſſen wollte.

„Aber mein Gott, lieber Stahl,“ rief daher der Herr Stadtrichter, als Wilhelm das Zeichen gab, daß er mit dem Betrachten des Kabinets fertig wäre, „heute habe ich nun recht genau auf Sie Acht gegeben, und gefunden, daß Sie, allen meinen Winken zum Troz, immer bei den gemeinſten Dingen am längſten verweilen, und die ſchönſten mit einem Blicke abfertigen. Da lobten ſie zum Exempel die Eule dort, und übergingen gradezu den weißen Sperling daneben, der doch eine ganz andre Merkwürdigkeit iſt, als die Eule. Sagt doch ſchon das Sprüchwort von Leuten, die ſich ſelten machen, ſie würden ſo rar, wie ein weißer Sperling!“

Hierauf half es durchaus nichts, Wilhelm mußte vor den weißen Sperling mit hin, und an-

hören,

hören, was der Herr Stadtrichter alles zum Ruhme dieſes ſeltnen Vogels vorzubringen hatte.

Das zwölfte Kapitel.

„Und hier“ ſprach der Herr Stadtrichter nachher, „von dem dreibeinigen Haſen haben Sie noch gar keine Notiz genommen! Bilden Sie ſich etwa ein, daß dergleichen alle Tage geſehen werden? Doch darum kümmert ihr euch nicht, ihr Kaufleute! Wenn bei euch nur die Haſen wohlgeſpickt in der Schüſſel liegen! Ihr fragt viel danach, ob es dreibeinige gebe oder nicht.“

Hier wollte ſich denn Wilhelm damit entſchuldigen, daß er immer gehört habe, die dreibeinigen Haſen gehören zu dem Geſpenſtergeſchlechte, an dem man, ſelbſt in Emmerling, nach gerade ganz zu zweifeln anfinge.

„Es iſt aber nicht ſo, wie Sie hier deutlich genug vor Augen haben. Zwar kam auch einmal ein junges Bürſchchen her, welcher behauptete mein dreibeiniger Haſe habe anfangs vier Beine gehabt, das iſt jedoch eine Lüge, und ich bin feſt überzeugt, er iſt von ſeiner frühe-

ſten Jugend an, immer auf drei Beinen gelaufen. Eine groſse Seltenheit ſehen Sie freilich darin. Das Zweifeln aber an dergleichen Dingen kann man ſich wohl erklären. Es rührt einzig und allein, wie ich ſchon vorgeſtern ſagte, von der Erziehung her, und auch von der wenigen Aufmerkſamkeit, mit der die Naturhiſtorie in hieſiger Schule traktirt wird. Der jetzige Rektor beſonders, das iſt mir der rechte. Drei Jahre iſt er's nun ſchon, und glauben Sie wohl, daß er mich ein einzigesmal um Vorzeigung meines Kabinets angeſprochen hätte? Ja, das ſind Schulleute, daß es Gott erbarme!"

Das dreizehnte Kapitel.

„Hernach aber kommt es ſo!" fuhr der Herr Stadtrichter fort, indem er Wilhelm von dem dreibeinigen Haſen weg, und hinüber zu dem Wolfseie führte, „hernach wiſſen die jungen Leute nicht einmal, daß die Wölfinnen eigentlich niemals Eier legen, und daß es ein ganz beſonders merkwürdiges Spiel der Natur iſt, wenn eine Wölfin ſtat lebendiger Jungen ein Ei zur Welt

bringt! Und fühlen Sie nur, Herr Stahl, was das Ei für eine Schwere hat. Grade als ob es von Stein wäre. Daher wollte ein junger Naſeweiß, der mich letzthin beſuchte, mir ins Geſicht behaupten, daß es aus Marmor gemacht wäre. Ich ſollte es nur einmal von einander-ſchlagen, ſo würde ich den puren, hellen Stein ſehen. Von einander ſchlagen! Herr meines Lebens, mein Wolsfei! Aber ich wittre wohl die Urſachen. Kein König kann vielleicht ein Wolfsei aufzeigen, und da ſie wiſſen, daß ich mir's um keinen Preis abſchwazen ließe, ſo möchten ſie mich gern darum bringen."

Bis dahin hatte Wilhelm dem Lachen, das ihm ſchon lange anwandelte, immer Zaum und Gebiß angelegt, doch jetzt riß es ſich mit einemmale los, und ſo gewaltig, daß er darüber beinahe das Ei aus der Hand hätte fallen laſſen.

„Hm!" ſagte der Herr Stadtrichter mit Kopfſchütteln, und Wilhelm kam nicht eher wieder zu ſich, als bis er den Beſizer des Wolfeies etwas von Perlen und von Säuen ziemlich deutlich in den Bart murmeln hörte.

Das vierzehnte Kapitel.

Und als Wilhelm vollends Aennchens finſtres Geſichtchen ſah, ſo hätte er lieber gar geweint, und jetzt wäre der Zeitpunkt geweſen, jetzt hätte ihm der Herr Stadtrichter noch viel ſeltnere Dinge vorzeigen können, als den weißen Sperling, den dreibeinigen Haſen, und das Wolfsei, Wilhelm würde doch keine Miene zum Lachen verzogen haben. Aber das that der Herr Stadtrichter jetzt nicht. Er that weiter nichts, als daß er einen Beſuch vorgab, den er mit ſeiner Frau und mit Aennchen zu machen hätte. Wilhelm glühte am ganzen Körper, griff nach ſeinem Hute, und empfahl ſich. Dazu nahm er ſich auf der Treppe noch feſt vor, Aennchen ganz zu vergeſſen, denn ein Geſicht, wie dieſe ihm gemacht hatte, ſo finſter und abgeneigt, hatte er ſich niemals von ihr verſehen.

Das fünfzehnte Kapitel.

„Ja, ich breche mit ihr!" ſprach Wilhelm, als er wieder in ſeiner Stube war. Zuverläßig will ſie das auch ſelber, und wird mein Lachen

zum Vorwande nehmen. Ich weiß wohl warum! Ich müßte ſie neulich nicht mit dem Doctor Edwin haben ſprechen und freundlich thun ſehen! Nun meinetwegen, ich will ihr nicht länger im Wege ſtehen.“

Als er das geſagt hatte, warf er ſich bald auf das Sopha, bald ging er in der Stube herum, bald gukte er aus dem Fenſter. Alle dieſe Geſchäfte indeſſen waren nichts für ſeine Umſtände.

Hier muß ich nun ein Wörtchen von dem Doktor Edwin einſchalten, und ſagen, daß weder er an Aennchen, noch Aennchen an ihn dachte, daß aber Wilhelm überhaupt eiferſüchtiger Natur war. Weil nun Doktor Edwin in der ganzen Stadt für einen hübſchen Mann galt, und Aennchen, wenn er mit ihr ſprach, nicht unhöflich gegen ihn ſeyn mochte, ſo durfte ſich der Doctor nur einmal auf Einer Straße mit Aennchen blicken laſſen, und gleich ging der Lärm mit ihr darüber los. Zwar mußte Wilhelm am Ende immer deßhalb Abbitte thun, allein dem ohngeachtet erhob er den Lärm gewöhnlich bald aufs neue.

Das ſechszehnte Kapitel.

Wilhelm hatte ſich auch wirklich nicht allein vorgenommen zu brechen, ſondern Aennchen ebenfalls. Nur hatte ſie andre Urſachen dazu, als er ihr zutraute. Ein Menſch ſagte ſie nämlich, der mir nicht einmal ſoviel zu Gefallen thut, daß er des Papa's wunderliche Seltenheiten ein bischen bewundert, ein ſolcher Menſch iſt gar nichts weiter werth, als daß ich ihn vergeſſe. Denn wie habe ich ihn gebeten, und wie hat er mir's verſprochen! Und wer ſein Wort in Einem Stücke nicht hält, auf den kann man ſich in andern Stücken ebenfalls nicht verlaſſen, und kurz und gut, meine Sache mit ihm iſt völlig zu Ende."

Es war aber dem armen Aennchen, als ſie dieß geſagt hatte, um kein Haar beſſer zu Muthe als Wilhelm, und wenn ſie ſchon ihrer Eltern wegen, ſich nicht ſo wie der, bald aufs Sopha warf, bald zum Fenſter hinausſah, bald in der Stube auf und niederging, ſo wurde ihr doch über dem Stillſitzen und Stricken grade ſo heiß, als es dem Wilhelm bei ſeinen unruhigen Geſchäften wurde.

Das ſiebzehnte Kapitel.

„Nein, heute um neun gehe ich gewis nicht vor ihrem Fenſter vorbei, wie ſonſt immer!“ ſprach Wilhelm als er nach einer abſcheulichen Nacht aus dem Bette ſtieg. Und Aennchen ſagte faſt zu der nämlichen Zeit. „Mich ſoll er um neun wahrhaftig nicht am Fenſter ſehen.“

Und damit er ſie nicht ſähe, ſtellte ſie ſich, wie es neun ſchlug, wirklich hinter den zugezogenen Vorhang. Auch dieſes aber that ſie nur um von der Aergernis Zeuge zu ſeyn, die er haben würde, wenn er das Fenſter leer fände, an dem nun Aennchen, ein ganzes Jahr lang, Tag für Tag um neun Uhr geſeſſen hatte.

Es wurde ihr jedoch immer bänger und bänger hinter dem Vorhange, denn die Stunde war lange ſchon vorbei, und es kam dennoch kein Wilhelm.

„Das hat er mir noch nicht gethan!“ dachte Aennchen, „wenn er auch ſchon manchmal böſe auf mich war, und recht böſe.“

Und jetzt fielen ihr ihre geſtrigen finſtern Geſichter ſchwer auf das pochende Herzchen, und ſie bedachte zum erſten male, daß doch ſein gan-

zer Fehler eigentlich von einem Mangel an Verſtellungskunſt herrühre, und daß ein ſolcher Fehler juſt nicht der ſtrafbarſte an einem Liebhaber wäre. Und wie ihr die Schuppen dermaſen vom Auge fielen, wurde es ihr ſiedendheiß, und ſie konnte gar nicht anders, als der Mama die Nothwendigkeit eines Ganges zum Puzhändler vorſtellen. Davon ſagte ſie jedoch der Mama kein Wörtchen, daß der nothwendige Gang ſie bei dem Hauſe des jungen Stahl vorbeiführte. Aennchen flog znm Hauſe hinaus, uud wünſchte weiter nichts, als blos Wilhelmen zu ſehen, um ihm in einem einzigen freundlichen Geſichte die finſtern von geſtern alle vergeſſen zu machen.

Das achtzehnte Kapitel.

So ſchön aber Aennchens Augen waren, grade ſo ſcharf waren ſie auch, und kaum trat ſie auf den Markt, ſo ſah ſie auch Wilhelmen ſchon von der gegenüberſtehenden Seite des Markts herüberkommen. Und kaum war das geſchehen, ſo war auch der Entſchluß zum freundlichen Geſichte rein vergeſſen. Ja, meinte ſie, wenn man

ihm den Kummer anſähe! Doch daran war nicht zu denken. Und das freundliche Geſicht gerieth in noch tiefere Vergeſſenheit, als ſie merkte, daß Wilhelm ſie gewahr wurde, und einen Augenblick ſtehen blieb. „Nein,“ ſagte ſie, „geänſtigt ſoll er werden, recht geängſtigt.“ Und nun wich ſie dem jungen Stahl gefliſſentlich aus, und ging, als ſähe ſie ihn gar nicht, über den Markt, und nicht zum Puzhändler, ſondern grade nach dem Thore zu, und auf den Wall, der vor langen Jahren der Stadt zur Vertheidigung, neuerlich aber blos zum Spaziergange diente.

Das that Aennchen indeſſen nicht, ohne ſich von Zeit zu Zeit nach ihrer Schleppe umzuſehen, und dieſes und jenes daran zu ordnen.

Allemal aber wenn ſie ſich nach ihrer Schleppe umſah, gingen ihre Augen unvermerkt noch etwas weiter, und da ſahen ſie, daß Wilhelm grade denſelben Weg nahm, den Aennchen ſelber genommen hatte. Doch hielt er ſich, wie Aennchen wohl inne wurde, dabei immer in der Ferne, und that alles mögliche, daß ſie ihn, oder wenigſtens ſein Nachſchleichen nicht inne würde.

Darüber hüpfte denn Aennchens Herzchen vor Freude ſo ſehr, daß es ihren Füßchen rechte Mühe koſtete, an dem Hüpfen nicht Theil zu nehmen.

Das neunzehnte Kapitel.

Wie Aennchen ſodann ein paar mal auf dem Walle hin und her gegangen war, ſiehe da kam Herr Wilhelm ebenfalls ſpaziert, und zwar ſo ſpaziert, als ob er in tiefen, tiefen Gedanken ginge. Und mit Einem male blickte er dann auf, ſtellte ſich erſchrocken und rief: „Sie hier, liebe Mamſell Flachsmann? Wäre ich doch faſt vorbeigegangen, ohne ſie zu ſehen.“

„Wirklich, Herr Stahl?“

„Ja, es iſt auch ſonſt gar nicht Ihre Zeit hier ſpazieren zu gehen.“

„Freilich nicht, aber der ſchöne Morgen!“

„Der ſchöne Morgen, ſo?“

„Ja. Nun ich empfehle mich, Herr Stahl, da wir doch zwei verſchiedne Wege haben.“

„Viel Vergnügen, Mamſell Flachsmann.“

Doch kaum kehrten beide einander den Rü-

cken zu, ſo fuhr es dem Mädchen wieder wie ein Bliz durch den Körper, daß ſie ihm zuviel gethan hätte, und weil ſie nicht allzuweit von ihm weg wollte, ſo machte ſie immer kleinere Schrittchen. Ja ſie mußte ſogar wieder einmal nach der Schleppe hinterſehen, und etwas daran in Ordnung bringen. Kaum ſah ſie jedoch, bei der Gelegenheit, daß Wilhelm ſich nicht mehr von ihr entfernte, ſondern wieder hinter drein kam, ſo fing ſie aufs neue an, ihre Schrittchen noch einmal ſo lang, und noch einmal ſo geſchwind zu machen, damit Wilhelm ja nicht etwa denken möchte, als ob ſie gern in ſeiner Nähe bleiben wollte.

Das zwanzigſte Kapitel.

„Nur noch ein einziges Wort, Mamſell Flachsmann!“ rief Wilhelm als er ſie beinahe eingeholt hatte.

„Aber geſchwind, denn ich habe Eil.“

„Sagen Sie mir nur, was ich von Ihnen denken ſoll, und von Ihren Morgenſpaziergängen?“

„Habe ich doch noch nicht nach den Ihrigen gefragt!“

„Das hätten Sie auch Urſache wahrhaftig!“

„Aber Sie, allerliebſt!“

„Sie wiſſen ja längſt, daß ich nicht ſo leichtſinnig denke, wie —“

„Wie ich, wollen Sie ſagen. Immer beſſer. Wenn das alles war, was ich von Ihnen hören ſollte, ſo empfehle ich mich.“

„Aennchen!“

Dazu faßte Wilhelm ihre Hand mit ſeiner Hand, und ihre Augen mit ſeinen Augen, ſo lange, bis Aennchen die Augen niederſchlug, und das Wörtchen „nun?“ kurz herausſtieß.

„Aennchen, wollten Sie nicht mit mir umkehren?“

„Ich beſtärke gewiſſe Leute nicht gern in ihrem Eigenſinne. Umkehren! Warum begleiten Sie mich nicht lieber?

„Weil — weil —“

„Immer heraus!“

„Nun ja, weil ich den Doctor Edwin in der Gegend zu ſehen glaubte.“

„Wenn das iſt“ ſprach Aennchen, „ſo gehen Sie, wohin Sie wollen, nur nicht mit mir!“

Dazu ſuchte ſie ſich mit großem Ungeſtüm von dem jungen Stahl loszumachen, der ſie feſt bey der Hand hielt.

Das ein und zwanzigſte Kapitel.

Es iſt aber eine ausgemachte Sache, daß ein Paar erzürnte Liebesleutchen, wenn ſie vor lauter Zorn gar nicht mehr wiſſen wohin, immer wieder zu der Liebe ihre Zuflucht nehmen, uud daß dann die Liebe gemeiniglich grade ſo hoch ſteigt, als zuvor der Zorn geſtiegen war. Und juſt ſo ging es auch mit Wilhelm und Aennchen. Erſt rückten ſie ſich nun alle ihre Gebrechen und Vergehungen gegen einander vor, und gleich hernach klärte ſich manches auf, und es wurde ein gegenſeitiger Friede auf ewige Zeiten geſchloſſen.

Die Zärtlichkeit ſtieg immer höher, und wurde nur dann und wann durch kleine Bedenklichkeiten, die vor dem Friedensſchluſſe nicht gehörig erörtert worden waren, ein wenig unterbrochen.

So ſagte Aennchen: „Es auch ſo über das Herz zu bringen, gar nicht vorbeyzugehen!“

„Ei“ hieß darauf die Antwort, „anfangs war das freilich mein Wille, doch hernach wollte ich ja eben kommen, wie ich Sie über den Markt gehen ſah.“

„Sie hätten mich alſo wirklich geſehen?“ lachte Aennchen. „Gehn Sie doch!“

„Wahrhaft!g! Ich würde ja ſonſt nicht auf den Wall gekommen ſeyn.“

„Und ich würde wohl auch nicht auf den Wall gekommen ſeyn,“ lachte Aennchen viel ſtärker, „wenn meine guten Augen mir nicht hinterbracht hätten, daß Sie mich ſähen, und daß Sie mir nachgingen, ha ha ha ha!“

Das zwei und zwanzigſte Kapitel.

Wenn ich hier nun erzähle, daß der Wall zu Emmerling erſchrecklich verwildert, und hin und wieder mit dickem Strauchwerk bewachſen war; wenn ich dann hinzufüge, daß es bey ſo früher Tageszeit blutwenig Spaziergänger auf dem Walle gab; wenn ich hierauf bemerke, daß

in dem Augenblicke, wie Aennchen ihrem Wilhelm dieſe koſtbare Entdeckung machte, keine Seele in der Nähe war, und die beiden Liebesleute juſt hinter den Sträuchern gingen, die ſie vor den Augen des ganzen Städchens verbargen; wenn ich das alles offenbare, und ich wollte alsdenn noch ſagen, daß Wilhelm nach einem ſolchen Friedensſchluſſe und einer ſo koſtbaren Entdeckung Aennchen keinen recht herzlichen Kuß gegeben hätte, ſo glaubten gewis nicht nur diejenigen lieben Leſerinnen, welche ſich ſchon etwas in der Welt verſucht haben, ſondern auch die andern, die dergleichen Verſuchen noch entgegenſehen, daß ich ihnen blos etwas weiß machen wollte.

Das drei und zwanzigſte Kapitel.

Ein ſolches Bubenſtück aber ſey ferne von mir, und ich ſage es grade heraus, Wilhelm gab Aennchen erſt einen Kuß, und dann wieder einen, und dann noch einen, und dann noch einen. Und ich würde die letzten vier Worte gar oft wiederholen müſſen, wenn ich die Zahl der

Küſſe richtig angeben wollte. Auch wäre das ein gar zu vermeſſener Wille.

Das muß ich aber Aennchen zum Ruhme nachſagen, daß ſie das Unſchickliche, ſich auf freiem Walle ſo immerfort küſſen zu laſſen, gehörig rügte, und keinen einzigen Kuß annahm, den ſie Wilhelmen nicht auf der Stelle zurückgegeben hätte.

Die Moraliſten werden zwar behaupten, daß ich den jungen Stahl auch in dieſem kritiſchen Falle hätte moraliſcher ſchildern, oder mit andern Worten, daß ich die hübſchen Leſerinnen aus Liebe zur Moral hätte belügen ſollen. Allein erſtens glaubte mir, wie geſagt, keine, und dann habe ich obendrein eine einzige von meinen hübſchen Leſerinnen lieber, als alle Moraliſten zuſammengenommen.

Das vier und zwanzigſte Kapitel.

Und der Wilhelm dachte, es müßte ſeyn, und wenn ihm gleich Aennchen jeden Kuß zurückgab, ſo drang er ihr doch immer von neuem Küſſe auf. Unter die ſchlimmſten Folgen der-

gleichen

gleichen Beſchäftigungen gehört es, daß die Leute darüber Zeit und Stunde, und Ort, und alles vergeſſen, und daß ſie auf den Gedanken kommen, als ſtünden ſie ſchon wenigſtens mit halbem Leibe im Himmel, und brauchten ſich gar nicht weiter um die langweilige Erde zu bekümmern.

Dem guten Aennchen ging es grade ſo. Wie ſie nach dem Walle ſpazierte, hatte ſie noch genau gewußt, daß ſie ſich ein knappes halbes Stündchen aufs längſte oben verweilen dürfte, weil ihr Papa bei gutem Wetter, jedesmal Schlag zehn Uhr, die Promenade über den Wall als den Uebergang aus ſeinem häuslichen Leben in die Amtsgeſchäfte betrachtete. Sie konnte ſich auch vorſtellen, daß er ſich nicht wenig verwundern würde, wenn er ſein Töchterchen allein, oder wohl gar in männlicher Geſellſchaft hier finden ſollte. Jetzt aber war in dem ganzen Aennchen kein Gedanken mehr an das knappe halbe Stündchen und an den Papa.

Aennchen hatte Wilhelmen eben den letzten Kuß auf ſeine Lippen zurückgegeben, und ſie gingen Hand in Hand, und langſam von der

Bayerische Staatsbibliothek München

Stelle, und verſicherten einander ihre ewige Liebe als der Papa hinter ihnen herkam. Er machte das wirklich, ſobald er das Pårchen erkannt hatte, ſo leiſe, als ſein ungeſchicktes Fußwerk es nur zulaſſen wollte. Doch that er ſich ganz ohne Noth dieſe Gewalt an. Denn er würde viel derber haben auftreten können, und doch ſeinen Zweck erreicht haben, weil Aennchen und Wilhelm auf weit wichtigere Dinge zu hören hatten, als auf die Tritte des alten Papa.

Das fünf und zwanzigſte Kapitel.

Es mochte aber den beiden Liebesleuten grade ſeyn, wie jemanden dem gleich nach einem recht angenehmen Traume der Alp die Bruſt zupreßt, als der alte Papa mit eins den einen Arm auf Wilhelms und den andern auf Aennchens Schulter legte, und zwiſchen die beiden weißen und rothen Geſichterchen ſeine kupferne Naſe hineinſteckte.

Doch bei der Naſe ließ er's nicht bewenden, der ganze Papa drängte ſich dazwiſchen, und ſagte zu Wilhelmen, daß er ſich ja keine Hof-

nung machen möchte, und riß das arme Aennchen mit ſich fort, und ſchalt den ganzen Weg vom Walle hinunter in ſie hinein, daß es ein Jammer war, dergleichen mit anzuhören. Und wäre ſein alter Freund der penſionirte Rektor nicht dazu gekommen, und hätte ihn zum Stillſchweigen auf der Gaſſe ermahnt, ſo wäre vielleicht bald durch des Herrn Stadtrichters Hize die ganze Stadt ſo gut als der Rektor von dem Vorfalle auf dem Walle unterrichtet worden.

Zu Hauſe aber ging der Lärm von neuem los und Papa und Mama wollten wiſſen, wann dieſe Hiſtorie angegangen wäre? Darauf behauptete denn Aennchen, daß ſich alles in dem außereinzigen Morgen auf dem Walle, wohin ſie das heitere Wetter gelockt, zufällig ſo gefunden hätte.

Dieſe vorgegebene Schnelligkeit zog dem guten Aennchen zwar neue Vorwürfe zu, allein Aennchen war mit dieſen eher zufrieden, als ſie geweſen ſein würde, wenn man ihr nicht geglaubt hätte. Denn nun war doch zu hoffen, daß ihr die alten Mittel und Wege mit Wilhelmen zu ſprechen, von denen ich in den bei-

den folgenden Kapiteln reden will, nicht genommen werden würden.

Das ſechs und zwanzigſte Kapitel.

Es gab nämlich in Emmerling einen Ort, wo die eine Hälfte der Honorationen alle Wochen zweimal Abends zuſammen kam, um den Honoratiorinnen, ihren Weibern, den Tobaksrauch recht ungenirt in die Augen blaſen zu können. Die guten Weiber klagten zwar wohl mitunter, daß ihnen der Rauch gar zu arg würde, aber zu Hauſe blieben ſie deshalb doch nicht. Ja, ehe ſie ſich eine ſolche Trennung von ihren lieben Männern hätten gefallen laſſen, würden ſie alles mögliche erduldet haben. Denn in ganz Emmerling war dieſer Ort die ſchönſte Gelegenheit zu Mittheilung der verkehrten Prinzipien, nach denen eine oder die andre abweſende Mithonoratiorin ihre Dienſtboten, oder ihre Kinder, oder ihren Mann behandelte. Hier kamen Familiengeheimniſſe aus Licht, die manchmal ſelbſt in den Familien, welche ſie betrafen, noch ganz unbekannt waren. Hier

wurden Eheleute zuſammengethan und getrennt, ehe die Eheleute ſelber das geringſte davon gemerkt hatten. Mit einem Worte hier war viel zu viel nüzliches zu lernen, als daß die Frauen derjenigen Honoratioren, welche Antheil an der Geſellſchaft nahmen, darüber das bischen Tabaksrauch nicht hätten verſchmerzen ſollen.

Das ſieben und zwanzigſte Kapitel.

Und daß der Herr Stadtrichter Flachsmann nicht etwa ausgeblieben wäre! Nein, der war einer der Stifter, und viel zu honett, um die nüzliche Anſtalt nicht aus allen Kräften zu unterſtüzen. Von der Frau Stadtrichterin aber wäre es doch wirklich allzuhochmüthig geweſen, wenn ſie die Ehre, allezeit den oberſten Platz in der Geſellſchaft einzunehmen, welche man ihr nach manchem hitzigen Kampfe endlich zugeſtanden hatte, nicht ſo oft als möglich benuzt hätte.

Auf dieſen Eifer nun ihres Papa's und ihrer Mama hatte Aennchen ein ganzes Jahr lang bereits das Vergnügen gegründet, Wilhelmen zu ſehen, und ſie erſann ſich ſo oft einen Vorwand

zum Wegbleiben von der Geſellſchaft, daß der Papa einmal zur Mama ſagte: „Ich freue mich ordentlich über das Mädchen, weil ſie vor lauter Häuslichkeit gar nicht mehr, wie ſonſt, auf die Zerſtreuungen achtet.“

„Ja, das muß man ihr laſſen,“ erwiederte die Mama, „und ich weiß gewis, die zehnte verſagte ſich nicht halb ſo oft das Vergnügen der Geſellſchaft.

Das acht und zwanzigſte Kapitel.

Der Herr Stadtrichter aber und die Frau Stadtrichterin waren bis dahin vielleicht die einzige Leute in der ganzen Stadt geweſen, welche daraus, daß Aennchen ihre Abendverſammlungen ſo vernachläßigte, den Schluß zogen, daß ſie ſich alle Geſellſchaft um der Häuslichkeit willen verſagte. Denn daß Wilhelm allemal an ſeinem Fenſter lauerte, wenn Stadtrichters in den Klub gingen, und daß er, wenn Aennchen nicht dabei war, das Mädchen in ihrer Wohnung aufſuchte, das war lange ſchon herumgekommen, auch hatte man bisweilen ſogar in der Geſell-

ſchaft darauf angeſpielt. Aber freilich nur von weitem, ſo daß weder Papa noch Mama die Anſpielungen verſtanden hatten.

Sogar dem halbtauben penſionirten Rektor mochte etwas von der Sache zu Ohren gekommen ſeyn, denn ſein unmerkliches Hm, Hm! bei Aennchens Vorgeben, daß die Geſchichte erſt entſtanden ſey, und das, was er dem Papa nächſtens am Geſellſchaftstage zuflüſterte, deutete ganz auf ſo etwas hin.

Das neun und zwanzigſte Kapitel.

Aennchen hatte jedoch nicht den mindeſten Argwohn auf den alten Rektor, und ſeine ſchlechte Ohren, und ſeine ſchwachen Augen, und freute ſich recht herzlich als die Mama nach dem Kleiderſchranke ging, und der Papa nach der neuen Perücke fragte. Und der Muth, der ihr zwei peinliche Tage lang, in denen ſie nicht aus dem Hauſe gedurft hatte, erſtaunlich klein geworden war, wuchs ſo gewaltig, daß ſie ſich recht zuſammen nehmen mußte, um ihn zu verbergen. Und als die Eltern gegen Abend aus

dem Hauſe gingen, dachte Aennchen: „Wenn ſie mich gleich die beiden Tage über recht gepeinigt haben, im Grunde iſt es doch ein guter Papa und eine gute Mama.“

Das dreißigſte Kapitel.

Als aber ein Viertelſtündchen nachher die Hausthüre knarrte, und gleich drauf ihre Stube aufging, da dachte ſie das nicht mehr. Dann dachte ſie blos, daß der auf ſie zufliegende Wilhelm der einzige gute Menſch wäre, den es gäbe, und nicht nur der einzige gute Menſch, ſondern der einzige Menſch überhaupt.

Der Wilhelm ſelber benahm ihr ein Paar Augenblicke ſpäter dieſen Wahn, indem er ſagte: „Faſt hätte ich mich zu kommen geſcheut. Denn du kannſt nicht glauben Aennchen, was deine Eltern dießmal Eines Sehens an meine Fenſter herauf geſehen haben. Wenn ſie nur nicht etwa Verdacht ſchöpfen! Und dann ſtand auch hier am Hauſe grade über der vorige Rektor, und hat mich gewis hereingehen ſehen.

So etwas mußte zwar Aennchen etwas nach-

denkend machen. Doch bald ſagte ſie: ach, das iſt Zufall geweſen, daß ſie ſo an Deine Fenſter geſehen haben. Und der alte Rektor, der nichts mehr zu thun hat, muß wohl hier und da ſtehen, weil er vor Langerweile nichts anzufangen weiß. Deinetwegen wird er nicht da geweſen ſeyn. Ich glaube auch ſchwerlich, daß er dich von da herüber mit ſeinen ſchwachen Auge erkannt hätte.

Das ein und dreißigſte Kapitel.

Hierauf erzählte Aennchen, wie betrübt ſie in den zwei Tagen geweſen wäre, doch war das alles nichts gegen die großen Hoffnungen, welche ſie auf die nächſte Woche baute. In der wäre der Mama Geburtstag, und für den habe ſie ihr heimlich ein allerliebſtes Tuch gekauft, und geſtickt. Das Tuch nun, wiſſe ſie gewis, würde die Mama völlig auf ihr Seite bringen. Wäre das denn einmal geſchehen, ſo entdeckte ſie ihr das ganze Geheimniß ihrer Liebe, und die Ewigkeit ihrer Liebe, und bäte ſie, daß ſie den Papa wieder auf Wilhelmen gut machen ſollte. Und der Mama gelänge das zuverläßig, weil

kein Menſch den Papa ſo gut zu faſſen wüßte, als die Mama. Denn mit einem oder ein Paar Lieblingsgerichten wäre dem guten Papa das ganze Herz aus dem Leibe zu ſtehlen. Blos ſeinen Naturmerkwürdigkeiten würde auf dieſem Wege nicht beizukommen ſeyn, allein die ließe ihm auch ein jedwedes herzlich gerne.

Das zwei und dreiſigſte Kapitel.

„Was war das?“ fragte Wilhelm erſchrocken, als jetzt die Hausthüre knarrte.

„Sey unbeſorgt,“ ſagte Aennchen, „es iſt daneben.“

„Wenn ſie nun aber wirklich kämen, wohin dann?“

„Poſſen, das wäre das erſte Mal.“

„Es war aber auch das erſte Mal, daß ſie ſo an meine Fenſter ſahen, und daß der alte Rektor mir aufpaßte.“

„Aufpaßte! Ueber das furchtſame Weſen! Wenn ich's drauf ankommen laſſe, konnteſt Du's, dächte ich, auch.“

„Es iſt mir eben Deinetwegen!“

„Meinetwegen haſt Du's nicht nöthig, uns um das ruhige Stündchen zu bringen.“

„Nicht böſe, Aennchen!“

„Wer wäre denn böſe?“

„Alſo nicht?“

„J, nein, gar nicht!“

Und Aennchen bekräftigte das mit einer ſo freundlichen Miene, daß Wilhelm ein wahres Haſenherz hätte haben müſſen, wenn ihm nicht alle Furcht rein vergangen wäre.

Sie kam aber wieder, und nicht blos bei Wilhelm ſondern bei Aennchen ebenfalls, als wirklich an der Saalthüre die Klingel ſtark gezogen wurde.

„Vielleicht jemand Fremdes!“ ſprach Aennchen nach dem erſten Schreck und machte das Zimmer auf, worinnen ſich des Papa's eigentliche Naturalienſammlung befand. „Nur indeſſen hier hinein, Wilhelm, und allenfalls dort hinter das große Einhorn!“

Zweites Buch.

Das erſte Kapitel.

Wilhelm hatte kaum Platz genommen hinter dem vaterländiſchen Einhorne, als er auch ſchon inne wurde, daß es nicht richtig war. Dann wenn die Angekommenen fremde Leute geweſen wären, ſo würden ſie dem hübſchen Aennchen wenigſtens einen guten Abend geboten haben. Doch ſie gaben kein Wort von ſich. Er hörte blos, daß ſie die Sachen, welche ihnen in der Stube überflüßig wurden, als etwa Hut und Stock, und Laterne, ſtillſchweigend aus den Händen legten.

Ein barſches: „Niemand dageweſen?“ verrieth ihm bald darauf die Stimme des Herrn Stadtrichters völlig, und Wilhelm kroch um eine ganze Viertelſpanne weiter in den Winkel hinter das Einhorn.

„Nein!“ hörte er Aennchen ganz leiſe ſagen.

„Warum entfärbteſt Du Dich dann ſo?“ erwiederte die Mama. „Alles geſtanden oder — Denn wir erfahren's doch, und dann ſoll Dir's übel ergehen.“

„Ja,“ fiel der Papa ein, „darauf kann ſich die Mamſell verlaſſen!“

Das zweite Kapitel.

Hier trat eine Pauſe ein, dann ſagte der Herr Stadtrichter: „Komm einmal mit mir, mein Schatz.“

Und er und ſein Schatz ſchienen der Thüre nach dem Naturalienkabinette ſich immer mehr zu nähern, dann ſagte er: „Daß ſich die Mamſell nicht unterſteht uns zu behorchen!“

Dazu nun machte er wirklich die Thüre auf, und trat mit der Mama in das Naturalienkabinet, und riegelte dann gleich hinter ſich zu. Es war noch ein Glück, daß ſie ſich hier nicht umſahen, denn ſo groß war das Einhorn doch nicht, daß ſie Wilhelmen dahinter nicht hätten gewahr werden ſollen.

„Dort

„Dort hinein! „winkte der Papa der Mama zu, „in die Kammer. Damit zwei Thüren zwiſchen uns ſind und ihrem leiſen Gehör.“

Das Einhorn aber ſtand nicht weit von der Kammerthür. Daher hörte denn Wilhelm ſogleich, daß ſein Argwohn auf den alten Rektor gar nicht ungegründet geweſen war, daß dieſer vielmehr wirklich den Papa ſchon zuvor auf Aennchens Streiche aufmerkſam gemacht hatte, und dasmal ſogleich wie Wilhelm an Ort und Stelle geweſen war, in die Abendgeſellſchaft gelaufen ſeyn mochte, um Papa und Mama von dem heimlichen Gaſte zu benachrichtigen.

„Wer weiß indeſſen“ hörte Wilhelm den Papa deutlich ſagen, „der alte Rektor iſt halbblind. Wer weiß was er geſehen hat!“

„Recht hat er geſehen, behaupte ich!“ verſezte die Mama. „Ihre niedergeſchlagenen Augen, und ihre Stimme verriethen das.“

Das dritte Kapitel.

Während nun Papa und Mama überlegten, wie ſie Aennchen zum Geſtändniſſe bringen woll-

ten, meinte Wilhelm die ſchönſte Gelegenheit zum Fortkommen gefunden zu haben. Daß er noch da wäre, hörte er wohl, glaubte weder der Papa noch die Mama. Beide argwöhnten höchſtens, daß er wohl da geweſen ſeyn möchte. Den ſonderbaren Umſtand, daß der Riegel welchen der Papa vorgeſchoben hatte, nach ſeinem hinausſchlüpfen, offen bleiben mußte, meinte er, würde Aennchen ſchon wegdemonſtriren können, ſobald er nur einmal aus dem Hauſe hinaus wäre. Selbſt Aennchens nein, würde vorhin gewis nicht ſo zaghaft ausgefallen ſeyn, wenn ſie den Winkel hinter dem Einhorne leer gewußt hätte, oder wenn er ihr nur nicht gar zu nahe geweſen wäre. Denn ſo feſt auch wieder, ſeit dem lezten Morgen auf dem Walle, Wilhelms Vertrauen in Aennchen ſtand, ſo hatte er doch immer noch den gefährlichen, und für einen Verliebten höchſtbeſchwerlichen Glauben; daß die Kunſt, kleine Nothlügen zu machen, mit zu angebornen Eigenſchaften der Frauenzimmer gehöre, und daß die Wahrheit ſelber, weil ſie doch ebenfalls ein Frauenzimmer wäre, wenn ſie einmal in einen verwickelten Fall geriethe, gar nicht anſtehen

würde, ſich durch eine kleine Nothlüge herauszuhelfen.

Das vierte Kapitel.

Das Bedenklichſte bei Wilhelms Flucht aus dem Naturalienkabinette war die Finſterniß darin, und die Menge der herumſtehenden Seltenheiten, und daß durch ein Geräuſch alles verdorben werden konnte.

Wagen gewinnt! dachte er, und hatte auch wirklich das halbe Zimmer ſchon glücklich zurückgelegt, als ſich die Sache wendete, und er an ein hohes Poſtament ſo ſtark ſtieß, daß er davon ab, und an ein andres taumelte.

Und um ſich zu erhalten griff er zu, erwiſchte aber unglücklicher Weiſe nichts, als einen kleinen ausgeſtopften, mürben Vogel und fiel damit; und zerquetſchte ihn im Fallen.

Das fünfte Kapitel.

„Was giebt's hier?" donnerte der Herr Stadtrichter, welcher mit dem Lichte aus der Kammer trat.

Da raſte ſich Wilhelm auf, und wollte reden. Allein der Stadtrichter entdeckte, daß der weiſſe Sperling die ſchönſte Zierde ſeines Kabinets zu Grunde gerichtet war, und ſagte: „Den Augenblick aus meinem Hauſe, und keinen Tritt wieder herein, oder ich laſſe den Gerichtsdiener kommen.“ Dabey riegelte er die Thür auf, nahm Wilhelmen beim Arme, und ſchleuderte ihn hinaus.

Darüber wurde denn der junge Mann freilich ebenfalls aufgebracht, und wollte zurück. Aber Aennchen, die bisher alles wie die Bildſäule der Niobe ſtumm mit angehört hatte, faßte ihn bey der Hand, und bat um Gottes willen, daß er nur gehen möchte.

Das ſechste Kapitel.

So rührend nun auch dem erbleichten Aennchen die thränenvollen Augen ließen, und ſo ſchmeichleriſch ſie von Zeit zu Zeit die Hand der Mama ergriff, die Mama ſprach doch immer nur. „Aus meinen Augen, Du ehrvergeſſenes Kind!“ oder etwas Aehnliches. Auch durfte

ſich Aennchen nicht, wie ſonſt manchmal, wenn der Papa etwas im Kopfe hatte, hinter die Mama verkriechen, ſondern ſie mußte alle Angriffe aushalten. Und wer den Papa kannte, der wird mir zugeben, daß das keine Kleinigkeit war. Denn er ging in ſeinem Zorne gewöhnlich voller Haſt auf und nieder, und verfolgte Aennchen mit der Nachtmütze, oder, wenn er noch nicht im Neglige war, wohl gar mit der flachen Hand.

Glücklicherweiſe feſſelte ihn dasmal der Schmerz zu ſehr an den gänzlich zermalmten weißen Sperling, und Aennchen konnte ſich noch vor den Ausbrüchen ſeines Zorns in ihre Kammer ſchleichen.

Das ſiebente Kapitel.

Ein wahres Glück, daß ſie ſich aus dem Staube gemacht hatte. Denn kaum war ſie hinaus, ſo ging der Lärm los, und der Papa ſagte zur Mama: „Das iſt deine ſchöne Erziehung. Da wird dem Töchterchen aller Wille gelaſſen! Mit ſolchen Böſewichtern Verbindung zu haben. Denn

daß der Stahl ein ausgemachter Böſewicht iſt, wirſt du doch nicht läugnen wollen?

„Zu einem Böſewichte gehört wohl mehr!“ ſprach die Mama, welche nach gerade das arme Aennchen, das vor lauter Angſt hungrig zu Bette gegangen war, zu dauern anfing.

„So, noch mehr? Das wäre alſo keine Bosheit, daß er mich um den weißen Sperling gebracht hat, grade um den? Es ſteht noch manches Thier herum, das ich hätte miſſen können, warum fiel er denn nicht auf ein andres? So rede doch, rede!“

„Zu ſo unvernünftigen Sachen iſt auch noch zu reden! War's denn nicht finſter, und wußte er denn, wohin er fiel?“

„Finſter, finſter! Ein Menſch der vernünftig ſeyn will, muß auch im Finſtern Vernunft haben und wiſſen, daß Kinder allenfalls fallen dürfen, aber nicht große Leute. Gehe ich denn nicht zehnmal des Abends im Stockfinſtern durch's Kabinet, und haſt du mich wohl ſchon fallen hören?“ „Wirſt Du dich aber in einem fremden Hauſe auch ſo zurecht finden, zumal wenn ſo viel Kram wie hier darinne herumſtehen ſollte.“

Das achte Kapitel.

In dieſem Augenblicke ſchien es wirklich, als ob der Papa ein wenig zur Ueberlegung kommen wollte, denn er ſchwieg eine Weile. Doch ließ er's bei dem bloßen Anſcheine bewenden, und fuhr bald fort: „Schnick ſchnack! Ich erinnre mich noch recht gut an das boshafte Lachen des ſchlechten Menſchen, als ich ihm neulich das Kabinet zeigte. Und begreifſt Du denn nicht, daß er die ganze Sache gar nicht aus eigner Bewegung gethan hat? Sammlungen, wie ich eine habe, die müſſen weit und breit bekannt werden, das liegt in der Natur der Sache. Neidiſch ſind die Sammler von jeher auf einander geweſen, und da hat einer der von meinem weißen Sperlinge Nachricht erhalten, den Menſchen beſchwazt, wahrſcheinlich gut bezahlt, um mir die Seltenheit zu verderben. Dergleichen fällt nicht zum erſtenmale vor. Schändlich aber bleibt es, ſich zu ſolchen Dingen brauchen zu laſſen, und ich hätte kaum geglaubt, daß ein hier gebornes und erzogenes Kind rechtſchaffener Eltern dergleichen Niederträchtigkeit begehen könnte. Pfui, und wieder pfui, und noch einmal pfui! Das

Das Herz meiner Tochter zu beſchleichen, blos um mich des ſchönen, weißen Sperlings zu berauben!“

Umſonſt ſuchte die Frau Stadtrichterin etwas dagegen vorzubringen, denn der Papa hörte nicht, und ſah nicht mehr. Er redete blos. Und die Nacht über, von der ſie einige Beſſerung erwartete, hatte er ſich nur noch feſter in die Ruchloſigkeit des jungen Stahl hineingeträumt, wie ſie am Morgen drauf bald gewahr wurde.

Das neunte Kapitel.

Als nun der Papa nach dem Caffe doch ein wenig ſanfter geworden war, und den zerdrückten Vogel, der neben ihm auf dem Tiſche lag, mit ſtiller Wehmuth betrachtete, da griff die Mama auch danach, um ſeinen Schmerz durch einigen Antheil etwas zu lindern. Sie glaubte aber Wunder, was für eine Entdeckung ſie gemacht hätte, als ſie ihre weißgewordene Hand anſah, und ſie zeigte ſie dem Papa, und rief voller Freuden. „Da ſieh einmal! Und ich habe ihn nur ein ganz klein wenig angegriffen.“

„Nun, weiter!“

„Weiter will ich nichts ſagen, als daß man dem Vogel das Weiß angemahlt hat, und daß Du damit betrogen geweſen biſt.“

„Angemahlt! Da haſt Du den rechten Glauben, das iſt wahr! Zeige mir einmal einen weißen Sperling, der anders iſt!“

Und weil ſie das nicht im Stande war, ſo fuhr er fort. „Dann rede auch nicht ſolche ungeſchickte Dinge. Woher weißt du denn, daß die weißen Sperlinge nicht abfärben? Das kann ja grade in ihrer Natur liegen. Nimm nur die Schmetterlinge, die färben alle ab, wollteſt Du aber darum etwa behaupten, daß ſie gemahlt wären? O es giebt noch manches Geheimniß in der Schöpfung, das erſt durch uns Naturforſcher bekannt werden muß. Manchmal entdeckt ſich auch etwas ganz zufällig. So bringt mich gleich deine an ſich unnütze Bemerkung auf eine recht ſehr nützliche Idee.

Das zehnte Kapitel.

Ohne ſich deshalb näher zu erklären, ſetzte ſich der Herr Stadtrichter, den die Hitze von

ſeinem Stuhl geriſſen hatte, wieder in aller Stille, nahm die Reſte des verehrten Vogels zur Hand, und ſchabte den obern Theil der ſehr mürbe gewordenen Federn ſorgfältig ab. Und wie er damit fertig war, holte er ein leeres Arzneigläschen herbei, ſchüttete das Abgeſchabte hinein, und ließ dann ein Licht und Siegellak und Petſchaft bringen, und verſiegelte das Gläschen ſorgfältig. Darauf riß er den Zettel davon ab, und ging mit dem Gläschen ins Kabinet, und ſetzte es auf denſelben Platz, wo ſonſt der weiße Sperling geſtanden hatte. Und die Ideen flogen dem Herrn Stadtrichter dasmal nur ſo zu, denn ſelbſt der abgeriſſene Zettel brachte ihn wieder auf eine Idee. Es hatten nämlich die Worte: ächte und aufrichtige Wundereſſenz, darauf geſtanden, die er mit einer kleinen Abänderung glaubte beybehalten zu können. Damit aber der neue Zettel einem jeden Eintretenden gleich in's Auge fiele, machte er ihn ſehr groß, und befeſtigte ihn an das Poſtament. Und mit den größten Buchſtaben war darauf geſchrieben: Aechtes und aufrichtiges Sperlingsweiß.

Das eilfte Kapitele.

„Nun da haſt Du's!“ ſprach die Mama, als ein Brief von Wilhelmen eingelaufen war, in dem er ſich erbot, den gemachten Schaden zu vergüten, möchte der Herr Stadtrichter ihn auch noch ſo hoch ſchätzen.

„Was habe ich denn?“ fragte der Papa. „Vergüten! da ſieht man den Kaufmann! Mit Geld denken ſie, kann man alles! Daß ich nicht Geld nähme von dem Burſchen!“

„Wenigſtens ſagt Dir doch der Ton des Briefes, und überhaupt alles darin, daß er's durchaus nicht aus Bosheit gethan hat!“

„Wie ſo? Kann er's nicht etwa thun, um ſich in mein Haus einzuſchleichen, und mich bey der Gelegenheit um meine merkwürdigen Stücke zu bringen?“

In dieſem Tone redete der Papa noch eine Weile fort, und die Mama ſagte kein Wort mehr dagegen, weil ſie wohl ſah, daß ihm ſein verkehrtes Weſen dasmal nicht aus dem Kopfe zu bringen war.

Das zwölfte Kapitel.

Es mußte aber die Mama wohl ärgern, daß ſie gar nicht ein bischen durchdringen konnte, und daß ihr liebliches Aennchen anfing, wie ein Röschen auszuſehen, das der Mangel an Sonnenſchein um die friſche Farbe bringt. Und wie die Mädchen ſind, Aennchen wurde der Mama ihr Mitleiden bald gewahr. Und wie die Mädchen auch ſind, Aennchen that im geringſten nicht, als ob ſie's gewahr würde. Sie ſchliech blos, nach wie vor, recht leblos in der Stube hin und her, und das ſelbſt zu Zeiten, wo ſie's vielleicht weniger nöthig gehabt hätte. Früh wenigſtens, nach neun Uhr, wollte ich drauf ſchwören, wäre ſie nicht ſo von Herzensgrunde leblos geweſen. Denn um dieſe Zeit ſpazierte ihr Wilhelm, wie ſonſt, vorbei. Und wenn auch nicht wie ſonſt ſeine großen, lebendigen Augen zu ihr herauf glänzten, ſo konnte ſie doch ſchon aus dem einzigen halben Blicke, der ſich durch ſeine Wimpern von der Seite zu ihr heraufſtahl, ein hübſches bischen Leben ſchöpfen. Demohngeachtet hatte ſie drei

Tage lang, früh nach neun Uhr, allemal eben ſo leblos gethan, wie jetzt immer.

Das dreizehnte Kapitel.

„Fehlt Dir etwas, Aennchen?“ fragte die Mama endlich am vierten Tage, als beide allein waren, und drückte dem Mädchen die Hand.

„Nein, Mama!“ antwortete Aennchen, und drückte ihr ebenfalls die Hand.

„Aennchen!“ ſprach die Mama mit Kopfſchütteln.

Und darauf ſchlang Aennchen ihre Arme um ſie, und lehnte ſich an ihre Bruſt. Nun aber war des Mädchens ganze Verſtellung und Sprachloſigkeit hinweg. Denn, wenn ſie auch keine Worte hatte, ſo hatte ſie doch Thränen. Die Mutter hatte einſt vor ihrer Verheiratung auch an einer Liebe gelitten, welche auf kein Glück hoffen durfte, und fühlte jetzt den alten Schmerz in dem Schmerze der Tochter wieder neu werden. Und Aennchens brennende Thränen ſprachen zu ihr: „Nimm Dich Deines Kindes an, gute Mutter. Du kennſt auch ſolche Thränen,

wie wir ſind, denn Du haſt ſelber vormals welche geweint.“

Wie nun die Mutter hierauf ihr Kind recht an ſich drücken mußte, da war es, als ob ſich das ganze Innere des Mädchens in Thränen auflöſen wollte. Denn je mehr die Mutter ſie preßte, deſto gewaltſamer drang der heiße Strom aus Aennchens Augen heraus.

„So beruhige Dich nur, mein Kind,“ ſagte die Mama, „es kann noch alles gut werden.

Das vierzehnte Kapitel.

Und ſo weiter! werde ich hier hinzufügen, weil das Geſpräch in dem Tone noch lange lange fortging, und ſie dadurch doch gar nicht vom Flecke kamen. Denn ſobald die Mama ihrem Aennchen zu Liebe mit einem ganz kleinen Hofnungslichtchen hin und herfuhr, ſo wollte Aennchen auch gleich die irrende Flamme feſthalten, und ſie zu einer ordentlichen großen Fackel anblaſen. Doch weil die Mama das gute Kind nur ein wenig tröſten, und nicht betrügen wollte, ſo mußte ſie das ganze Irrlichtchen

immer ſelber wieder auslöſchen. Am Ende kam nichts weiter heraus, als daß die gute Mama dem Mädchen ihr Wort gab, alles zu thun, was an ihr läge, um den Papa zu gewinnen. Aber freilich — — ſezte ſie hinzu und zuckte die Achſeln.

Das fünfzehnte Kapitel.

Die Mama hatte auch vollkommen recht mit ihrem Achſelzucken. Zwar verſetzte ſie den Papa jetzt ordentlich in ein Paradies, wie er, ſeines Orts, ſich's nur wünſchen konnte. Sie ſah allezeit ſelbſt danach, ob ſein Bette gut gemacht wäre, und bei ſeinem Aufſtehen erwartete ihn der Kaffee jetzt immer, eine Glückſeligkeit, die er ſonſt faſt niemals hätte erlangen können. Die Pfeife lag geſtopft daneben und der Wachsſtock brännte ebenfalls ſchon. Hauptſächlich ſtudirte die Frau Stadtrichterin halbe Nächte auf Lieblinsſchüſſeln für ihn, ſo daß der gute Mann in Entzücken hätte ſchwimmen können, wenn der vertrackte, weiße Sperling nicht geweſen wäre. Der aber unterbrach ſeine ſchönſte

Glückſeligkeit. Wenn er mitten im beſten Eſſen war, ſezte ſich der Geiſt dieſes Thiers auf den Schlüſſelrand und vergiftete ihm alles, ſo daß er flugs in die Höhe fuhr, und von nichts, als von Böſewichtern redete, und dazu auf das arme Aennchen recht bedeutende Seitenblicke warf.

Selbſt Mama's Geburtstag, an dem ſie immer dem Papa ein Wörtchen mehr als ſonſt ſagen durfte, änderte nichts in der Sache, und ſo ſehr auch das ſchöne Tuch von Aennchen dem Mädchen aufs neue das Wort bei ihr redete, ſo wagte Mama doch auch heute nicht ihr zur Vergeltung beim Papa das Wort zu reden.

Das ſechszehnte Kapitel.

Dem armen Wilhelm hatte die verdrüßliche Geſchichte ebenfalls kaum das liebe Leben gelaſſen, und das würde alle Tage früh um neun auf einen neuen Tag und eine neue Nacht kümmerlich gefriſtet. Der Schlaf fehlte ihm auch beinahe ganz und gar. Denn am Tage hatte er zu viel Arbeit und bei Nacht hatte er zu viel Gedanken, und es dauerte allemal viel Stunden

ehe er die verwünſchten Gedanken zur Ruhe brachte. Wie es ihm nun eben einmal bei Tagesanbruch damit gelungen und er eingeſchlummert war, ſiehe da pochte es ein Paar Mal an ſein Fenſter. Sein Schlummer aber war ſo leiſe, ſo leiſe, daß er davon wieder aufwachte.

„Verdammter Vogel!“ rief Wilhelm, wie er ſich die Augen ausgewiſcht hatte, und ſahe, daß es ein Sperling war, der zu dem offenen Stubenfenſter hereingeflogen ſeyn mußte, und jetzt aus den Kammerfenſtern gerne hinauswollte. „Du ſollſt es büßen!“ Dazu ſprang Wilhelm aus dem Bette und erhaſchte den Vogel.

Das ſiebzehnte Kapitel.

Daß der Gefangene beſtraft werden müßte, darüber war Wilhelm mit ſich einig, denn erſtens war er ein Sperling, und gehörte alſo zu dem Geſchlechte, das ſein ganzes Unglück verurſacht hatte, und dann hatte er ihn ja auch um das letzte arme bischen Schlaf gebracht. Nur die Art der Beſtrafung war Wilhelm immer nicht exemplariſch genug. Denn wenn er

nun auch den Kopf des Verbrechers vor ſeinem Fenſter ausſteckte, ſo ſpiegelte ſich doch nur die geringe Anzahl von Sperlingen daran, welche grade ſeine Fenſter beſuchte. Das mochte aber dem beleidigten Wilhelm nicht genug ſeyn. Daher ergriff er die Schere und ein Stück rothes Papier, welches zufällig daneben lag, und ſchnitt aus dem Papiere einen Kragen für den Sperling, und machte ihn dem Vogel um den Hals. Darauf ließ er ihn zum Fenſter hinaus, und der Sperling flog fort, um die Schmach ſeiner Gefangenſchaft überall mit herum zu tragen.

Das achtzehnte Kapitel.

„Das fehlte noch! dachte Wilhelm, als er Schlag neun Uhr bei Stadtrichters vorbei ging, und Aennchen nicht am Fenſter ſaß. Entweder iſt mein Vorbeigehen herausgekommen, oder ſie iſt krank, oder —“

Es ging aber ſo zu. Der Papa trat ein Paar Minuten vor neun Uhr mit den Pantoffeln in der linken und dem Blaſerohre in der rechten Hand, ganz leiſe in die Stube herein, und winkte der

Mama und Aennchen, daß ſie mit ihm kommen möchten. Da wollte denn Aennchen, welche ſchon am Fenſter ſaß und ſtrickte, etwas einwenden, und ſagte, daß ſie nur erſt eine kleine Unordnung, die ſich eben in ihrem Strumpfe eingeſchlichen hätte, wieder gut machen müßte, dann aber gleich nachfolgen würde.

Darauf zog ſich jedoch die Stirne des Papa's dermaſſen in Falten, daß die Mama, welche froh war, daß er wieder einmal Rückſicht auf Aennchens Gegenwart nahm, das Mädchen beym Arme faßte, und ihm nachführte und ausrief: „Ach Poſſen, ein Paar Maſchen wieder aufnehmen, kannſt du hernach auch, die werden Dir wahrhaftig nicht davon laufen!"

Das neunzehnte Kapitel.

„St! ſprach jetzt der Papa, und wies auf ſeine Pantoffeln in der Hand, und dann auf die Schuhe an den Füßen der beiden Frauenzimmer. Und gleich zogen die Mama und Aennchen beide ihre Schuhe ebenfalls aus, und gingen mit dem Papa auf den Gang, von dem ſie nirgens weiter

hin, als in den Hof und auf das Dach ſehen konnten.

Hier blieb nun der Papa ſtehen, und ſagte kein Wort. Und wie die Mama den Mund aufthat, um ihn zu fragen, was ſie nun anfangen ſollten, ſagte er wieder: ſt! und zeigte dazu auf das Dach hinauf. Wie es nun ſchon neune geſchlagen hatte, und noch immer nichts weiter wurde, als das, ſo wollte Aennchen, welche aus dem Stubenfenſter ganz andre Dinge ſehen konnte, als auf dem elenden Dache, grade wie vor kurzem die Mama, ebenfalls den Mund aufthun, ja ſie ſetzte ſogar ſchon unwillkührlich den Fuß wieder zurück. Allein der Papa ſagte noch einmal: ſt! und zeigte mit einer ſo ungehaltenen Miene auf den Gang, wo ſie ſtehen bleiben, und auf das Dach, wohin ſie ſehen ſollte, daß ihr die hellen Thränen in das ſchöne Auge traten.

Das zwanzigſte Kapitel.

Und wie ſie faſt eine ganze Viertelſtunde ſo dageſtanden, und der Papa immer Eines Se-

hens das Dach angeſehen hatte, da konnte die Mama nicht länger an ſich halten. „Nein,“ ſagte ſie, „nun geht mir die Geduld aus, und ich will wiſſen, was es dort auf dem alten Dache giebt, und warum ich hierſtehen, und meine Zeit verſäumen ſoll? Ja, auch für Dich wird's Zeit zum Anziehen. Du haſt es wohl gar nicht gehört, daß neun Uhr ſchon lange vorbei iſt?“

„Schon neun Uhr?“ rief der Herr Stadtrichter, und zog die Pantoffeln wieder an, und legte das Blaſerohr bei Seite und ging hinein.

„Man wird aber doch auch die Urſache des ſeltſamen Abentheuers erfahren?“ ſagte die Mama, als ſie wieder in der Stube waren, mit Unwillen. „Aus dem Blaſerohr zu ſchließen, ſo war wohl eine Dohle oder ein Sperling der intereſſante Gegenſtand, den Du auf dem Dache erlauren wollteſt?“

„Ein Sperling vielleicht!“ antwortete der Papa. „Aber was für einer!“ ſezte er hinzu, nachdem er ſich überall umgeſehen und die Mama und Aennchen in den Winkel geführt hatte, welcher am weiteſten von der Thür entfernt war.

Das ein und zwanzigſte Kapitel.

Doch auch hier kämpfte er mit ſich ſelber, ehe er etwas herausbrachte, ſo daß die Mama ſich ſchon losmachen, und an ihre Arbeit gehen wollte. Da fing er denn endlich an: „Ja, ſagen wollte ich's euch wohl, aber ihr müßt mir heilig verſprechen, daß kein Laut davon über eure Zunge geht.“

Statt dieſes Verſprechens indeſſen machte die aufgebrachte Mama eine ſehr finſtre Miene, und wollte mit Gewalt davon. Da ſagte denn der Herr Stadtrichter ganz leiſe: „Schon dreimal hat ſich dieſen Morgen ein Vogel auf dem Dache ſehen laſſen, ſo wunder ſchön, wie mir in meinem Leben keiner vorgekommen iſt. Die Größe eines Sperlings mochte er ungefähr haben, ja auch die Farbe. Aber um den Hals ging ihm ein Kragen, von hellglänzenden, blutrothen Federn.“

„Ach,“ ſagte die Mama, „du denkſt auch niemals daran, wie oft Dich ſchon Deine ſchwachen Augen betrogen haben. Es wird wohl über ein Rothkehlchen oder einen Stiegliz nicht viel geweſen ſeyn!“

„Unüberlegtes Reden! Und zwar in Gegenwart Deiner Tochter, der Du in guten Beiſpielen vorangehen ſollteſt!“

Als nun der Papa böſe zu werden anfing, wurde die Mama wieder freundlich und ſagte: „Nun, nun, nur nicht gleich ſo mürriſch, mein Schatz. Man wird doch auch ein Wort ſprechen dürfen.“

Dazu ſuchte die Mama alles mögliche hervor, ihn wieder auf beſſre Gedanken zu bringen. „Eine rothe Halskrauſe hatte der Vogel alſo?“ fragte ſie verwundert.

„St, ſt!“ rief der Herr Stadtrichter, „die Fenſter ſtehen offen, und du kannſt ſo ſchreien! Wenn nun die Leute von ihm hören, und mir ihn wegfangen!“

Das zwei und zwanzigſte Kapitel.

„Ja, wenn ich nur den Vogel ſchon auf einem Poſtamente ſtehen hätte!“ fuhr der Herr Stadtrichter fort. Und ich hätte ihn, wenn das verhenkerte Blaſerohr bei der Hand geweſen wäre. Dreimal, wie geſagt, hat er ſchon auf

dem Dache geſeſſen, und alle dreimal habe ich vergebens nach dem Blaſeroher geſucht. Endlich da ich's finde, und euch zu Zeugen von meiner Freude machen will, kommt er nicht wieder. Ich muß doch gleich noch einmal nachſehen. Ihr aber bleibt hier. Denn es iſt immer möglich, daß ihr zuviel Geräuſch gemacht habt. Wenn ich ihn werde heruntergeſchoſſen haben, ſollt ihr ihn ſchon ſehen."

Allein ſie kriegten ihn nicht zu ſehen, denn der Vogel blieb aus. Und der Herr Stadtrichter verſäumte darüber den Spaziergang auf den Wall, und hätte wahrſcheinlich das Rathhaus ebenfalls verſäumt, wenn nicht einigemal nach ihm geſchickt worden wäre.

„Daß ſich aber niemand unterſteht, auf dem Gange herumzuſpazieren!" ſprach der Papa, nachdem er Futter auf's Dach geſtreut hatte. Denn wer mir den Vogel verſcheut, der hat es mit mir zu thun!"

Das drei und zwanzigſte Kapitel.

„Sage mir nur Aennchen, was Dir iſt?" fragte die Mama, als der Herr Stadtrichter

aufs Rathhaus gegangen war, und das Mädchen ihr ganz ermattetes Köpfchen in die flache Hand fallen ließ.

„Ach, nichts!“

„Kein Zutrauen, Aennchen? Wenn ich nun ſchon alles wüſte? Du haſt vorhin jemanden am Fenſter erwarten wollen. Anders wenigſtens kann ich mir Deine Weigerung mit dem Vater auf den Gang zu gehen, und, als wir zurückgekommen, und er wieder hinaus war, dein Aufreißen des Fenſters und Dein Hinausfahren, und die Beſtürzung, als Du niemanden ſaheſt, nicht erklären!“

„Geſetzt, es wäre ſo, beſte Mutter,“ ſprach Aennchen und ergriff ihre Hand, „iſt denn meine Lage ſo neidens werth, daß ich auf dieſe Kleinigkeit mit Gleichmuth Verzicht thun ſollte.“

Das rührte denn die Mama außerordentlich.

„Er geht alſo allemal um dieſe Zeit vorbei?“ fragte ſie, und ihr theilnehmender Ton überredete Aennchen nicht nur, alles zu geſtehen, ſondern auch die Bitte zu wagen, daß die Mama ihr ein Paar kleine Zeilen an Wilhelmen

erlauben möchte, damit er nur nicht etwa gar glaubt, die Schuld hätte an ihr gelegen.

Um aber jetzt zu erklären, warum Aennchen nicht längſt in heimliche Correſpondenz mit ihrem Liebhaber getreten war, und den guten Willen der Mama erſt deßhalb in Unkoſten ſetzen wollte, muß ich hier nachholen, daß an dem Tage, wie der weiße Sperling zu Grunde ging, ſämmtliches Hausgeſinde fortgeſchickt worden, und daß mit den neuen Leuten durchaus nichts anzufangen ſeyn mochte.

Das vier und zwanzigſte Kapitel.

Die Mama hatte freilich tauſend Einwendungen gegen den Brief. Doch Aennchen ließ nicht nach mit Bitten, auch fügte ſie bey den beweglichſten Stellen eine allerliebſte kleine Thräne dazu. Und ſo gut auch die Mama's wiſſen ſollen, daß es die liebe Natur den Mädchenaugen nicht ſonderlich ſchwer gemacht hat, eine kleine Thräne zu erſchwingen, ſo haben es ihnen doch die Thränen ihrer Töchterchen ordentlich gethan. Und wenn ſie grade den garſtigen Vorſatz gefaßt haben, den Töch-

terchen nichts zu Gefallen zu thun, ſo müſſen ſie allemal ihre Geſichter abwenden, ſo bald ſie etwas Perlenartiges an den Wimpern dieſer zarten Geſchöpfchen zittern ſehen. Die Frau Stadtrichterin gab daher endlich ihre Einwilligung und ſogleich ſetzte ſich das Mädchen hin und ſchrieb. Es war übrigens nicht zu verwundern, daß aus den Paar kleinen Zeilen, welche ſie hatte ſchreiben wollen, ein Paar große Seiten wurden. Denn ſie mußte doch die ganze Geſchichte vom Sperling mit dem rothen Halskragen, und ihr Sträuben, um neun Uhr auf den Gang zu gehen, mit allen Umſtänden erzählen, damit Wilhelm recht vollkommen überzeugt wurde, daß ſie alles mögliche gethan hätte, um zu der gehörigen Zeit am Fenſter zu ſeyn.

Das fünf und zwanzigſte Kapitel.

Als ſie nun nach langem Warten den Bedienten zurückkommen ſah, den ſie mit dem Briefe fortgeſchickt hatte, ſo lief ſie ihm bis auf die halbe Treppe entgegen.

„Er bleibt erſchrecklich lange, Johann,“ redete ſie ihn an. „Fand er ihn allein.“

„Nein, es war noch ein Herr bei ihm.“

Und Aennchen ärgerte ſich auſſerordentlich, daß ihr Wilhelm juſt zu der Zeit, da ſie ihm einen Brief ſchickte, einen Herrn bei ſich haben konnte. Daß Wilhelm nichts von dem Briefe zuvor gewußt hatte, fiel ihr itzt gar nicht ein.

„Er wird doch etwas geſagt haben, Johann!“

„Kein Sterbenswörtchen.“

„Auch den Brief nicht geleſen?“

„Das hat er freilich gethan.“

„Und nichts darauf geſagt?“

„J, mein Gott, ich würde es ja nicht läugnen!“

„Keine Antwort hätte Er darauf erhalten?“

„Die Antwort wird doch wohl in dem Briefe ſtehen, den mir der Herr mitgegeben hat.“

„Einen Brief, Pinſel, und den behält er ſo lange bey ſich?

„Du lieber Himmel, Sie ſehen ja, daß ich in der einen Hand die Weinflaſche, und in der andern das Brod habe. Wie kann ich denn ſo in

die Taſche? Oben ſollen ſie den Brief gleich haben.“

Doch Aennchen drang darauf, daß er auf der Stelle etwas aus der Hand legen, und ihr den Brief geben mußte.

Das ſechs und zwanzigſte Kapitel.

Hier aber bin ich ſchon wieder genöthigt, eine kleine Bemerkung vorauszuſchicken. Die Mama hatte ſich nämlich ausbedungen, Aennchens Brief vor dem Abſchicken zu leſen, und Aennchen hatte daher nicht nur ſelber die Vertraulichkeit des Ton's etwas moderiren, ſondern auch dem Wilhelm in ſeiner Antwort, dadurch daß ſie ihm die Nachricht gab, die Mama würde ſie ebenfalls zu Geſichte bekommen, darauf hindeuten müſſen, daß ſie eine ähnliche Moderation von ſeiner Seite erwarte.

„Ach, beſte Mutter! „rief Aennchen, und zugleich drang plötzlich zwiſchen den Lilien, die ſeit kurzem allein auf ihrem Geſichte geherrſcht hatten, eine purpurne Roſe hervor. „Ach beſte Mutter, wenn Sie nicht dawider wären, und es ge-

länge! O, wenn das gelänge! Doch leſen Sie ſelbſt, und entſcheiden Sie dann. Nur vergeſſen Sie nicht, daß an Ihrer Entſcheidung mein Leben hängt oder mein Tod."

Und die Mama nahm den Brief in die Hand, und laß:

„Vor allen Dingen, meine theureſte Freun-
„din, ſagen Sie Ihrer vortrefflichen Mutter,
„daß mein Herz ſie für dieſen frohen Augenblick
„ewig ſegnen werde. Seit dem unglücklichen Vor-
„falle in Ihrem Hauſe, bin ich kaum zur Beſin-
„nung gekommen, und der Hoffnungsloſe glaubte
„vor wenigen Stunden auch den letzten Schim-
„mer eingebüßt zu haben." Und ſo weiter.

Das ſieben und zwanzigſte Kapitel.

Hier könnte ich den lieben Leſerinnen weiß machen, daß mir der Brief von unvorſichtigen Kindern oder Dienſtboten zerriſſen worden, und blos dieſer Anfang übrig geblieben wäre. Ich ſage aber geradezu, daß der Brief und die ganze Erzählung darinnen aus lauter Wehklagen zuſammengeſetzt iſt, und daß ich, als ein abgeſagter

Feind von allen Wehklagen, die Sache davon zu reinigen, und nach meiner Weiſe vorzutragen denke.

Wilhelm gerieth wirklich ganz auſſer ſich vor Freude über Aennchens Brief, und küßte nicht nur dieſen, ſondern auch den fremden Herrn, der grade bey ihm ſaß, und dem Wilhelm ohnehin ſeine ganze Leidensgeſchichte ſo eben erzählt hatte. Und er küßte ihn ſo heftig, daß der Fremde leicht ſchlieſſen konnte, von welchen niedlichen Händen die lieben Krackelfüßchen herrühren mochten, welche einen ſo gewaltigen Eindruck auf den armen Verliebten machten.

Der Fremde war übrigens kein Fremder, ſondern Wilhelms leiblicher Bruder, der drei und ein halbes Jahr auf der Akademie geweſen, und um ſeinen Bruder Wilhelm recht zu überraſchen, plötzlich, und zwar, eben wie Wilhelm troſtlos in die Stube trat, zurückgekommen war.

Wie ihm der Verliebte den Brief zu leſen gegeben hatte, da machte ihm der Neuangekommene große Hoffnung, ſein gutes Vernehmen mit dem Stadtrichter wieder vollkommen herzu-

ſtellen. Dieſe Hoffnung aber gründete folgender Umſtand.

Bruder Karl war in gewiſſer Rückſicht wirklich ein ſeltner Menſch, und auch keiner. Er behandelte nämlich auf der Akademie die Rechtswiſſenſchaft nur als einen Nothnagel, und gab ſich hauptſächlich mit Künſteleien ab, welche durchaus nicht mit ihr zuſammen hingen. Sein größtes Vergnügen beſtand in ſchönen Kanarienvögeln. Er verſtand ihrer Schönheit auch ſo gut mit Farben nachzuhelfen, daß kein Menſch das Gefärbte daran inne wurde, wenn er nicht etwa, wie Madam Langermann vor ihrer Verheirathung, die feuchten Lippen an ſeine Vögel hielt. Ich muß hier nämlich zugleich anmerken, daß Bruder Karl ſich in der Folge nach Dresden gewendet hat, und daß er derſelbe gute Freund war, der mich, kurz vor der Bekanntſchaft mit meiner nachherigen Frau, in große Verlegenheit durch den angemahlten Kanarienvogel brachte, weshalb ich jedermann, der noch nichts davon weiß, in dem Manne auf Freiersfüſſen nachzuſchlagen anrathe.

Das

Das acht und zwanzigſte Kapitel.

Noch einmal ſo gut aber als mit lebendigen Vögeln verſtand Bruder Karl mit ausgeſtopften umzugehen, weil manche von den beizenden Farben, welche den lebendigen Thierchen nachtheilig waren, den ausgeſtopften nicht mehr ſchaden konnten. Daher ſagte er leiſe zu ſeinem Bruder: „Ein Wort ein Mann, ich ſchaffe Dir einen weißen Sperling, und einen mit rothem Kragen. Das übrige iſt dann Deine Sache. Ein Paar Sperlinge ſind bald gefangen, und ein Roth verſtehe ich Dir den Federn zu geben, ein blendendes Roth.“

Jetzt erſt fiel Wilhelmen der Sperling ein, dem er ſelber den rothen Zierrath angethan hatte, und er mußte ſeit langer Zeit zum erſtenmale wieder lachen. Er theilte die Sache ſogleich ſeinem Bruder mit, und weil doch nicht zu vermuthen war, daß in einer ſo kleinen Stadt, wie Emmerling, an Einem Tage ein ſo außerordentliches Ereigniß, als das Eintreffen eines Sperlings mit rothem Kragen ſich zweimal zugetragen haben ſollte, ſo ſchloſſen beide, daß der Sperling, der dieſen Morgen in Wilhelms Stube

gefangen wurde, und der Sperling auf des kurzſichtigen Herrn Stadtrichters Dache, einer und derſelbe geweſen ſeyn möchte.

Während Bruder Karl etwas Tiefgelehrtes vom Schickſale vorbrachte, das ſeinen Bruder in Sperlingsgeſtalt zu verfolgen ſchiene, ſetzte ſich Wilhelm hin und ſchrieb den weinerlichen Brief, mit dem ich nichts zu thun haben mochte. In dem Briefe entdeckte der aufrichtige Menſch ſowohl die geheime Geſchichte des Sperlings mit dem rothen Kragen, als Bruder Karls Geſchicklichkeit.

Und die Anwendung dieſer Geſchicklichkeit war es eben, worüber Aennchen in die Worte ausbrach: „Ach beſte Mutter, wenn Sie nicht dawider wären!“ –

Daß nun die Mama wohl dawider ſeyn mußte, und vorſtellte, wie dergleichen ja offenbarer Betrug wäre, und ſie ihren Willen dazu niemals geben würde, das war ganz in der Ordnung. Es war aber nicht weniger in der Ordnung, daß Aennchen die Mama mit dem klagendſten Blicke anſah, den ſie nur auftreiben konnte, daß ſie die mütterliche Hand nicht aus

der ihrigen ließ, und daß die Mama dadurch in ihrem Vorſatze zu wanken anfing, wenn ſie ſich ſchon nichts davon merken ließ.

Das neun und zwanzigſte Kapitel.

Wie nun der Herr Stadtrichter nach Hauſe gekommen war, und beinahe eine halbe Stunde vergebens auf dem Gange gelauert hatte, trat er herein, und fing ſo an: „Sicher hat mir eins von euch den Vogel verſcheucht!“

Ob nun ſchon Mama und Aennchen alle beide das Gegentheil verſicherten, und alle mögliche Betheurungen anwendeten, ſo rief der Papa dennoch: „Sagt, was ihr wollt, er wäre gewis wiedergekommen. Und wenn er ausbleibt, oder ich höre, daß ihn jemand anders gefangen hat, ſo iſt kein Menſch ſchuld, als ihr.“

Und weil der Papa während der ganzen Tiſchzeit in dem Tone fortfuhr, auch wohl gar Drohungen hinzufügte, und das die Mama außerordentlich verdroß, ſo wankte ihr Vorſaz immer mehr. Als nun Aennchen nach Tiſche, grade da der Papa wieder einmal mit dem Blaſerohre

auf dem Gange ſtand, ſich der Mama ſprachlos in die Arme warf, und ihr durch einen leidenſchaftlichen Druck das Gefühl ihres tiefen Schmerzes mittheilte, ſo fiel der Mama der ganze wankende Vorſaz in zwei mütterlichen Thränen aus den Augen heraus, und ſie ſprach: „Thue was Du willſt, Aennchen. Unrecht bleibt es, aber vielleicht gereicht es zur Beruhigung des Vaters.“

Und mit der Miene einer Seligen ſchwebte das Mädchen auf ihr Zimmer, um Wilhelmen ſogleich die frohe Nachricht von Mama's Einwilligung nieder zu ſchreiben.

Das dreißigſte Kapitel.

„Was das für ein Lärm iſt, umſonſt und um nichts!“ rief die Frau Stadtrichterin, als der Papa wieder herein kam, und das Blaſerohre heftig in einen Winkel warf.

Er erwiederte aber nichts darauf: als: „Das Mädel iſt ſicher auf dem Gange geweſen, heh?“

Nicht aus der Stube hat ſie ſich gerührt.“

„Warum käme denn der Vogel nicht wieder!“

„Der Vogel, der Vogel! Ich glaube wahrhaftig, daß Dir ſo ein alberner Vogel mehr am Herzen liegt, als das ganze Mädel, und daß Du im Stande wärſt, einem jungen Menſchen, der jetzt käme, und ſagte: hier haben Sie den Vogel, aber Sie müſſen mir Ihre Tochter zur Frau geben, das Mädel ohne weiteres überließeſt.“

„Nun, das wollte ich nicht verreden, denn wer weiß, ob ich von ihr jemals ſo viel Freude erleben werde, als ich an dem Vogel gewis hätte.“

„Pfui, ſchäme Dich!“ ſprach die Mama, und machte dem Papa dazu ein recht finſtres Geſicht. Im Grunde des Herzens ſah ſie jedoch ganz freundlich aus. Denn was ſie da von Aennchen, nur gleichſam in den Wind, geſprochen hatte, war recht wohl von ihr überdacht geweſen.

Kaum war auch der Papa mit dem Blaſerohr auf dem Gange, ſo lief ſie zu Aennchen auf's Zimmer, und rieth ihr mit dem Briefe zu eilen, weil man das Eiſen ſchmieden müſſe, wenn es warm wäre.

Und die Antwort, welche gegen Abend auf Aennchens Billet einlief, war ganz erwünſcht.

Denn zwei Sperlinge hatte man bereits gefangen, und Bruder Karl gab in dem Poſtſkripte ſein Wort ſelber, den einen davon in drei Tagen ausgeſtopft, und mit dem rothen Ringe um den Hals, fix und fertig zu haben.

Das ein und dreißigſte Kapitel.

Darauf vergingen die drei Tage, und der Papa wurde darüber, daß ſich der ſeltſame Vogel nicht wieder auf ſeinem Dache hatte ſehen laſſen, zum ordentlichen Menſchenfeinde. Und am vierten Nachmittage, als der Herr Stadtrichter nicht zu Hauſe war, kam der ausgeſtopfte Vogel mit dem rothen Halsſtreifen richtig an, und Mama und Aennchen mußten beide das Zeugnis geben, daß er allerliebſt gerathen wäre. Mit dem weißen Sperlinge, hieß es in einem beiliegenden Briefe, wäre es nicht weniger gelungen, es gäbe nur eine Kleinigkeit noch daran zu thun, welche gegen Abend ebenfalls fertig ſeyn ſollte.

Der überſchickte Sperling wurde hierauf an einem ſichern Orte verwahrt, und auf der Mama

ihr Anrathen zurückgeſchrieben, daß Wilhelm ſelbſt auf den Abend um neun Uhr ſich mit dem weißen Sperlinge einſtellen möchte.

Das zwei und dreißigſte Kapitel.

Als es nun Abends zum Eſſen ging, und der Herr Stadtrichter den Sperling mit dem rothen Halskragen auf ſeinem Teller ſtehen ſah, da verſchwanden mit Einem mal alle Runzeln von ſeiner Stirne.

„Biſt Du das geweſen, liebſte Frau?“ fragte er. „Oder Du, mein Aennchen?“ da die Mama mit dem Kopfe geſchüttelt hatte.

„Vor allen Dingen“ ſprach die Mama, „ſage uns, ob der Vogel ſo recht iſt?“

„Wohl iſt er's. Sehr gut ausgeſtopft. Denn daß die rothen Federn ihm mehr vom Halſe abſtanden, das muß ſich doch wohl mit ſeinem Leben verloren haben. Wem verdanke ich aber dieſe heimliche Freude, redet doch, wem?“

Dabei ſah der Papa den Vogel mit ſo verliebten Blicken an, als er vielleicht die Frau Stadt-

richterin kaum am Hochzeittage angeſehen hatte.

„Du mußt rathen, Papachen!“

Das drei und dreißigſte Kapitel.

Mit dem Rathen aber hatte es dem Herrn Stadtrichter in ſeinem Leben und ſelbſt auf dem Rathhauſe nicht gelingen wollen, und auch dasmal rieth er vergebens. Drauf ſprach die Mama:

„Ob die Sache wohl mit rechten Dingen zugeht! Du errinnerſt Dich doch, daß ich neulich früh einmal böſe wurde, und ſagte: ich glaube Du könnteſt einen Menſchen, der Dir den Vogel brächte, das Mädel dafür zur Frau geben, und daß Dir das gar nicht unmöglich ſchien. Wenn nun meine Rede eine Art von Prophezeihung geweſen wäre, Papachen? Wenn wirklich ein junger Menſch Dir den Vogel blos unter der Bedingung brächte, daß er unſer Aennchen erhielte?“

Und weil die Mama dazu eine recht ernſthafte Miene machte, ſah ſie der Herr Stadtrichter lange und unverwandt an, und ſagte: „Warum — nicht gar!“

Dazu mußte die bewegliche Freude in ſeinem

Geſichte dem ſtarren Ernſte den Plaz einräumen.

„Ja, ja, es iſt nicht anders!“ ſprach hierauf die Mama.

Das vier und dreißigſte Kapitel.

Und der Papa, der ſich auf die Mädchen und ihre Mienen beinahe noch weniger verſtand, als ich, ſah in Aennchens Augen, welche auf ihren eignen Buſen gerichtet waren, gar nicht etwa ihre Beſorgniß, daß das Geheimnis, welches ſie darinnen verborgen hielt, das ſchöne Gewölbe mit dem die freundliche Natur ihr zartes Herz umzogen hatte, zu heftig erſchüttern, und auf dieſe Weiſe verrathen möchte, er bildete ſich vielmehr ein, aus Aennchens Auge ſowohl, als aus ihrem glühenden Geſichtchen ſpräche die Furcht, daß er ſeine leibliche Tochter um eines ſolchen Vogels willen hingeben könnte. Und mit einem Seufzer zwar, aber doch mit recht feſter Hand, nahm er den Vogel von ſeinem Teller, und gab ihn der Mutter, daß ſie ihn wieder fortſchaffen möchte, mit der andern Hand aber faßte er ſeine Tochter, und ſprach: „Nein,

mein liebes Aennchen, du biſt mein, und ſollſt mein bleiben.“

Das fünf und dreißigſte Kapitel.

„Dachte ich’s doch, alter Papa, daß Du beſſer wärſt, als Du Dich manchmal anſtellſt!“ ſagte die Frau Stadtrichterin, indem ſie den Sperling wieder auf ſeinen Teller ſezte. „Nein, nein, der Menſch, der Dir den Vogel giebt, macht Dir keine Bedingungen. Ob er ſich aber nicht um Aennchen zu bewerben denkt, und ob der Vogel nicht vielleicht ſeinen Zutritt in unſer Haus einleiten ſoll, das iſt eine andre Frage.“

„So beruhige Dich nur endlich, liebes Kind,“ ſagte der Papa, weil Aennchens Händchen immer heftiger in ſeiner Hand zitterte und das Blut ihr ſo gewaltig in’s Geſicht drang, daß es kein Wunder geweſen wäre, wenn es die ſchöne durchſichtige Haut entzweigeſprengt hätte. „Verlaß Dich auf mich Aennchen, daß ich Dich zu keiner Heirath zwingen, oder auch nur überreden werde. Jezt aber ſage mir, liebe Frau,

von was für einem Menſchen Du ſprichſt, und ob er von der Beſchaffenheit iſt, daß man ihm Zutritt geben kann?"

Doch in dem nåhmlichen Augenblicke ſchlug es neun Uhr, und Wilhelm trat zur Thůre herein, und nåherte ſich langſam und leiſe dem Tiſche.

Das ſechs und dreißigſte Kapitel.

„Alle gute Geiſter!" ſchrie der Papa auf, als er den jungen Stahl anſichtig wurde, griff haſtig nach dem wunderbaren Vogel, und ſprang damit vom Stuhle.

Und als er ſeinen Athem geſammelt hatte, rief er: „Sie merken gewis, daß es hier wieder etwas zu ruiniren giebt?"

Doch ſtatt aller Antwort holte Wilhelm den weißen Sperling aus der Taſche, und überreichte ihn der Mama, und dieſe ging zu dem Herrn Stadtrichter hin und, gab ihm den Sperling in die Hand, und ſprach: „Nun, was willſt Du weiter?"

Es ſoll aber recht hübſch mit anzuſehen ge-

weſen ſeyn, wie dem Herrn Stadtrichter nach und nach die Augen aufgegangen ſind, über Wilhelms Ehrlichkeit, und über ſein Glück, eine ſo große Seltenheit wieder zu erhalten. Er bat auch den jungen Stahl, an dem Tiſche Platz zu nehmen, und ſetzte ſich neben ihn und ſuchte den falſchen Verdacht durch Freundlichkeit wieder gut zu machen.

Das ſieben und dreißigſte Kapitel.

Als nun der Papa ſein Geſicht nach dem Töchterchen wandte, und ſah, wie in ihren glänzenden Augen ſich gleichſam ein Wiederſchein von ſeiner Freundlichkeit bildete, und wie in Aennchens Buſen ſich die Freude lebendig zeigte, und wie ihre Lippen leiſe von einander gingen, als wollten ſie reden oder küſſen, da floſſen ihm ſelber die Augen über. Denn es däuchte ihm, als ſtünde dem Glücke, welches Aennchens ganzes Weſen verkündigte, das Weh gegenüber, das er ihr in der letzten Zeit verurſacht hatte. Und der Sperling mit dem rothen Halsſtreifen kam ihm in dieſem Augenblicke

recht unbedeutend vor, und er legte ihn noch einmal auf der Mama ihren Teller und ſagte: „Das erſte auf der Welt iſt doch wohl unſer Kind, und ſein Wohl. Wer auch der andre junge Menſch ſeyn mag, ich will ihm durch das Annehmen des Vogels keine Hofnung auf Aennchens Hand machen.“

„Dem aber Mütterchen,“ ſetzte er hinzu, „und deutete auf den jungen Stahl, was meinſt du „zu dem?“

Das acht und dreißigſte Kapitel.

Wie nun der Herr Stadtrichter dahinter kam, daß beide Sperlinge von einer und derſelben Perſon herrührten, da wurde ihm der abgelehnte Sperling wieder lieb und werth, und er nahm ihn gleich aufs neue zu ſich herüber. Mit der andern Hand aber faßte er Wilhelmen an.

Als hierauf die Liebesleutchen aus ſeiner Miene die Erfüllung ihrer Wünſche, wie den Morgenſchein nach einer recht dunkeln Nacht, hervordämmern ſahen, ſo ergriff der junge Stahl ſeinen rechten Arm, und Aennchen ſtand auf und ging auf ſeine linke Seite hinüber. Und der Mama war

in ihrem ganzen Leben der Papa und ſein kupfriges Geſicht nicht ſo lieb geweſen, als jetzt, wie es zwiſchen den beiden jugendlichen Geſichtern das Glůck mitgenoß, von welchem dieſe dankbar ůberfloſſen.

Darauf ging er zu der Mama hinůber und gab durch den Kuß, den er ihr auf den Muud drůckte, den jungen Leutchen das Signal, ein gleiches zu thun, und einander ſo anzuſehen, als ob ſie ſich durch und durch ſehen wollten. Und bei der Gelegenheit war es, daß die Mama, die den weißen Sperling weg legte, indem ſie ihre Hand betrachtete, lachend ſagte: „Siehſt du auch wohl, daß ich damals doch recht hatte, und daß es wirklich weiße Sperlinge giebt, die nicht abfårben?“

Darauf nun mußte ihr der Papa, den der Augenſchein ůberzeugte, vollkommen Recht laſſen. Er ging auch in demſelben Augenblicke noch in ſein Naturalienkabinet, um den bekannten großen Zettel abzureißen, und das åchte Sperlingsweiß zum Fenſter hinauszuwerfen.

Das letzte Kapitel.

Die Sache mit der Heirath wurde ſodann bald zu allgemeiner Zufriedenheit abgethan. Anfangs beſtand freilich der Herr Stadtrichter darauf, daß die beiden ſeltenen Sperlinge die Hochzeittafel als Schutzheilige zieren ſollten, allein auf Aennchens Bitten, daß man ſie und Wilhelmen ja nicht ſo beſchämen möchte, brachte es die Mama durch allerlei Vorſtellungen beim Papa ſo weit, daß dieſe betrüglichen Thiere weggelaſſen wurden.

Ueberhaupt hätte es Aennchen jetzt, da Wilhelm ſchon mit ſeinen guten Eigenſchaften in der Gunſt des Papa's allen andern im Hauſe unwillkührlich den Rang abgelaufen hatte, gern geſehen, wenn man dem getäuſchten Papa die ganze Geſchichte der beiden Sperlinge aufrichtig geſtanden hätte, ja ſie war einmal ſchon auf dem Wege, das ſelber zu thun. Doch die Mama hielt ſie zurück und ſagte: „Wozu, Aennchen? Laß den Vater bei ſeinem Glauben. Dein Aufſchluß brächte ihn um alle die frohen Augenblicke, die er jetzt hat, ſo oft ihm die beiden Vögel in's Auge fallen. Ruht doch das meiſte

Glück in der Welt auf ſo luftigem Grunde, und es iſt allezeit grauſam, jemandem für eine unſchädliche Täuſchung die ihn erheitert, eine beunruhigende Wahrheit zu geben.“

Das Podagra.

Der Oberſte und ſein Haus.

Die ganze kleinſtädtiſche Chriſtenheit des Orts ſagte vom Oberſten, daß er ein wunderlicher Heiliger wäre. Er fand das gar nicht. Alles was er that kam ihm ganz natürlich vor, und manches darunter war auch in der That recht natürlich. So hatte ihn zum Beyſpiel vor zehn Jahren das Podagra aus dem Dienſt auf ſeine Güter getrieben, und böſe Augen vor einiger Zeit in die Stadt, wo ein Okuliſt wohnte, der vielleicht berühmt geworden wäre, wenn er nicht in dem Neſte hätte verſauern wollen.

Seine eignen Maximen beſaß der Oberſte freilich. Das große Haus zum Beyſpiel, das er in der kleinen Stadt gekauft hatte, bewohnte kein Menſch als er und ſeine fünfzehnjährige Nichte. Sodann der Korporal Barthel;

der zugleich Haushofmeiſter und Hausknecht, Kammerdiener und Laufbengel war, und die Frau Barthelin, ſein Eheweib, welche den ganzen weiblichen Dienſt, von der Kammerjungfer des Fräuleins bis zum Küchenmädchen herab, ſo gut verſah, daß kein Menſch über ſie Klage führte, ihren Ehemann ausgenommen. Der aber hatte ſich's gleich beym Einzuge in das Haus vom Oberſten zur Gnade ausgebeten, daß er, damit die glückliche Ehe ſich nicht zerſchlüge, wenigſtens eine Scheidewand zwiſchen ſie ziehen laſſen möchte. An der Scheidewand aber verdroß, wie ſie fertig war, Bartheln gar nichts, als daß die Zwiſchenthüre weder Schloß noch Riegel hatte.

Uebrigens lebte dieſes höchſtungleiche vierblättrige Kleeblatt ſo einförmig als möglich. Der reiche Oberſte ſah' bei ſich im Hauſe keine Leute, weil ſo was Geld koſtete, und er, wie er ſagte, ſie in der Kirche umſonſt ſehen könnte. Er kam auch nicht zu Leuten.

Nichte Thereſe fand das höchſt ſonderbar. Aber er ließ ſich, wie er grade einmal zum Reden aufgelegt war, darüber heraus, und ſagte: „Die

Menſchen ſind ſich überall gleich und man braucht nicht weit zu gehen, um ſie kennen zu lernen. Wenn du Bartheln und ſeine Frau anſiehſt, ſo haſt du ſie alle mit einander geſehen."

Das aber wollte dem Fräulein aus mancherlei Gründen nicht in's Köpfchen. „Es iſt doch ein wahres Elend um böſe Augen!" ſeufzte ſie. „Denn wenn der Onkel die böſen Augen nicht hätte, ſo müßte er's ja wohl merken, daß der junge, flincke Rudolf von Kronau ganz anders ausſieht, als der ſteife, hölzerne Barthel."

Die ſtille Muſik.

Der Kammerreferendarius Rudolf von Kronau ſchien auch gemerkt zu haben, daß Thereſe ganz anders ausſah, als Barthels alternde Frau. Wenigſtens hatte er ſich um eilf Uhr Abends niemals mit der Guitarre unter die Fenſter das Hinterhauſes geſtellt, wo die Frau Barthelin wohnte, ſondern allezeit unter Thereſens Fenſter. Thereſe öffnete das auch gewöhnlich, aber nicht um dem Spiele und Geſange des jungen Dilettanten eine begeiſternde Muſe zu werden, ſondern viel-

mehr um ihm Schweigen aufzulegen. Und wenn er dann die Achſeln zuckte und ſeufzte, ſo zog ſie dieſe ſtille Muſik der lauten bei weitem vor. Zeither hatte der Onkel dieſe einer Kapriſe des Nachtwächters zugeſchrieben. Es befremdete ihn freilich einmal, daß der Magiſtrat dem Nachtwächter erlaubte, weltliche Lieder anzuſtimmen. „Aber du lieber Gott, dachte er billiger als gewöhnlich, hat doch ein jeder Stand heut zu Tage ſeine Moden und Schwachheiten, warum ſollten denn Magiſtrate und Nachtwächter allein keine Moden und Schwachheiten haben dürfen?“ Dazu legte er ſich ganz gelaſſen von einem Ohr auf das andre, und ſchlief wieder ein. Thereſe glaubte bei alledem nicht ganz trauen zu dürfen. Daher kann man leicht denken, daß der Onkel aus der Haut gefahren wäre, wenn er die nächſten Abſchnitte geleſen hätte, die aber zum Glück damals noch nicht geſchrieben waren.

Schweſterlicher Rath.

Bis zur Nachtmuſik war es auf folgendem Wege gekommen.

Rudolf war eben erſt in der Reſidenz aus einem juriſtiſchen Kanditaten zum Kammerreferendarius gemacht worden, und hatte ſich nachher auf ſechs Wochen Urlaub erbeten, um ſeiner Vaterſtadt zu zeigen, daß aus Kindern Leute zu werden pflegen. Es wollte indeſſen bald verlauten, daß dergleichen Leute manchmal fatale Gewohnheiten bekämen. So hatte Rudolf auf der Univerſität die breiten Steine in den Straßen allezeit in Beſchlag genommen, und glaubte dieſes Befugnis auch jetzt noch geltend machen zu dürfen. Allein der Oberſte, der ſich für den erſten Mann in der Stadt, vielleicht in der Welt, hielt, kam darüber gleich den zweyten Tag nach Rudolfs Ankunft ſo mit ihm zuſammen, daß er beim Landrath Kronau auf exemplariſche Beſtrafung ſeines Sohnes drang, und ihm, da dieſe nicht erfolgte, die Freundſchaft völlig aufkündigte.

Cäcilie, Rudolphs Schweſter, klagte am meiſten darüber. „Die arme Thereſe,“ ſagte ſie, „nun darf ſie nicht einmahl mehr zu mir kommen, und ich war noch ihre einzige Freundin! „Sie ſchalt ihren Bruder tüchtig aus, und ſagte, daß er gewiß nicht ſo unhöflich mit dem Oberſten um-

gegangen wäre, wenn er deſſen ſchöne Nichte gekannt hätte.“

Und als er Thereſen endlich geſehen hatte, ſprach er zu ſeiner Schweſter: „Ach, liebe Cäcilie, du haſt vollkommen recht.“

So eine Geſtalt wollte er in ſeinem Leben noch nicht bemerkt haben. Eine Halbgöttin konnte das gar nicht ſeyn, ſondern gleich eine ganze.

„Und was für ein Ungeheuer iſt der Onkel, dem ſie gehorchen muß!“ rief die reizende Cäcilie in einem heftigen Ausbruche ihres Mitleids.

Ein Ungeheuer! Der Referendarius fuhr unwillkührlich an ſeine linke Hüfte, wo ſonſt das Studentenſchwert gehangen hatte. Er gelobte, die Dame von dem Ungeheuer zu befreien. Allein ſeine Schweſter bat ihn um Gotteswillen, daß er ja nicht wieder, wie ein Mann aus dem Mittelalter, mit der Thür in's Haus fallen, ſondern zufolge unſrer heutigen Kultur höchſtens verſuchen ſolle, auf den Zehen hineinzuſchleichen.

Die Zuſammenkunft.

Rudolf konnte die breiten Steine auf der Straße vor Verdruß nicht mehr anſehen, denn ſie waren

Schuld, daß Thereſe nicht aus dem Hauſe kam. Er ging vor ihren Fenſtern vorbei, ſah' aber nichts, als Vorhänge.

Am Sonntage endlich auf dem Kirchenwege ward er Thereſen neben dem Oberſten anſichtig, und fand ſogar Gelegenheit ihren Blicken einen ehrerbietigen Gruß zuzuſtecken. Sie ſchien den Gruß nicht übel zu nehmen, wenigſtens ſah ſie ſich an ihrem Hauſe noch einmal ſchüchtern nach Rudolfen um.

Bei alledem würde der Referendarius nicht viel weiter gekommen ſeyn, wenn er kein ſo ſcharfſinniges Schweſterchen gehabt hätte. Denn die war es, die ihm um eilf Uhr ihre Guitarre in die Hand gab, und ſagte: „Jetzt damit unter ihr Fenſter. Der Oberſte ſchläft im Seitengebäude, und wird vermuthlich nichts davon hören, und die Nachbarn — — wenigſtens kommen ſie nicht mit ihm zuſammen.“

Rudolf lies ſich das nicht zweimal ſagen. Er trat auch nicht ohne Erfolg mit der Guitarre unter Thereſens Fenſter. Und das kam beſonders mit davon her, daß er ſelber Thereſen als ein überaus wohlgebildeter junger Mann aufgefallen

war. Darum hatte ſich denn auch ſein ehrerbietiger Gruß ſo freundlich an ihr Herzchen gelegt, daß der Schlaf eiferſüchtig wurde, und ſich diesmal nicht zur gewöhnlichen Zeit einſtellte. Eine Muſikfreundin war ſie obendrein, und ſie mußte ihre Freude recht zurückhalten, als ſie beim Oefnen des Fenſters trotz dem Mantel, den er um hatte, entdeckte, wer es war, der im Mondſchein unter ihrem Fenſter muſizierte. Auch ſagte ihm ein ganz leiſes Wort und Winken mit der Hand, daß ſie die Muſik lieber einbüßen würde, als ihn ſelber. So erklärte ſich's der Referendarius wenigſtens. Denn ſonſt hätte ſie ihn ja ganz laut wegweiſen können. Wohl eine Viertelſtunde blieb ſie im Fenſter liegen, und Rudolf ſetzte einige Mal an, ſein Herz auszuſchütten. Allein immer winkte ſie ängſtlich mit der Hand, nickte aber doch, als ſie ſich endlich zurück zog, ſo freundlich, daß der Referendarius ſich ſchon Glück wünſchte.

Der Brief.

Im Bettchen überlegte Thereſe erſt, was es für Lärm würde gegeben haben, wenn der On-

ſel den Muſikus inne geworden wäre. Sie überlegte das die Nacht über, und den ganzen Tag nachher.

Als es aber am folgenden Abend wieder unter ihrem Fenſter muſikaliſch wurde, da mochte ſie grade mit Ueberlegen fertig ſeyn. Denn wie am Abend zuvor, ſah ſie hinaus.

Ein Brief, den Rudolf aus der Taſche brachte und hinaufreichte, konnte nichts als ein mitleidiges Achſelzucken von Thereſens Seite erregen. Damit aber allein war dem jungen Manne noch nicht gedient. Daher nahm er einen kleinen Kieſel von der Straße, wickelte ihn in den Brief, um dieſem die gehörige Schwere zu geben, und warf ihn mehrere Mal vergebens hinauf. Weil er jedoch durch kein Winken davon abzuhalten war, und die Sache gar kein Ende zu nehmen drohte, ſo entſchloß ſich Thereſe dazu, den Brief aufzufangen. Wenn ſie ſich aber auch nachher ſogleich mit ernſter Miene unſichtbar machte, ſo war doch der Referendarius vollkommen zufrieden. Denn — ſchloß er — wäre es ihr mit ihrem Ernſte wirklich Ernſt geweſen, ſo hätte ſie gewis die Fenſter

viel früher ſchon zugemacht, und ich hätte jetzt noch den Brief in meinen Händen, um den ich nun mein Herz leichter nach Hauſe trage.

Progreſſen.

„Wenn man den Leuten nur den Finger erlaubt!“ ſeufzte Thereſe, und beſchloß den Brief ſchlechterdings nicht zu leſen. Darauf beſchloß ſie, ihn zu leſen, aber ſorgfältig in die alten Brüche gelegt, dem Schreiber wieder zukommen zu laſſen. Wie ſie aber den Brief geleſen hatte, da beſchloß ſie, ihm einen andern dafür zu ſchreiben. Und dieſer andre wurde wirklich Abends dem Muſikus an einem Faden herunter gelaſſen, der auch nicht leer wieder hinaufgezogen wurde.

Seitdem waren alle Abende zärtliche Klagen auf dieſe Weiſe herunter und hinauf gelaufen. Auf die letzt that Rudolf den Vorſchlag, daß Thereſe, da denn doch nun ſeine Abreiſe immer näher rücke, ihm erlauben möge, den Zwirnsfaden in ein Seil zu verwandeln, an dem er ſeine Depechen mündlich hinauf brächte. Aber There-

ſe ſagte nein. Solche Seiltänzerſtückchen wenigſtens ſollte die Nachbarſchaft ihrem Fenſter nicht nachſagen!

Weil indeſſen der Referendarius ſeine Briefe gar zu beweglich machte, ſo mußte ſie ihm wohl zeigen, daß ſie auch kein Herz von Stein unter dem ſchöngeordneten Buſentuche mit ſich herumtrug, und verſprach ihm daher drei Tage vor ſeiner feſtgeſetzten Abreiſe den vorletzten Abend Punkt ſieben Uhr das Haus leiſe zu öffnen. Sie ſetzte hinzu, daß ſie um dieſe Stunde allezeit dem Onkel Wein aus dem Keller holen müße, und daß die Unterredung an der Hausthüre nicht länger als eine halbe Minute dauren könne.

Und Schlag ſieben Uhr am folgenden Abend that ſich des Oberſten Hausthüre dem ſchon lauernden Liebhaber auf.

Aber die Seligkeit der halben Minute ging gar bald vorüber, wenn ſie ſchon der gewöhnlichen Zeitrechnung nach drei ganze Minuten gedauert hatte.

Der Referendarius ſchalt ſich auf dem Heimwege, daß er nicht einmal ſo viel Herz gehabt hätte, Thereſen um einen Kuß anzuſprechen.

Morgen! das war noch ſein Troſt. Denn daß auf morgen als den letzten Abend wieder ein ſolches Zuſammenkommen verabredet worden war; das brauche ich keiner lieben Leſerin erſt zu ſagen; kaum den Leſern.

Die Lieblinge.

Aber die Lieblinge, die Lieblinge! Schon manches ſollen ſie in der Welt verdorben haben; und auch dieſen letzten Abend — — — doch zuerſt von den Lieblingen ſelber.

Von den vier Perſonen im Hauſe hatte ein jedes ſeinen beſondern Liebling. Aber keine einzige hatte mit ſo viel Geſchmack gewählt, als Thereſe.

Des Oberſten Favorit war ein großer engliſcher Hund, der Mylord hieß, und immer vor ſeinem Zimmer lag, um keiner fremden Seele eher den Eingang zu geſtatten, bis der Oberſte herein! gerufen hat.

Der Frau Barthelin ihr Liebling war ſchon viel manierlicher, als der Tölpel von Mylord. Das war ein Rothkehlchen, das in ihrem Ge-

mach frei und froh herum flog, und dem ſie recht oft die Noth klagte, die ihr die heilige Ehe aufgebürdet hatte. Sie ſagte einmal dem Vögelchen, als es eben eine häßliche Kreuzſpinne zu ſpeiſen beliebte, ganz unverholen, daß das ein dummer Appetit wäre, und daß ſie nicht wiſſe, wer ihr mehr zuwider ſey, ob ihr Ehemann oder eine Kreuzſpinne.

Weil ſie's aber mit guten Bedacht dicht an der Zwiſchenthüre und recht laut ſagte, ſo hörte das der Korporal Barthel, und daraus entſtand bald wieder eine Lieblingſchaft. Barthel ließ nämlich von nun an keine Kreuzſpinne mehr von ſeinen Fenſtern kehren.

In der Folge nahm jedoch das Spinnengewebe ſo ſehr überhand, daß er eine Auswahl treffen mußte. Daher behielt er denn das korpulenteſte Thier, das ſein Liebling geworden war. Er nannte dieſe Kreuzſpinne, wegen ihrer Behendigkeit auf der Fliegenjagd, ſeinen Nimrod, und behauptete, daß das Thier mehr Verſtand hätte als mancher Menſch. Dabei pflegte er gern ſeine Frau anzuſehen.

Unglücksfälle.

Es iſt bis dieſe Stunde noch nicht ausgemacht, ob Frau Barthelin einmal beim Ausgehen, die Zwiſchenthüre mit Fleiß offengelaſſen hatte, oder nicht. Geſchehen war es jedoch, und Barthel kam wie er Nachmittags in ſein Gemach trat, zu der ſchauerlichſten Scene ſeines Lebens. Seine Kreuzſpinne nämlich warf ihm eben die letzten Blicke aus Rothkehlchens tödtendem Schnabel zu. Barthel war auſſer ſich über den Verluſt. Rothkelchen ſollte alles entgelten, aber ſeine blinde Wuth hatte ſchon zwei Fenſterſcheiben entzweigeſchlagen, und das flinke Rothkehlchen nicht getroffen. Es retirirte ſich endlich hoch auf die Ofenvaſe, und Barthel ſuchte eben nach einem Stocke, um es zu erlangen, als Frau Barthelin ankam, und ſeinem Zorne zum Ableiter diente. Die Nachbarſchaft verſichert, eine ganze halbe Stunde lang die Ausbrüche ihrer gegenſeitigen Geſinnungen mit angehört zu haben. Eine dritte Fenſterſcheibe, die im Verfolg ihrer Unterhaltung herabklirrte, ließ eine große Oefnung zurück. Rothkehlchen nahm ſie wahr und ſchlüpfte hindurch auf einen

Gang,

Gang, von dem es ſich einen friedlichern Aufenthalt verſprechen mochte.

Das arme Rothkehlchen hatte falſch gerechnet. Bartheln war in der Wuth nichts weniger, als die Pflicht eingefallen, ſo bald es dunkel wurde, die Hausthüre zuzumachen. Er dachte noch nicht daran, da es doch ſchon ſtockfinſter war.

Ein ſtarkes Flattern auf dem Gange machte die Frau Barthelin jetzt aufmerkſam. Das mußte Rothkehlchen ſeyn. Und wie ſie hinauseilte, um ihren Liebling zurückzuholen, ward ſie eine Katze gewahr, welche die Rolle der Nemeſis ſich nicht hatte nehmen laſſen, und grade ſo mit Rothkehlchen verfuhr, wie Rothkehlchen vor kurzem mit der Kreutzſpinne verfahren hatte.

Jetzt fing die vorige Eheſcene von neuem an. Die Katze war nur ins Haus gekommen, weil Barthel ſeine Schuldigkeit an der Hausthüre verſäumt hatte. Er lachte um ſo herzlicher über den Vorwurf, weil ihm die Katze eine ſo ſchöne Genugthuung verſchaffte.

Aber er lachte auch nicht mehr, als der Oberſte mit kirſchbraunem Geſicht und einem

Mund voller Flüche hereinſtürmte, und fragte: warum das Haus nicht gehörig zugemacht worden wäre?

„Weil er ein Taugenichts iſt, und ein Böſewicht!“ ſchrie Frau Barthelin.

Sie wollte erzählen, aber Barthels Stimme war ſtärker. Der Oberſte wurde immer zorniger, und das beiderſeitige Bitten konnte ſie nicht von der Strafe retten, die er ihnen zugedacht hatte. Er ſperrte ſie nämlich in ein enges Behältniß zuſammen, vor welches ſodann ein Schloß gelegt wurde.

Seine Erbittrung rührte hauptſächlich daher, daß die nämliche Katze, durch welche Rothkehlchen um's Leben gekommen war, mit dem Mylord einen Kampf beſtanden und dieſem dabey ein Auge ausgeſchlagen hatte.

Der Oberſte ging ſelbſt nach einem Hundearzt, deſſen Pflege er den armen Verwundeten bis zum andern Morgen übergab. Sein Troſt war, daß er die Katze zur Gefangenen gemacht hatte. Vor Mylords Augen, oder vielmehr Auge, ſollte ſie den folgenden Tag exemplariſch hingerichtet werden.

Sieben Uhr.

Cäcilien war bey dieſen Dingen gar nicht wohl zu Muthe, und es gereichte ihr noch zum einzigen Troſte, daß es endlich doch einmal ſieben ſchlagen müßte, ſo tief auch, ihrer Meynung nach, die Zeit die Schlafmütze über die Ohren herunter gezogen hatte.

„Was ſiehſt Du denn immer nach der Uhr?“ fragte der Onkel Thereſen mürriſch, als die Stunde herankam.

„Ich wollte das Weinholen nicht verſäumen,“ antwortete ſie zaghaft.

„Ich trinke heute keinen Wein.“

Kein Wunder, wenn dieſes Wort das arme Mädchen in Ohnmacht geſtürzt hätte. Der letzte Abend, und Rudolphen nicht ſehen! Sie ſann und ſann nach einem Vorwand zum Hinuntergehen. Allein es ſchlug ſieben und noch war keiner erfunden.

„Indeſſen“ ſagte jetzt der Oberſte, „ein Glas Wein wird nicht ſchaden!“

„O ganz gewis nicht!“ frohlockte Thereſe, und hätte ſicher noch, ehe ſie wie der Blitz hinunterlief, den alten häßlichen Onkel in der Ge-

ſchwindigkeit ein bischen umarmt, wenn das nicht verdächtig herausgekommen wäre.

Die ſchöne Maja.

Die Menſchen würden mich auslachen, wenn ich behaupten wollte, Thereſens erſtes Wort nach aufgeriegelter Hausthüre wäre die Nachricht von der morgenden Hinrichtung der Katze geweſen. Und doch war es ſo.

Aber was für eine Katze war das auch! Das ſchönſte unter allen Thieren auf der bekannten Welt, wenn man Rudolphs reizender Schweſter glauben wollte. Ein Thier, mit dem ſelbſt die Mäuſe zufrieden waren, weil es ihnen die vollkommenſte Duldung zugeſtand. Aus Verachtung freilich, aber die Mäuſe hatten entweder nicht Ambition genug, um ihr dieſes nachzutragen, oder ſie beſaßen ſo viel natürlichen Verſtand, um einzuſehen, daß die ſchöne Maja, die das Privilegium hatte, ihrer Gebieterin ſtets zur Seite zu ſeyn, die mitunter ſogar an Cäciliens ſchönen Armen ihre undankbaren Krallen ungeſtraft zeigte, deren Bildnis ſchon als Doſen=

gemählde in die glänzende Reſidenz gereiſet war, den Uebelſtand nicht begehen durfte, ſich mit Mäuſen herumzuſchleppen.

Aus zärtlicher Liebe zu ſeiner Schweſter erſchrack der Referendarius ſehr über die Nachricht.

Thereſe ſetzte hinzu, daß es Cäcilien, wenn ſie aber noch dieſen Abend herkommen und bitten wolle, daß es ihr vielleicht gelänge, der Katze Gnade auszuwirken, weil die hübſchen Mädchen überhaupt, und Cäcilie insbeſondere, viel über den Onkel vermöchten.

Der Ueberfall.

Thereſe gab zugleich einen Wink, daß Cäcilie noch die einzige Perſon ſey, welche vielleicht in der Folge einmal eine Ausſöhnung zwiſchen ihm und dem Oberſten bewirken könne, und Rudolph küßte Thereſen von Herzen die Hand für den Fingerzeig.

„Nun aber, leben Sie wohl!“ ſagte das Fräulein.

„Es iſt das letzte Mal, Thereſe!“ ſagte der Geliebte.

„Ich bin ſchon ſo lange weg, der Onkel!“

„Sie lieben mich nicht!“

„Nicht?“

Konnte Thereſe wohl dem Munde ausweichen, der ſich jetzt näherte? Mußte ſie nicht bei dem liebenden Herzen, das ſie vielleicht nie wieder an ſich drückte, die eilende Zeit aus der Acht laſſen? Mußte ſie nicht bey den Eiden, welche der Geliebte ihr ablegte, den Onkel überhören, der ihr nachgegangen war, um zu ſehen, ob ihr ihm Keller etwas begegnet wäre, und der nun, in eine Salzſäule verwandelt, vielleicht noch lange unbeweglich in einiger Entfernung von dem Paare würde geſtanden haben, wenn ihn nicht ein Nieſen angewandelt hätte, deſſen Schall wie ein Donnerſchlag die Liebenden auseinander ſchlug.

„Um Gotteswillen, fort, fort!“ ſoviel Bewußtſeyn hatte Thereſe noch, um das zu bitten. Doch würde es ihr kaum gelungen ſeyn, Rudolphen, der ihr Anwald werden wollte, zur Thüre hinauszuſchieben, wenn das Podagra dem Oberſten nicht eben einen ſo heftigen Stich gegeben hätte, daß ſein Vordringen um mehrere Augen=

blicke verſpätigt wurde. Hierdurch gewann ſie nemlich Zeit, um dem Geliebten noch zu ſagen, daß ſie, wenn der Onkel ihn erkennen ſollte, noch einmal ſo viel würde auszuſtehen haben, als wenn das nicht geſchähe.

Nach einigen Ausrufungen, die das feine Papier nicht vertragen will, fragte der Onkel grimmig: „Wer war das?" Aber ſelbſt die Wiederholung der Frage riß der armen Thereſe kein Wort aus den bleichen Lippen.

„Marſch!" ſchrie er hierauf, und ſchleuderte das weinende Kind in ein Gewölbe, das der Unbarmherzige ſogleich wieder verſchloß.

Was die hübſchen Mädchen vom Oberſten halten.

Der betrübte Referendarius fand zu Hauſe alles in ſolcher Beſtürzung, als ob der Feind rein ausgeplündert hätte. Auf ſeine Erkundigung hörte er, daß die ſchöne Maja vermißt würde. Die Auskunft, die er geben konnte, war nicht die tröſtlichſte.

„Sie hinrichten!“ rief Cäcilie. „Der Barbar, der Unmenſch, der Tiger!“

Rudolph that ihr den Vorſchlag, zum Oberſten zu gehen.

„Ja!“

Die Liebe zur Maja gab ihr ſchnell einen Shawl um, aber der Gedanke an den Oberſten nahm ihn wieder von dem lieblichen Naken. Cäcilie hielt nämlich von dem Oberſten ohngefehr grade ſo viel, wie die andern hübſchen Mädchen in der Stadt. Er ſah, wie ſchon geſagt, dieſe luſtige Menſchenart recht gern. Aber grade darum ſahen ihn die hübſchen Mädchen gar nicht gern. „Und“ meinten ſie, „daß er uns manchmal in die Backen kneipt, das iſt recht häßlich von dem Manne. Denn, „meinten ſie ferner,“ wenn wir ja einmal auf den tollen Einfall geriethen, uns von jemanden in die Backen kneipen zu laſſen, ſo würden wir doch gewiß keine ſolche altbackene Oberſten, ſondern ganz andre Leute dazu ausſuchen.“

Uebrigens gebe ich das blos für ganz unverbürgte Gerüchte aus, weil ich um alles in der Welt nicht den Schein haben möchte, als wollte

ſich an den Meinungen der hübſchen Mädchen in jener Stadt, oder wohl gar ſämtlicher hübſchen Mädchen auf dem Erdboden zum boshaften Verräther werden.

Die Verkleidung.

Der Referendar erzählte Cäcilien nun den andern Vorgang auch, und wie ſie villeicht ihm ſelbſt durch eine Viſite zur Glücksgöttin werden könnte, ihm und Thereſen.

„Aber der Oberſte, liebſter Bruder, der mit unſerm Hauſe deinetwegen gebrochen hat!“ ſagte ſie achſelzuckend.

Rudolph mahlte ihr hierauf die Hinrichtung der Maja mit den grauſamſten Farben. Doch grauſamer als alles ſchien es Cäcilien, wenn der Oberſte ſie in die Backen knipp, oder, was doch Gott für immer verhüten wolle! ſeine blutrothe Naſe an ihr Geſicht drückte.

Cäciliens ſcharfſinniges Köpfchen blieb indeſſen keineswegees müßig, und es währte nicht lange, ſo ſagte ſie:

„Höre Brüderchen, ich weiß etwas. Erkannt

wird dich der Oberſte vorhin in dem Mantel, den Du am Tage noch niemals getragen haſt, gewiß nicht haben. Und hätte er's oder wüßte er durch ein ſcharfes Examen, wer der Ruheſtöhrer geweſen, ſo könnteſt du dennoch in meinem Namen für dich und Thereſen und die Maja zugleich, ein gutes Wort einlegen. Drum zur Sache. Du weißt Rudolph, daß wir ſchon als Kinder der Aehnlichkeit wegen verwechſelt worden ſind, und daß mich nachher nur der Anzug, wenn du dich leichtfertiger Streiche wegen aus dem Staube gemacht hatteſt, von ihren Folgen losſprach. Noch jetzt bewundert alle Welt die Gleichheit unſrer Geſichter. Wie wenn Du in meinen Kleidern zu ihm gingeſt?

Rudolph umarmte das ſchlaue Schweſterchen auf der Stelle, und die Verkleidung wurde vorgenommen.

Allerliebſt! Ein Bedienter redete den Referendarius ſtatt des Fräuleins an. Und der Bediente hatte ganz andere Augen als der halbblinde Oberſte.

Rudolph verſuchte Cäciliens Sprache. Und obgleich der helle Diſkant nicht heraus zu brin-

gen war, ſo ſprach er doch ohne große Mühe, grade wie ſie, wenn einmal ihre ſchöne Stimme durch eine ſtarke Heiſerkeit gedämpft wurde.

„Und nun" rief Cäcilie dem Fortgehenden noch hinten nach, „verdenke es der Natur ja „nicht wieder, daß ſie ſich mit dem Bart an dei„nem Kinne nicht übereilt hat!"

Die Gewiſſensbiſſe.

Die Hoffnung, Thereſen wieder zu ſehen, führte Rudolphen in gröſſern Schritten über den Markt, als ſeine jetzige Rolle gut heißen wollte. Keine ſeiner Erwartungen aber würde in Erfüllung gegangen ſeyn, wenn der Oberſte vorhin in ſeiner Aergerniß an das Verriegeln der Hausthüre gedacht hätte. So aber ſtand dieſe offen.

Ohne alle Ahnung ging der Referendarius bey dem Gewölbe vorüber, in dem Thereſe ſeinen Namen wohl ſchon hundertmal ganz leiſe ausgeſprochen hatte. Er ging die einſame Treppe hinauf. Erſt im Vorſaale kam ihm ein ſchwaches Wimmern entgegen. So aber konnte Thereſe unmöglich wimmern. Eine ganz andre

Maſſe von Körper mußte das ſeyn, aus der die Töne ſo unförmlich herausquollen. Der Oberſte ſelber, wie Rudolph beim Hereintreten gewahr wurde, und zwar im Lehnſtuhl ohne alle Bewegung.

Der Oberſte war nämlich ſeit einer halben Stunde ein ganz andrer Menſch geworden und lag voller Gewiſſensbiſſe da. Von ſeinem eigentlichen Gewiſſen rührten zwar die Biſſe nicht her, denn dem ſchienen ſchon lange, wenn man ſo ſagen darf, die Zähne ausgefallen zu ſeyn. Dafür hatte ihm aber die weiſe Natur, oder wie andre wollen, die unweiſe Lebensart ſeiner frühern Jahre, ein Surrogat von Gewiſſen an die Beine gehangen. Denn ſobald die Gicht ihm einmal in die beide Beine trat, ſo wurde der barſche Mann außerordentlich mild, und das war eben wieder der Fall. Das Podagra, das ſchon ſeit mehrern Wochen gemuckt hatte, war vielleicht durch die Schreckensſcenen dieſes Abends, mit ziemlicher Gewalt erſchienen. Die Treppe kam er zwar, nachdem er Thereſen eingeſchloſſen hatte, noch recht gut hinauf, als er aber eine Viertelſtunde ſpäter vom Stuhl aufſtehen wollte, zeigte ſich die völlige Unmöglich=

keit, und nun ſah er wohl, wie hülflos er ſich gemacht hatte. Was ihm beiſtehen konnte, hatte er ſelbſt eingeſperrt. Um auf die Straße zu wirken, dazu ſtand ſein Lehnſtuhl zu weit vom Fenſter, und ſtark zu ſchreien, hatte er einmal verſucht und nicht wieder. Denn es war ihm dabei geweſen, als ob man ihm die Beine mit einem ſtumpfen Meſſer abſchnitte, eine verfluchte Empfindung, wie er hinterher in geſündern Tagen zu verſichern pflegte.

Der Lärm, der ſich von Zeit zu Zeit zwiſchen Bartheln und ſeiner Frau erhob, war ihm auch ein ſchlechter Troſt. Sein halbes Vermögen würde der geizige Mann jetzt darum gegeben haben, wenn er nur hätte bis zum Tiſche hingehen und das eine Licht auslöſchen können, das herunter gebrannt war, und ſchon das Wachspapier ergriffen hatte. Dieſe Flamme konnte ihm Haus und Leben und alles koſten, die Nichte ungerechnet.

Ausſichten.

Rudolph hätte zu keiner gelegnern Zeit kommen können. „Ich bitte, ich bitte!" rief der

„Sie ſollen die Katze haben, aber um das möglich zu machen, müſſen Sie mir zuvor einen Gefallen erzeigen. Meine Nichte iſt ſeit einer Stunde etwa, eines kleinen Verſehens wegen, im Arreſt. Dort hängt der Schlüſſel. Die Thüre iſt unten der Treppe gegenüber. Aber Sie müſſen mir's ja nicht übelnehmen.“

„Ei behüte der Himmel!“ ſagte Rudolph. Und ſeine Freude polterte die Worte heraus, ehe ſie ſich's überlegen konnten, daß ſie auch fräuleinmäßig ausſehen müßten, wie er ſelber.

„Sie haben einen verzweifelten Katharrh!“ ſagte der Oberſte, „erkälten ſie ſich ja nicht unten in der Niederlage.“

Ich, und ſo weiter.

Wenn ich mir aber auch, aus Höflichkeit gegen die Herren Kupferſtecher, nicht grade alle Darſtellungen von Szenen aus meinen Erzählungen verbitte, ſo ſoll doch Rudolphs jetziges Hinunterlaufen mit meinem Willen weder gezeichnet noch geſtochen werden. Ich müßte ja dem Menſchen ganz gram ſeyn, wenn ich ihn

darſtellen ließe, wie ſeine großen, eiligen Schritte der Schweſter enges, ſeidenes Röckchen recht ungraziös zerſprengen. Auch will ich die darauf folgende Szene und die Augen, welche Thereſe machte, als ſie Rudolphs Stimme hörte, nicht gezeichnet wiſſen. Denn erſtens zeichnet mir keiner Thereſens Augen, und die bittern Thränen darin von dem neu aufgehenden Sonnenblicke herrlich erleuchtet, und zweitens war es auch ganz unmöglich, Thereſens Augen in dem Gewölbe zu ſehen, in dem die Nacht eine ganz andre Finſternis hatte, als zum Exempel auf dem Theater.

Enthielte ich mich doch ſelber jeder möglichen Schilderung dieſer Zuſammenkunft, wenn ich nicht gewiſſer Leute wegen ſagen müßte, daß Thereſe Rudolphen keinen einzigen Kuß in dem finſtern Gewölbe gab. Erſt bei der Laterne auf der Treppe bekam er einen, ja wohl zwei oder drei. Genauer bin ich nicht im Stande die Zahl zu beſtimmen. Denn ich glaube, es giebt keine undankbarere Arbeit, als ein Paar Verliebten die Küſſe nachzählen zu wollen.

Es verſteht ſich, daß Thereſe die Lage der Sachen kannte, als ſie mit Rudolphen in des Oberſten Zimmer trat.

Die Freigelaßene ging und küßte ihm die Hand. Er hob den Finger auf, aber nicht unfreundlich.

„Können wir Ihnen nicht einige Linderung verſchaffen?“ fragte Rudolph, und Thereſe ging nach den Kiſſen, die bei dieſen Gelegenheiten um des Oberſten Beine gelegt zu werden pflegten, wärmte ſie am Ofen und eilte dann damit zu dem Onkel.

„Nimm dir ein Muſter, Thereſe, an dem Fräulein hier!“ ſprach er.

Es giebt aber Fälle, in denen die Mädchen lachen müſſen, und wenn der bittere Tod darauf ſtünde, daher mußte denn auch Thereſe das Muſter ein wenig anlachen.

„Aha,“ ſagte der Onkel den Referendarius anſehend, „ſie hat gewiß ſchon davon erzählt?“

Rudolph nickte.

„Niemanden weiter, das bitte ich mir aus.

Oder willſt Du Deine eigene Schande unter die Leute bringen?“

„Schande? Sagen Sie doch das nicht, guter Onkel.“

Thereſe und Rudolph machten ſich jetzt, damit er, wie ſie ſich ausdrückten, beſſer ruhen könne, in einen andern Theil des Zimmers. Der Onkel hatte gar nichts dagegen, daß ſie einander allerlei zuziſchelten. Ein Paar Mädchen thun das nun einmal nicht anders, dachte er. Und es kann vollends nicht ſchaden; wenn ein ſo wohlgezogenes Mädchen wie Cäcilie, Thereſen dann und wann etwas in die Ohren ziſchelte.

Aufgeſchoben iſt indeſſen nicht aufgehoben. Die Kiſſen um des Oberſten Beine wirkten bewundernswürdig, und er beantwortete jetzt auf Einmal Thereſens letzte Frage an ihn folgendermaaſen, und ſchon wieder mit einer recht geſunden Stimme: „Iſt es vielleicht eine Ehre, mit einem jungen Laffen Abends in der Hausthüre zu ſtehen?“

„Beſter Herr Oberſte,“ ſagte Rudolph, „ereifern Sie ſich nicht, Ihre Geſundheit — —“

„Aber, beſtes Fräulein, Sie kennen unſre Stadt. Sie wiſſen, wie die Leute alles wieder erzählen und Zuſätze machen. Wenn nun jemand geſehen hat, daß ſie eine Mannsperſon hereinließ, ſo iſt es aus mit ihrem Rufe. Ich kann nicht oft genug wiederholen, Thereſe, nimm Dir ein Beiſpiel an dem Fräulein hier. Sie zwingen die Menſchen durch ihr vorſichtiges Betragen, blos Gutes von Ihnen zu reden. Ich habe mir's daher ſchon vorm Jahre gedacht, wenn ich einen Sohn oder Neffen hätte, Sie dürfte er mir nicht aus dem Garne laſſen; Sie müßte ich durchaus in meine Familie bekommen."

Mit dem Taugenichts.

Vielleicht iſt noch in ſeinem Leben kein Menſch ſo böſe geweſen auf die Schicklichkeit, als Thereſe in dieſem Augenblicke es ſeyn mochte. Denn war die Schicklichkeit nicht, nun ſo hätte ſie Rudolphen jetzt ein wenig beim Rocke gezupft, daß er die hübſche Gelegenheit ja nicht aus der Hand ließe. Zum Glück war Rudolph nicht auf den Kopf gefallen, und dachte, wenn ſchon

ein Paar Sekunden ſpäter, auch daran, und ſagte, für ſeine weinerlichen Herzensumſtände munter genug:

„Sie haben ja doch dieſe Nichte hier. Verheirathen ſie ſie mit meinem Bruder, und ich komme in Ihre Familie, ich weiß nicht wie.“

Aber der Schmerz des Pogagra hatte jetzt ganz nachgelaſſen, denn der Oberſte ſagte mit ſeinem gewöhnlichen Ungeſtüm:

„Mit Ihrem Bruder? Mit dem Naſeweis, der ſich unterſtehen konnte, von mir zu prätendiren, daß ich ihm ausweichen ſollte, mit dem Taugenichts, der nicht werth iſt — — — Indeſſen ich will mich nicht erhitzen. Verdrieſſen aber muß mich's, daß ſo ein verſtändiges Mädchen, wie Sie — — —“

Ein wahres Glück, daß der Oberſte mit dem Fuße ſtampfte. Denn nun endigte dieſe Ereiferung, die ſonſt gewis noch lange angehalten hätte, mit einem Schrei, den ihm das beleidigte Podagra ausſtoßen hieß.

Während der wimmernde Held in neue Kiſſen gewickelt wurde, hatte Rudolph Zeit ſich ſelber anzuklagen und mit ſeiner Reue wieder zu entſchuldigen.

„Er ſieht ſein Unrecht alſo doch ein?“ fragte der Oberſt, der aus einem Tieger wieder zum Schaafe geworden war. Er faßte dazu Rudolphen freundlich bei der Hand.

„Er wünſcht nichts ſo ſehr als die Erlaubnis, Ihnen den Fehler abzubitten.“

„Hm!“ ſagte der Oberſte lächelnd.

„Sie würden ihm gewiß eine rechte Wohlthat erzeigen, wenn Sie ihm Thereſen geben wollten.“

„Ein Mädchen, das ſolche Streiche macht, kann man ja nicht einmal empfehlen.“

„Beſter Onkel!“ ſagte Thereſe, im Tone des Vorwurfs.

„Nun, Streiche will ich's nicht grade heißen, aber frage einmal unſer gutes Fräulein hier, ob nicht jeder ſolide Menſch, der Abſichten hätte, ſie aufgeben müßte, wenn er von Deiner heuti-

gen Abendunterhaltung hörte. Und wer weiß, ob es zum erſten Male war? Antworte Thereſe."

In den Thränen aber, die auf ſeine Hand fielen, las der Onkel die Antwort.

„Pfui Thereſe," ſagte er, die geküßte Hand wegziehend. „Du untergräbſt Dein Glück mit eigner Hand. — Und wer war denn der Menſch im Mantel?"

Er wiederholte die Frage einigemal, und ſchon wieder recht friſch, weil der Schmerz in ſeinen Beinen auf's neue nachgelaſſen hatte.

Das Federhandwerk.

„Wenn es nun mein Bruder ſelber geweſen wäre?" ſprach Rudolph bittend.

„Was?" fuhr der Oberſte auf.

„Weil er auf Ihre Einwilligung nicht rechnen durfte."

„So, darum kommt er mir hinter den Rükken herum, das Mädel weg zu kapern? — Ihr Bruder iſt eine ſchlechte Perſon. Auch einer, aus dem was werden kann. Erſt Kammerreferendar geworden, und ſchon ſo gewandt in Gaunereien.

Nein, ſie ſoll einen vom Militär heurathen! Ich habe die Leute, die mir grade zu auf den Leib kommen, wenn ſie was nehmen wollen, lieber als die Strauchdiebe, die von hinten, oder mit der Feder nach etwas langen. Der Teufel ſelber hat Feder und Tinte und Advokaten und Referendarien und alles erfunden, was aus ihnen werden kann. Lieber dem erſten beſten Kadet, wenn er von alter Familie iſt, als einem vom Federhandwerke!“

Hier vergaß der Oberſte aufs neue ſeinen Zuſtand, wollte auf beide Beine ſpringen, und fiel klagend zurück in den Lehnſtuhl.

Meinetwegen.

Die zurückgekehrte Milde ließ Rudolphen Zeit, dem Oberſten vernünftige Vorſtellungen zu machen.

„Man kann freilich in jedem Stande ein rechtſchaffener Mann ſeyn!“ ſagte er, wie ihn grade die Beine wieder auſſerordentlich ſchmerzten, äuſſerſt kläglich.

„Man kann ſich auch wohl in der Jugend übereilen!“ ſetzte er ſeufzend hinzu.

Rudolph ergriff jedes Wort dieſer Art, als einen Text, den er durch eine ſchöne Rede recht in's Klare ſetzen müſſe.

„Meinetwegen!“ ſagte endlich der Oberſte. „Um Ihretwillen will ich ihm das Mädchen geben.“

Rudolph dankte in des Abweſenden Namen, und eilte, weil es ſchon ſehr ſpät war voller Freude, mit dem Verſprechen, den Bruder morgen mit dem früheſten ſeinen Dank abtragen zu laſſen, aus dem Zimmer.

Aber die Furcht leuchtete ihm in Thereſens Geſtalt die Treppe hinunter. „Ich kenne den Onkel, ſagte Thereſe, und will nur wünſchen, daß das Podagra bis morgen ordentlich anhält, und daß er dann ſein Wort vor Zeugen wiederholt. Denn wenn wir die nicht haben, ſo iſt er im Stande alles abzuläugnen.

Aber Rudolph ſchalt Thereſens Muthloſigkeit.

„Meine Maja!“ rief ihm Cäcilie entgegen, und vergab ihm erſt dann, daß er die ſchöne Katze mitzubringen vergeſſen hatte, als ſie hörte,

wie gut alles abgelaufen ſey, und welche Hoffnungen ihm zublühten.

Glückswechſel.

Die ganze ſchöne Zukunft aber, die in Rudolphs erwartungsvollem Auge lachte, ſtarb ſchon, als er am andern Morgen in ſeiner gewöhnlichen Kleidung in des Oberſten Zimmer trat. Thereſe ſtand wie ein Genius der Trauer da, und der Onkel ſchrie dem armen Liebhaber entgegen:

„Das iſt wohl der ſaubere Zeiſig von geſtern unten an der Hausthüre?“

Umſonſt berief ſich der Verliebte auf ſeine Schweſter, und was ihm der Oberſte durch dieſe hatte zuſagen laſſen. Der Schmerz in den Füſſen war vorüber und jeder Gedanke an die Heirath! Sogar der Katze war aufs neue der Tod geſchworen.

„Und nun ſind wir beide mit einander auf immer fertig!“ ſagte der Oberſte zu dem Referendar, der ſein Herz vergebens zu erweichen ſuchte.

In dieſem Augenblicke erſchien der Korporal

Barthel, wenn ſchon nicht in der Figur, doch in der Eigenſchaft eines Schutzengels, mit einer Theemaſchine, die ihm der Oberſte in ſeinem Eifer unverſehens, und ſo aus den Händen ſtieß, daß ſie auf die podagriſchen Füſſe fiel.

Ein ungeheurer Schrei verkündigte die Rückkehr des geſtrigen Zuſtandes, und belebte die Hoffnungen des unglücklichen Paares.

Der Oberſte, auf's neue mild und freundlich, ſprach von der Hand der Vorſehung, der man nicht widerſtehen könne, und Rudolphs und Thereſens Bitten fanden durch den Schmerz ſeiner Füſſe wieder Eingang in ſein Herz. Der Referendarius drückte Bartheln ein Goldſtück in die Hand, und flüſterte ihm ein Paar Worte zu, worauf dieſer ſchleunigſt des Oberſten Barbier und ſeinen Friſeur, als Zeugen, herzu holte.

Wirklich legte der Kranke in ihrer Gegenwart die Hände des Paars in einander.

Das Ende.

Ein Glück, daß Zeugen dabei geweſen waren. Denn, als einige Stunden nachher die Schmer-

zen ſich wieder verloren, und der einäugige Mylord zurückgebracht wurde, da erwachte der ganze Zorn des Oberſten aufs neue. Die Beſitzerin der Katze und alles, was ihr verwandt war, wurde von ſeinem Munde zerriſſen. Die Katze ſelbſt, ſagte er, ſolle kein Gott vom Untergange retten.

So leid auch Rudolphen die Schweſter that, ſo wagte er doch keinen Laut dagegen, als ein Paar große Hetzpeitſchen herbeigebracht wurden. Der Hundarzt nahm die eine davon, und Barthel die andere. So beſetzten ſie die Thüre der Kammer, worein die Katze von dem Oberſten geſperrt worden war.

Der Oberſte ſelbſt ſaß in einiger Entfernung, und hielt den Mylord beim Halsbande, damit er nicht ſein letztes Auge riskirte, und die Peitſchen den gehörigen Spielraum behielten. Alle übrigen Ausgänge waren zugemacht.

In dem Augenblicke aber, als die Kammerthüre geöffnet wurde, hörte man darin eine Scheibe klirren. Die ſchöne Maja war nämlich klüger als alle dieſe Anſtalten. Sie rettete ſich durch ein Fenſter, das ſchon einen Riß gehabt hatte.

Das glückliche Pärchen ſah ſie bald wieder, nach wie von, auf Cäciliens Schooſe ruhen, und brach, den Feinden aller abgedroſchenen Sprichwörter zum Poſſen, nicht ſelten in die triviale Rede aus: Je gröſzer der Schelm je gröſzer das Glück!

Die Krebſe.

Erklärung.

Die Herren Buchhändler wiſſen's insgeſamt, warum ich die letzten Tage der Leipziger Oſtermeßwoche und die erſten der folgenden ihre Paſſionszeit nennen möchte. Meine Leſer aber müſſen's auch wiſſen. Es werden nemlich jenen Herren in dieſen Tagen die Krebſe zu Schocken ins Haus gebracht, und zwar eine andre Art von Krebſen, als die gewöhnlichen, ſo hart und unverdaulich, daß ſich ſchon viele daran den Magen für die ganze Meſſe, andre für das ganze Leben verdorben, und noch andre das Zeitliche gar darüber mit dem Ewigen verwechſelt haben. Dieſe Krebſe nun ſehen grade aus wie Bücher, und ſind auch Bücher, und zwar ſolche, die ein Jahr früher verlegt, und an die übrigen Buchhandlungen verſandt worden wa-

ren, jedoch in dieſen unverkauft liegen geblie-ben ſind, und in das Haus des Verlegers zu-rückgehen, oder mit andern Worten: den Krebs-gang nehmen, daher jeden Buchhändler die Haut ſchauert, wenn er von Krebſen nur reden hört. — Jetzt endlich muß die Sache den Le-ſern ſo klar wie der Tag geworden ſeyn.

Ein Spaß.

Die Meſſe war eben wieder einmal ſo er-giebig an Krebſen geweſen, daß ein freundli-ches Buchhändlergeſicht unter ihre ſeltenſten Ar-tikel gezählt werden konnte, und ein gewiſſer vornehmer Engländer ſicher einen Preis auf je-den Buchhändler-Spaß geſetzt haben würde, wenn er ſich nicht eines beſſern beſonnen hätte. Er hätte auch zahlen müſſen der Engländer. Denn der Buchhändler Ernſt *) war keck ge-nug den Teufel ſogar an die Wand zu mahlen, und mit den Krebſen ſelber Spaß zu treiben.

*) Er heißt eigentlich anders, wie jeder Name an-ders heißt, der in der Erzählung vorkommt.

Der Spaß beſtand in einer Wette, die er ſeinem Kollegen, Herrn Müller, vorſchlug, welcher behauptet hatte, daß er an dieſem Tage kein hundert Krebſe mehr erhielte. Ernſt hatte das Gegentheil behauptet, und ſchickte eben nach einem Fiſchhändler, der ihm hundert und einige ordentliche Bachkrebſe herbeiſchaffen ſollte.

Mit andern Buchhändlern kam aber auch Herr Ernſt nicht zum Spaßen. Kurz drauf zum Beiſpiel, hatte er den heftigſten Streit wegen einiger Bücherkrebſe, die der Buchhändler Richter durchaus nicht zurücknehmen wollte. Aber, wie ſchon geſagt, wer hieß ihm den Teufel an die Wand mahlen?

Vereitelte Hoffnungen.

Herr Richter kam über dieſen Streit und über ſeine vielen Krebſe überhaupt, ſo ergrimmt nach Hauſe, daß Frau und Tochter, die ihn zum erſten male auf die Meſſe begleitet hatten, für das Beſte hielten, ſich unter freien Himmel zu begeben.

Aber auch hier waren dieſe guten Perſonen

nicht wenig zu beklagen. Sie hatten ſich beide den Kopf voll ſchöner Deſſins und Farben zu Kleidern, Shawls, Kopfzeuge und Hausgeräth mit nach Leipzig gebracht, und unterweges die einzige Sorge gehabt, daß ſie nicht alles in der gewünſchten Vollkommenheit finden möchten. Und nun fanden ſie die Meſſe reich an vollkommenſten Waaren, nur für ſie nicht. Denn wenn ſie Herrn Richter um Geld angingen, ſo bot er ihnen, wie ein Wucherer, nur Geldeswerth, und zwar in Krebſen an. Und wenn ſie ihm Vorſtellungen dawider machten, ſo hatte er allezeit Gegenvorſtellungen von ſolcher Kraft und Menge bei der Hand, daß ſie, wie jetzt eben wieder, das Weite ſuchten, und gewöhnlich vom Anſchauen der vielen Meßherrlichkeiten noch einmal ſo krank am Herzen, als ſie gegangen waren, zurück nach Hauſe kamen.

Auerbachshof.

Am gefährlichſten für ihren krankhaften Zuſtand war Auerbachs Hof. Gleichwohl wurden ſie von ihren Füßen eben wieder verrätheriſch

genug, dahin getragen. Da ſtanden ſie nun in dem wogenden Strome feiner Herren und Damen, deſſen einzelne Wellen allerlei Blumen hinwegnahmen, womit die Mode ſich an beiden Ufern lachend gelagert hatte.

Jeder Schritt trieb ein ſtilles ach! auf Töchterchens Lippen, und wenn die Mutter gleich, als eine geſetzte Dame, auch in der That recht geſetzt thun wollte, ſo verriethen doch ihre Blicke, daß es nicht ohne Widerwillen geſchehen mochte. Die Augen von beiden hingen magnetiſch an den mannichfachen Zierden, die Hände zuckten danach. Ihre Seufzer ſchwankten, damit niemand ſie gewahr würde, ganz leiſe auf den Zehen um das für ſie verlorne Paradies herum, und die Phantaſie verbitterte den beiden Unglücklichen das Leben vollends.

Die Phantaſie der Mutter.

So wurde zum Beiſpiel Madam Richter von ihrer Phantaſie in ein Zimmer geſetzt, das mit den ſchönſten Spiegeln und den geſchmackvollſten Lüſters aus Auerbachs Hofe verziert

war. Ein großer Theetiſch von Mahagoniholz, den ſie ſich erſt neuerlich gekauft hatte, paßte vollkommen zu dieſer Pracht. Ein köſtliches Porzellan-Service, wie es deren recht viele hier herum gab, auf dieſen Tiſch und die künftigen Gäſte hätten halb vor Bewunderung, halb vor Neid vergehen müſſen, ein Ereignis, welches unter die unerkannten Wohlthaten gehören ſoll, deren eitle und gut eingerichtete Hauswirthinnen theilhaft werden. Nicht auszuhalten wäre es mit ihrem Glücke geweſen, wenn das ſchönſte Kollier, das ihr jetzt in's Auge fiel, ſtatt in Auerbachs Hofe, um ihren Hals gehangen, und das koſtbare weiße Neglige an jener Gewölbenthüre, in dem ihre vollen zarten Arme nicht unbemerkt bleiben konnten, ſich an ihre Figur geſchmiegt hätte.

Wenn aber die Phantaſie mit dieſem Arrangement fertig war, ſo zauberte ſie, boshaft genug, einen Haufen Krebſe herbei, welche die ganze köſtliche Scene ohne alles Erbarmen mit Haut und Haar verzehren mußten. Kurz Madam Richter hatte eine ganz barbariſche Phantaſie.

Die Phantaſie der Tochter.

Wenn ich indeſſen die Wahl hätte, ſo würde ich ſie doch immer noch der Phantaſie der armen Agnes vorgezogen haben, welche das gute Mädchen vor einen der ſchönen Spiegel führte, die der Mama von den Krebſen bereits wieder entzogen ſind. Und wie wurde das liebe Mädchen von ihr vor den Spiegel geſtellt! Nicht etwa in ihrer gewöhnlichen einfachen Kleidung, in der ſie ſchon mit Stolz vor jedem aufrichtigen Spiegel erſcheinen konnte. Nein, ihre Phantaſie war viel boshafter. Sie wußte, daß Agnes ein Mädchen war, und weil ſie die Wünſche der Mädchen von Grund aus zu kennen glaubte, ſo langte die Spitzbübin der guten Agnes die ſchönſten Kleider und Shawls und Kopfverzierungen aus Gewölben und Buden herüber zu dem Zauberſpiegel, und ziſchelte ihr bei dem einen in's Ohr, wie beſcheiden ſie damit in der Kirche ausſehen würde, bey dem andern, wie ſo die Herzen im Conzert und auf dem Balle nach ihr ſich ſehnen müßten. Ich glaube ſogar, aus leidlichen Gründen, daß die Phantaſie ſo weit ging, ihr ein Brautkleid anzuprobiren. Doch redete Agnes bis dieſe Stunde

noch ihrer boshaften Phantaſie hierin das Wort und behauptete, daß ſie ihr weder vom Brautkleide noch vom Brautſtande das geringſte vor der Zeit zugeflüſtert hätte. So viel iſt jedoch ausgemacht, die Phantaſie probirte ihr vor dem treuloſen Spiegel, faſt alle Kleider und Kleidungsſtücke an, die in der Nachbarſchaft hingen oder lagen, und die den ſchlanken Körper nicht grade zu verunzierten, und machte, mit einem Worte, ein ordentliches Närrchen aus dem Mädchen, bis zu dem Augenblicke, wo ſie die eiſerne Nothwendigkeit in feindſeliger Krebsgeſtalt auf ſie einſchickte, und von den frechen Scheeren jeden ihrer billigſten Wünſche ſogar, zerkneipen ließ.

Die Bildſäule.

Grade jetzt aber fiel ihr ein Stück Hausrath auf, das nicht geſchmackvoller hätte gearbeitet ſeyn können, eine Bildſäule die manche Eigenheiten hatte. Dem Alterthume gehörte ſie zwar nicht an, wie ſich aus allem ergab. Denn erſtens war ſie mit großen ſchönen Augäpfeln

verſehen, ſodann mit der Draperie, unſrer Tage, mit der die heutige Vaterlands = und Kunſtliebe die modernen Bildſäulen noch vor kurzem ins= geſamt geſchmückt wiſſen wollte. Ja es ging ſo weit mit dieſer Statüe, daß ſie wie ein eng= liſches Modekupfer in den natürlichſten lebhafte= ſten Farben erſchien. Und deſſen ungeachtet ſah ſie gar nicht lächerlich aus. Auch war die Ei= genſchaft einer Bildſäule nur das Zufällige an ihr, wie zum Beiſpiel an den Muſen oder Gra= zien, welche in Geſtalt der Oefen unſer Zimmer erwärmen. Sie war aber noch weit brauchba= rer als ein ſolcher Ofen, und zwar als das erſte Stück in einer wohleingerichteten Haushaltung, als — Hausherr. Verſteinert war ſie erſt vor ein paar Augenblicken, nämlich als ſich Agnes reizende Geſtalt ihr gezeigt hatte. Zuvor war ſie weiter nichts geweſen, als ein junger, ſchöner, wohlgekleideter Mann, der bei einem Juwelier ſtand und eine goldene Halskette behandelte.

Die Bildſäule wird lebendig.

Agnes merkte die Verſteinerung gar bald, und es konnte dem Mädchen um ſo weniger gleich=

gültig ſeyn, daß jemand ihr geringeltes Locken-köpfchen für das verſteinernde Meduſenhaupt angeſehen hätte, da dieſer Jemand, wenn ſie ihren ſchönen Augen trauen ſollte, der liebens-würdigſte Menſch unter Sonne, Mond und Sternen war. Gleichwohl war ſie zwar empfind-lich, aber gar nicht böſe über die Verſteinerung, und über nichts an dem ganzen Menſchen, als über die ſchöne weibliche Halskette in ſeiner Hand. Wer hieß denn einen ſo muſterhaften Manne, Ketten für fremde, weibliche Hälſe kaufen?

So ſtrafbar achtete ſie ihn indeſſen darum doch nicht, daß ſie der Juwelierbude etwas nä-her hätte treten und länger bei den Koſtbarkei-ten verweilen ſollen, als es ſonſt geſchehen ſeyn würde. Der Fremde nahm daher Gelegenheit ſie wegen ſeines Einkaufs um Rath zu fragen. Sie ſtand gar nicht an, ihm ihre Meinung mit-zutheilen, und da ein Wort gewöhnlich das an-dre giebt, ſo war bald ein förmliches Geſpräch zwiſchen Agnes und dem Herrn im Gange, wo-bei er ſeine ganze Artigkeit für das Mädchen in Requiſition ſetzte. Aber eben der Umſtand daß er ſeine Artigkeit für ſie erſchöpfte, wurde der

guten Agnes höchſtnachtheilig. Denn ſo gut ihre Mutter war, ſo böſe war ſie auch, wenn Verbrechen begangen wurden, und ſeit ihrem eignen fünfzehnten Jahre, wo ſie für ein Wunder der Schönheit galt, hatte ſie jeden Mangel an Aufmerkſamkeit gegen ſie, immer für das größte Verbrechen gehalten, und ſchien in dieſem Glauben leben und ſterben zu wollen.

„Komm Agnes!“ ſagte ſie daher, als ſie merkte, daß über die fliegende Brücke, welche die Worte zwiſchen dem Mädchen und dem Fremden gebaut hatten, die beiderſeitigen Blicke recht glänzend hinüber uud herüber ſpazierten, und auf keinen Menſchen ſonſt weiter Acht gaben.

Der Beſuch.

„Komm, ſag' ich!“ wiederholte Madam Richter und zog das Mädchen mit Gewalt von der Bude.

Um nur mitgehen zu können, bezahlte der Fremde dem Verkäufer ſogleich was er für die Kette verlangte, allein der Blick den ihm Madam deshalb zuwarf, war ſo wenig zweideutig,

daß er die Begleitung blos von weitem verſuchen konnte.

Madam Richter entdeckte das gar bald, und da ſie wohl merkte, daß es ihm um die Kenntnis von Agnes Wohnung zu thun ſeyn mochte, ſo wurde eine ſogenannte gute Freundin die in der Nähe wohnte, beſucht, und nach einer höchſt-langweiligen Stunde wieder ſehr zärtlich verlaſſen.

Auf dem Wege nach Hauſe hatte Agnes erſtaunlich viel des Fremden halber auszuſtehen, und es hätte Noth gethan, daß ſie mit verſchloſſenen Augen gegangen wäre, denn ſie konnte keinen Blick von ſich werfen dem die Mama nicht ein Ziel unter gelegt hätte.

Der Fiſchhändler.

Jetzt will ich hoffen, daß die Leſer den Buchhändler Ernſt aus dem zweiten Abſchnitte und ſeine Krebsbeſtellung nicht ganz vergeſſen haben.

Er ſchien aber über andre, wichtigere, Dinge nachzudenken, als der Fiſchhändler mit den beſtellten Krebſen hereintrat, bezahlte ſchnell, damit er den Mann nur los wurde und war, weil

ſein Markthelfer eben mit der andern Art von Krebſen in der Stadt herum lief, herzlich froh, wie ihm der Verkäufer ſelbſt, dieſe zu dem Buchhändler Müller zu tragen verſprach, von deſſen Wohnung Herr Ernſt ihm die Numer angab.

Da jedoch dieſer Fiſchhändler den Ueberſchuß ſeines Verdienſtes gewöhnlich ſogleich auf die Anſchaffung geiſtiger Getränke verwandte, und er eben, weil Herr Ernſt ſeine jüdiſche Forderung ohne alles Abhandeln befriedigte, einen ſolchen Ueberſchuß gehabt hatte, ſo wurde der Auftrag mit den Krebſen ein wenig verſchoben, und der alten Gewohnheit zuvor ihr Recht angethan. Hierbey muß ich noch bemerken, daß der gute Mann aus Mangel an einem Keller, die geiſtigen Getränke gewöhnlich in das Gefäß füllte, das ihm nebenbey als Körper diente, und daß dieſe Operation ihn zuweilen auf eine geiſtige Höhe erhob, von der ihm die menſchlichen Dinge wie lauter Kleinigkeiten erſchienen. So ging es diesmal grade. Bloß die Hauptſache wußte er noch, als er endlich wieder an die Krebſe dachte, nämlich das, daß er ſie einem fremden Buchhändler überbringen ſollte, auch hatte er ſich die Nu-

mer des Hauſes, in dem dieſer wohnte gemerkt. Da er nun vor demſelben Hauſe auf einem Schilde den Namen des Buchhändlers Richter nicht ſowohl ſtehen als tanzen ſah, ſo war ihm das vollkommen genug. Richter, Müller, das ſchien ihm alles eins, und ich glaube, daß einer der kleinlich genug geweſen wäre, ihn in dieſer philoſophiſchen Gleichgültigkeit zu ſtören, und zu ſagen, daß der Buchhändler Müller ſein Schild und ſeine Wohnung im Hinterhauſe hätte, gar ſchlechten Dank davon gehabt haben würde.

Daraus wird denn ein verſchmiztes Publikum ſchon abnehmen, daß dem Herrn Richter die Krebſe kaum entgehen können.

Krieg und Friede.

Herr Richter aber war ſeit dem hitzigen Streite mit Herrn Ernſt, wegen der auſſerordentlichen Neigung, welche ſeine Verlagsbücher ſeitdem wieder, zu ihrer Heimath bezeigt hatten, nur noch mürriſcher geworden, und es pochte ihm allezeit

das Herz, wenn ſich ein Menſchentritt auf ſeinem Vorſaale hören ließ.

„Was giebt es ſchon wieder?" rief er in ſeinem Zorne, als der Fiſchhändler anklopfte, und den Kopf zur Thüre hereinſtrekte.

„Nur gnädig!" antwortete der Andre nicht eben in höflichem Tone, Krebſe bring' ich, und das von Herrn Ernſt."

„Daß er ſich augenblicklich hinunterpackt!" rief Herr Richter. „Ich nehme keine Krebſe von Herrn Ernſt, dabey bleibt es." Mit dieſen Worten ſchlug er die Thüre zu, und wurde über den heftigen Monolog, den er ſelber rezitirte, keinen der Grobiane u. ſ. w. gewahr, die ihm der maſſive Fiſchhändler durch das Schlüſſelloch in den Bart warf.

Deſto deutlicher vernahm Madam Richter, die eben mit Agnes die Treppe herauf kam, die kraftvolle Rede, die ihrem Gatten gehalten wurde, und erkundigte ſich bey dem Redner. Da ſie aus deſſen Erzählung und den lebendigen Krebſen die ſie vor ſich ſah, das Mißverſtändnis ihres Eheherrn errieth, ſo machte ſie ſogleich die Mittelsperſon. Und als Herr Richter von wirk-

lichen Krebſen hörte, zu denen ſeine Neigung faſt ſo groß war, als ſeine Abneigung vor den fingirten, und er obendrein auf den nicht unwahrſcheinlichen Gedanken gerieth, daß der Buchhändler Ernſt den Spaß wohl gemacht habe; um ihm mit guter Manier wieder die Hand zu bieten, und ein luſtiger Einfall alles über Herrn Richter vermochte, ſo ließ er den Begeiſterten hereinkommen, und legte ihm ein ſo gutes Stück Geld auf den Mund, daß der Mann die vorigen Schimpfworte alle förmlich widerrief, und ein ſolches Attachement für ſeinen Wohlthäter verrieth, daß er gewiß geblieben und eingeſchlafen wäre, wenn man ihn nicht endlich noch zum Hauſe hinausgeworfen hätte.

Die Einladung.

Da nun von Seiten des Herrn Ernſt ein ſolcher Schritt zur Verſöhnung geſchehen war, wie Herr Richter glaubte, ſo mußte auch von ſeiner Seite nun mehr etwas gethan werden. Er ſann auf die Art und Weiſe, und erſann keine beſſere, als wenn er ihn auf ein Abendbrot bitten ließe.

Herr

Herr Ernſt wunderte ſich nicht wenig als Richters Markthelfer ihm die Bitte ausrichtete, auch er aber glaubte, daß Herr Richter ſein Unrecht einſähe, und verſprach zu erſcheinen.

Agnes Gemüthszuſtand.

Es kann plötzlich über den Menſchen kommen! ſagt der gemeine Mann, und über Agnes war es wirklich ſo gekommen. Es war ihr grade, als müßte ſie einen empfindſamen Roman, nicht ſchreiben, ſondern ſpielen, und das einen recht ſchauerlichen, in dem Entführungen, ja Mord und Todtſchlag zu Hauſe wären. Denn das ſah ſie ein, daß das Schickſal ihr es nicht ſo kinderleicht machen würde, wie ich's in meinen Erzählungen den Mädchen mache, die gern zum Altare mit ihren Liebhabern wollen. Was hatte Madam Richter nicht auf dem Heimwege alles gegen den ſchönen Kettenkäufer in Auerbachs Hofe geſprochen, und ohne den nämlichen war gar kein Heil mehr für die arme Agnes. Wie Blei lag ihr ſein Bild auf dem Herzen, und wenn ſie auch alle Bedräng-

niſſe, womit ihre Mutter die neue Liebe ſchon bedrohte, einmal ein paar Augenblicke vergaß, ſo ſchnürte ihr doch die goldne Halskette, welche der Fremde — wem anders als einer Geliebten? — gekauft hatte, ihren Hals gänzlich zu.

Zum Glücke fand ſie ein probates Hausmittelchen gegen das letztere Uebel in dem Gedanken an die Verſteinerung des Geliebten bei ihrem Anblick, und ein noch viel probateres in jedwedem Spiegel, der ihr vor das Geſicht kam. Denn Augen hatte ſie doch, und wenn ſie Augen hatte, ſo mußte ſie auch ſehen, daß ſie ſchöne Augen hatte, und ſo ſchöne Augen, daß der ganze Verſteinerungsprozeß durch ſie allein zu erklären und zu wiederholen geweſen wäre.

Neue Leiden.

Der Glaube an Herrn Ernſts guten Verſöhnungseinfall hatte Herrn Richter weich gemacht, und damit er das bis zum Abend hübſch bliebe, beſchloß er heute den ganzen Tag keinen

Buchhändler mehr zu ſeyn, und ließ das Schild hereinnehmen und verriegelte die Thüre.

„Aber was fehlt denn Dir, mein Kind!“ fragte er, als Agnes Köpfchen wie eine Lilie dahing, der ein böſer Sturm den Stengel geknikt hatte.

Und Madam Richter, die es durchaus nicht verſchmerzen konnte, daß das Mädchen einem Menſchen gut ſeyn wollte, der ihr den Gruß ſchuldig geblieben war, brach unklug genug in die Worte aus: „Eine Närrin iſt ſie, die ſich in das erſte, beſte Affengeſicht vergafft, wie ich heute merke, und die auch nicht Lehre annimmt, ſondern das Maul hängt, daß man ihr ſo was nicht zuläßt. — Du hätteſt dabei ſeyn ſollen, Väterchen, in Auerbachs Hofe! Pfui, ſchäme Dich in's Herz hinein.“

„Nun was gab es denn?“ fragte Herr Richter.

„Mein Gott, nicht das geringſte!“ antwortete das weinende Mädchen.

„Nichts?“ rief Madam. „Das iſt alſo nichts, wenn man ſo einem Thunichtgut zu Gefallen die längſte Weile an einer Bude ſteht,

mit ihm plaudert, und ſo recht wohlgefällig ſeine faden Reden mit anhört? Freilich, ich hätte zugeben ſollen, daß der ungeſchliffene Burſche mitgegangen wäre, nicht wahr? So was prätendirteſt Du!"

„Saubre Geſchichten!" ſagte Herr Richter. „Was war es denn für ein Menſch?"

„So ſchlecht wie Du ihn nur denken kannſt, lieber Mann. Einer dem man es gleich in den Augen las, wes Geiſtes Kind er war. Und von einer Aufführung, die wohl zeigte, in welcher nobeln Kompagnie er aufgewachſen ſeyn mochte."

Die ſo überaus treuloſe Schilderung hielt dem gekränkten Mädchen den Mund feſt zu.

„Daß Du dir dergleichen nicht wieder unterſtehſt!" ſagte der Vater hierauf, und die Mutter drohte, ſie die ganze Meſſe über eingeſperrt zu halten, wenn ſie auch nur den Gruß dieſes Böſewichts jemals erwiederte.

Es war gut, daß Madam noch auszugehen, und Herr Richter ein paar gute Freunde, und unter andern auch ſeinen hieſigen Hausgenoſſen den Buchhändler Müller zum Abendeſſen

einzuladen hatte, denn ſo konnte doch Agnes ihren Thränen in der Einſamkeit ungeſtört nachhängen.

Vernunft und Herz.

So leicht aber ſonſt ein gekränktes Mädchenherz ſeine Thränen aus den Augen ſchüttet, Agnes brachte es heute nicht dahin. Die Schilderung der Mutter ſetzte alle ihre Gefühle in einen Aufruhr, der den Uebergang des Herzens zu dem Auge gewaltſam unterbrach. Agnes konnte ſich nichts ſchöneres denken, als eine Entführung aus dem Hauſe dieſer barbariſchen Mutter. Leider, war nur ſo was auch keine leichte Sache. Denn obſchon ihrer reizenden Figur die Entführer gar nicht fehlen konnten, wenn ſie den Wunſch dieſem oder jenem Leichtfuße zu verſtehen gab, ſo war das doch keinesweges ihre Meinung. Sie wollte ſchlechterdings von dem ſo verſchrienen Manne in Auerbachs Hofe die Entführung vollzogen ſehen.

Ihre Vernunft warf freilich einige unſchuldige Fragen gegen dieſen Willen auf, zum Bei-

ſpiel: ob ſie denn wüßte wer der Menſch wäre? und ſo weiter. Aber ihr Herz gab der Vernunft ſchnippiſche Antwort, und ſagte, daß ſie ſich nicht in alles zu mengen brauchte. Sie wäre doch wahrhaftig mehrere Jahre jünger als das Herz, gleichwohl wollte ſie immer darüber die Meiſterin ſpielen, und thäte ſo altklug, als ob ſie ſchon Wunder was für Erfahrungen in der Welt gemacht hätte.

Mochte aber das Herz die Konſpiration gegen den guten Ruf ſeiner Beſitzerin noch ſo eifrig betreiben, ſo war der Sache doch kein Erfolg abzuſehen, da Agnes und der junge Mann weder Namen noch Wohnung von einander wußten, folglich alle mündliche und ſchriftliche Eröffnung der wechſelſeitigen Gedanken wegfiel, wenn nicht der Zufall ſich in's Mittel ſchlug. Und was der Zufall für ein unzuverläßiger Faſelhans war, das hatte Agnes in ihrem ſiebzehnjährigen Leben ſchon mehr als einmal erfahren.

Agnes am Fenſter.

Blos um Luft zu ſchöpfen, ging ſie und riß das Fenſter auf. Aber da ward ihre Noth

erſt recht groß. Ein allerliebſtes Mädchen war die Urheberin davon, das eben vorbei kam, und eine Kette am Halſe trug, grade wie die, welche ſie dieſen Morgen in Auerbachs Hofe hatte kaufen ſehen.

Die nämliche Kette! ziſchelte die Eiferſucht. Obendrein war das Mädchen ſo ſchön, daß Agnes ganz muthlos wurde, und der Fremde in Auerbachs Hofe kam ihr in dieſem Augenblicke ſo abſcheulich vor, daß ſie ſchon anfing ihrer Mutter ein wenig beizupflichten. Ihrer Vernunft, mit der ſie grade über den Fuß geſpannt war, gab ſie keine Rechenſchaft von dieſer Abſcheulichkeit, auch würde die ihr garſtige Vorwürfe gemacht haben, wenn ſie ein Bekenntniß gewagt hätte. Denn beim Lichte beſehen, beſtand das Abſcheuliche blos darin, daß er ſich ein Mädchen ausgeſucht hatte, deſſen Reize nicht ſo leicht zu überbieten waren. Das Ueberbieten mit Reizen aber, halten die beſten Mädchen gemeiniglich für erlaubt, wenn es durch ſie geſchieht, ſehen es aber in Fällen, wo es ihnen angethan wird, für das heilloſeſte Unrecht, für eine himmelſchreiende Sünde an.

Rechtfertigungs-Abſchrift.

Meine Leſerinnen wiſſen's zu gut, daß ich ihnen ſolche Dinge wie der Schluß des letzten Abſchnitts enthält, nicht zur Laſt legen werde, und ich bitte ſie recht ſehr lieber den Inhalt des lügenhaften Perioden ganz zu vergeſſen, als ihn auf meine Rechnung zu ſchieben. Solche Dinge wollen die Quellen einem ehrlichen Geſchichtſchreiber zuweilen weiß machen. Es iſt eine Schande!

Die Tugendprobe.

Agnes helle Augen verfolgten das Mädchen weit über den Nikolaikirchhof, und als die ſchöne Kettenträgerin nun mit Einem male ihren Entſchluß, in die Straße rechter Hand zu gehen änderte, und ſich links wendete, da flüſterte die Eiferſucht wieder, daß das wohl auch nicht ohne Urſache geſchehen möchte. Und die Eiferſucht machte ſich mit ihrer Kunſt, Räthſel zu löſen, vollends recht breit, als jetzt der Kettenkäufer in eigner Perſon um die Kirche herum ihr entgegen kam.

Ein augenſcheinliches Rendezvous! Agnes wollte ſchon das Fenſter zuwerfen, um die Begrüſſung nicht mit anzuſehen. Allein — dennoch bliebe ſie, und der Böſewicht wurde ihr noch in demſelben Augenblicke zum tugendhafteſten Manne auf der Welt. Und dieſes himmelhohe Tugendprädikat fertigte ihm Agnes Herz für einen wahren Pappenſtiel aus. Denn er hatte nichts gethan, als ein Laſter, ein abſcheuliches Laſter vermieden, er hatte nämlich die ſchöne Fremde keines Grußes gewürdiget. Uebrigens ſchien ihm die Vermeidung dieſes Laſters darum beſonders leicht zu werden, weil er allem Anſchein nach die Dame ſo wenig kannte, als die Dame ihn.

Was den Mann noch tugendhafter machte in Agnes Augen war, daß er das ſchöne Mädchen ſogar nicht einmal anblickte.

Da aber jeder Menſch und ſelbſt der vollkommenſte ſeine Fehler hat, ſo entdeckte Agnes an dieſem Manne ebenfalls einen. Einen außereinzigen jedoch, und das war der, daß er mit ſeinen ſchönen Blicken den ſchmutzigſten Geiz treiben, und nicht ein wenig in die Höhe, zum

Exempel in die Gegend ihres Fenſters, kommen wollte.

Das böſe Gewiſſen.

Und als ob der geheime Tadel ſogleich von dem kleinen Gotte, der mit Pfeil und Bogen in Agnes Auge ſaß, auf die Flügel genommen und in des Fremden Ohre niedergelegt worden wäre, ſo ſah dieſer jetzt plötzlich in die Höhe, und kam nunmehr gar nicht wieder aus der Höhe herunter.

Wenn aber auch Agnes im erſten Momente außer ſich vor Entzücken war, und wünſchte, daß er nun gleich kommen und das Entführungswerk verrichten möchte, ſo änderte ſich das doch nur allzubald. Denn plötzlich befiel ſie ein heftiger Schwindel, und es war dem ſonſt ſo ſittſamen, ſanften Mädchen, als ob ihr das böſe Gewiſſen den Wunſch der Entführung wie ein Brandmal auf die Stirne gedrückt hätte. Sie würde viel darum gegeben haben, wenn jezt jemand gekommen wäre, der dem Fremden das Vorübergehen beim Hauſe verwehrt, oder wenn ſich für ſie irgend eine ſichtbare Veranlaſſung vom Fenſter

zu gehen, gefunden hätte. Ohne alle Urſache aber konnte ſie das Fenſter, von dem er keinen Blick verwandte, ſchon aus Höflichkeit nicht mehr verlaſſen.

Jeder Tritt, der ihn näher brachte, war wie der Tritt auf einen Blaſebalg, der die Glut in ihrem Geſicht immer höher blies. Am meiſten fürchtete ſie ſich vor dem Gruſſe, der nunmehr unfehlbar bald erfolgte. Sie fürchtete in die Erwiederung nicht die nöthige Miſchung von Höflichkeit und Wohlwollen zu legen, zumal, wenn, wie ſie hofte, ſein Blick etwas vernehmlich mit der Sprache herausgehen ſollte.

Ob aber ſchon das letztere eintraf und aus des Mannes Augen ein paar ordentliche Opferflammen zum Fenſter hinaufloderten, ſo hätte ſich Agnes doch das Zeugnis, daß ihr der Gegengruß meiſterhaft gelungen ſey, ohne alle Partheilichkeit geben können, wenn nur Zeit dazu geblieben wäre.

Er kommt gar.

Allein die Furcht vor den nunmehr drohenden Ereigniſſen ließ ihr dazu gar keine Zeit.

Statt mit ihrem Gegengruſſe in Gottes Namen vorbeizugehen, tritt doch der Menſch grade in's Haus herein. Agnes flog das Fenſter ängſtlich hin und her, wie ein Vogel, der eben gefangen worden iſt, und ihr einziger Troſt war, daß mehr Leute als ſie und ihre Eltern im Hauſe wohnten. Aber dieſer Troſt hielt auch nicht lange. Denn ſchon ging die Saalthüre auf, und als ſie eben den Himmel bat, daß er ihr rathen möchte, ob ſie zuſchlieſſen ſolle, oder nicht, da klopfte der ſchöne Mann an das verriegelte Nebenzimmer.

Es war aber grade, als ob er mit einem Zauberſtabe nicht an die Thüre, ſondern unmittelbar an Agnes Füßchen geklopft hätte. Als ihre ſchläfrige Vernunft ſich noch gar nicht beſinnen konnte, liefen ſie mit ihr in dieſes Nebenzimmer, und die verrätheriſche Grazienhand unterſtützte die gottloſen Füßchen dermaaßen, daß die Thüre offen ſtand, ehe die Vernunft auch nur den Mund aufgethan hatte.

Die Ausnahme.

„Das Ohngefähr hat mich ſo ſchön geführt!“ fing der Fremde an. „Ich ſuche jemand in die-

ſem Hauſe, eine mir gleichgültige Perſon und finde — Sie. Ich konnte mir's nicht wehren, dem Zimmer nachzugehen, in deſſen Fenſter ich Sie geſehen hatte, um Sie nach dem Gleichgültigen zu fragen. Doch nur ein paar Augenblicke ehe das geſchieht. Das Ohngefähr ſoll ſeine Gunſt an keinen Undankbaren verſchwenden. Ich will Ihre Blicke, Ihres Athems, noch zuvor genießen."

Nach dieſen Redensarten brauche ich den verſtändigen Leſer nicht erſt zu verſichern, daß wir einen überſpannten Kopf vor uns haben. Agnes ſelber argwohnte ſo etwas. Aber ſo oft auch Vater und Mutter ihr geſagt hatten, daß man ſich vor dergleichen Perſonen ärger hüten müſſe, als vor dem Feuer, ſo wußte ſie doch ebenfalls, daß keine Regel ohne Ausnahme ſey. Sie hätte ſich auch ganz gewis vor allen überſpannten Köpfen auf dem Erdenrund in dieſem Augenblicke gehütet, ausgenommen vor dieſer Ausnahme.

Grobe Unwiſſenheit.

Der Fremde aber vergaß über Agnes] Liebenswürdigkeit alle natürliche Ordnung der Dinge,

ſo, daß er nicht einmal nach den Namen von ihrem Vater oder ihrer Mutter fragte, ſondern blos einen Heirathsantrag auf den Lippen zu haben ſchien. Und Agnes erſt, die war aufrichtig geſprochen, jetzt grade die unwiſſendſte Perſon, die jemals das Tageslicht erblickt hat. Wußte ſie wohl eine Silbe, daß ſie von chriſtlichen Eltern geboren und erzogen war? Nein. Und wenn ſie das nicht wußte, ſo konnte ſie natürlicher Weiſe noch weniger wiſſen, daß ihr dieſe Eltern verboten hatten, mit dem Manne zu reden, der eben vor ihr ſtand. Daß der vor ihr ſtand, und daß er ſie bei beiden Händen gefaßt hielt, und dazu in ihre blauen Augen ſo freundlich hinein ſah, wie ein ſchuldloſes Kind in den blauen Himmel, und daß auch ihr dabei ganz himmliſch zu Muthe wurde, das war alles was ſie noch wußte.

Dergleichen himmliſche Scenen ſind aber ſchon manchen Mädchen die Leitſterne in eine Hölle, und das in mehr als einer Bedeutung, geworden. Daher konnte ich ſelber aus Liebe zu der unſchuldigen Agnes ihr ſogleich das Herzeleid anthun, die Mutter bei Zeiten her-

zurufen, wenn ich ſie nicht ſchon im nächſten Abſchnitte eintreffen ſähe.

Ungewitter.

Madam Richter, die jetzt nach Hauſe kam, war ſehr böſe, daß ſie das Geſchäftszimmer unverſchloſſen, und doch keine Seele darinnen fand. Endlich hörte ſie aber wohl, daß in der Nebenſtube geſprochen wurde. Bey dem Tone des Sprechenden befiel ſie ſogleich eine böſe Ahnung, und ſie näherte ſich leiſe. Er war aber eben bemüht ſeinem wohlaufgenommenen Heiraths-antrage mit dem Munde das Siegel aufzudrücken, als Madam ihn erblickte, und mit ein paar vernichtenden Augen, wie ein Blitzſtral zwiſchen Agnes Geſicht und das Petſchaft flog.

„Was wollen Sie in dieſen Zimmern mein Herr?“ rief Madam. „Die Schande einer honetten Familie, es liegt am Tage. Aber es ſoll Ihre Schande werden. — Schweigen Sie! Und Du vollends, Nichtswürdige.“

Sie ſties Agnes zurück, und verwies den Fremden in das andere Zimmer. Er ging, Ma-

dam mit ihm, und ſogleich trennte ihn die zu-fliegende Zwiſchenthüre von dem lautſchluchzenden Mädchen.

„Ich ſehe, dieſe Wohnung gehört einem Buchhändler,“ ſagte der Fremde, als er in das Zimmer kam, wo die verſchmähte Literatur unter dem Auskehricht lag.

„Darf ich fragen — —“

„Nicht fragen, blos antworten ſollen Sie, und zwar meinem Manne, den ich eben kommen höre.

Hoffnungen.

Hier kann ich, während Madam auf den Saal ihrem Manne mit der ganzen Hiſtorie entgegen läuft, und den Fremden in Gilreyſcher Manier abſchildert, und während der Fremde die im Zimmer herumliegenden Krebſe mit gutem Erfolg um den Namen des Buchhändlers befragt, nichts beſſers thun, als das Publikum mit dem jungen Manne bekannt machen. Es war nämlich kein andrer Menſch, als der Buchhändler

händler Ernſt ſelber, den Herr Richter hatte ein-
laden laſſen.

Hieraus wird nun, wie natürlich die Leſe-
welt allerlei erlaubte Hoffnungen ſchöpfen, die
ich indeſſen mit dem äußerſt ſtürmiſchen Her-
einbrechen von Herrn und Madam Richter au-
genblicklich Lügen ſtrafen muß.

Neue Mißverſtändniſſe.

„Was führt Sie hierher, mein Herr?“
fragte der Hereintretende vor Zorn ganz blind.

„Ihre Einladung.“

Jetzt endlich erkannte ihn der Mann. „Sie,
Herr Ernſt? Aha, nun begreife ich's. Sie
ſind es alſo geweſen, der meine Tochter heute
Morgen angeredet hat. Vermuthlich erfuhren
Sie ſpäterhin, wem ſie angehört, und ſchickten
mir die Krebſe zu, um Zutritt in's Haus zu
bekommen, und das Mädchen zu verführen.“

Herr Ernſt ſtarrte ihn an. Da ihm die
Bachkrebſe, welche ſeiner Meinung nach Herr
Müller erhalten hatte, in dieſem Augenblicke
gar nicht einfielen, ſondern blos die Bücher-

krebſe, weshalb er mit Herrn Richter in Streit gerathen war, ſo ward er an ſeines Widerſachers Gedankenzuſammenhang irre, und ſagte blos, um dahinter zu kommen, ob die Rückkehr der verlegten Schriften nachtheilig auf ſeinen Kopf gewirkt habe: „Bot ich denn ihnen die die Hand oder Sie mir? Haben Sie mich nicht von freien Stücken einladen laſſen, Herr Richter?“

„Von freien Stücken eben! Weil ich Ihnen die Krebſe nicht ſchuldig bleiben wollte, that ich's.“

Ernſts Mitleid bei dieſen Reden mit Herrn Richters Zuſtande verurſachte eine kurze Pauſe, in welcher des letztern Hausgenoſſe, der Buchhändler Müller, zur Thüre hereintrat.

„Apropos, mein Freund!“ ſagte er nach den erſten Begrüſſungen zu Herrn Ernſt. „Ich habe nicht ein Dutzend Krebſe erhalten.“

„Nicht?“

Herr Ernſt wollte zwar das Geſpräch davon, wegen der wichtigern Dinge, die noch auszumachen waren, abgebrochen wiſſen, allein Müller war nicht zu verhindern, die Sache dem Wirth und der Wirthin zu erzählen.

„Sie ſollen Ihre Krebſe noch bekommen!“ ſagte Herr Richter, denn nun merke ich wohl, daß ich ſie durch ein Verſehen des betrunkenen Ueberbringers erhalten habe.“

Herr Müller lehnte jedoch das Geſchenk von ſich ab, da es, wie er ſagte, zu ſpät käme, und ſechs Flaſchen Champagner, die ihm die gewonnene Wette einbringe, ungleich beſſer wären.

Hierdurch gelangte auch Herr Ernſt in's Klare mit Richters vorigen Aeußerungen, und mit der Sache überhaupt.

Damit war indeß ſo wenig zum Beſten der Unterhaltung gewonnen, daß der Zuletztgekommene ausrief: „Ehe das ſo fortgeht, will ich lieber ſelbſt fortgehen. Auf Vergnügen habe ich gerechnet, nicht aber auf verdrüßliche Geſichter.“

„Ich auch!“ antwortete der Wirth. „Sie wiſſen Herr Ernſt, was uns die Unterhaltung verbittert.“

„Vermuthlich meine Gegenwart!“ fiel der letztere ein. „Ich gehe, behalte mir aber auf morgen ein Geſpräch mit Ihnen vor.“

„Ei, was wäre das?“ rief Herr Müller, ihn zurückhaltend. „Sie ſagten mir ja vorhin, lieber Richter, daß Sie ihn eingeladen hätten.“

„Das Mißverſtändnis mit den Krebſen hatte mich veranlaßt.“

„Und nun wollten Sie ihn wieder fortſchiken?“

„Nicht der Krebſe wegen!“

Jetzt mußte Herr Richter ſprechen, und ſo ſehr ihn auch Madam gegen Herrn Ernſt unterſtützte, ſo hatte doch Herr Müller, der Ernſts Advokaten machte, zu viel Recht auf ſeiner Seite, als daß ſie hätten fortkommen können.

Blos der Vorwurf konnte nicht von dem jungen Manne abgelehnt werden, daß er ſich ſo ſchnell in den Tag hinein verliebt hatte.

Darauf aber antwortete Herr Ernſt: „Schießt nicht gewöhnlich die Liebe plötzlich wie der erſte Sonnenblick aus der Dämmerung hervor?“

„Wenigſtens,“ ſagte der muntre Müller, „iſt ſie dasmal recht glücklich geſchoſſen, denn wenn man gegen Sie nichts einwenden kann, lieber Ernſt, wie ich eben bewieſen habe, ſo kann man's gegen das liebe Mädchen vollends nicht.“

Neue Hinderniſſe.

Jetzt ſollte die Arreſtantin ihr Wort geben, aber es fand ſich keine Arreſtantin im Nebenzimmer. Herr und Madam Richter dachten ſogleich an die Pleiße. — „Aus Furcht, aus Deſperation hineingeſprungen, ja, ja!“ ſagte er, und Madam fand nichts gottloſer als ihre abſcheuliche Behandlung, welche das Mädchen zu dem entſetzlichen Schritte verleitet hätte.

Wäre Ernſt, der ſchon die Thür in der Hand hielt, nicht im Stande geweſen, ſogleich in die Pleiße nachzuſpringen, ſo hätte Müller das ältere Paar vielleicht noch ein Weilchen in dieſer wohlverdienten Hölle ſchwitzen laſſen, ſo aber machte er die Saalthüre auf, und augenblicklich trat Agnes an der Hand ſeiner Frau herein.

Die Angſt hatte das Mädchen zwar wirklich aus dem Zimmer, aber nicht in die Pleiße, ſondern zu Madam Müller geführt. Dort hatte Agnes das Vorgefallene erzählt, und um Müllers Vermittelung gebeten. Daß der Fremde, den ſie dem Anſehen nach beſchrieb, Herr Ernſt wäre, muthmaßte Herr Müller ſchon, ehe er hier

mit ihm zuſammentraf, weil er ihn hatte die Treppe hinauf gehen ſehen.

Schluß.

Die Leſerinnen begreifen, daß die Erzählung hier ihr Ende erreichen muß. Sie ſehen auch alles ſchon im Geiſte was vorgeht, daß nämlich Agnes, wie ein Ball, von der Mutter dem Vater und vom Vater wieder der Mutter zugeworfen wird. Auch ließe ſich's niemand weiß machen, wenn ich ſagte, daß das Mädchen auf des Vaters Frage: ob ſie ſich den Herrn zum künftigen Ehemann wollte gefallen laſſen? ein Nein geantwortet hätte. Ein Ja, gab ſie freilich darauf auch nicht von ſich. Denn bekanntlich würde ein ehrbares Mädchen ihre ganze Ehrbarkeit verdächtig machen, wenn ſie wie die naive Heldin eines heutigen Luſtſpiels bei dergleichen Fällen ein wörtliches Ja heraus lieſſe. Kein Wort, ſagte Agnes. Dennoch verſtand man ſie allgemein. Bei Tiſche erhielt ſie ihren Platz neben Herrn Ernſt, wo ſie denn nicht verſäumte, ihm den Argwohn wegen der Kette zu verſtehen zu

geben. Zum Glück konnte er ihn mit einem ſchriftlichen Auftrage von ſeiner Schweſter auf der Stelle widerlegen.

Sechs Wochen ſpäter war der jetzige Tiſchnachbar ihr Nachbar am Traualtare.

Ich, der Erzähler, will übrigens gar nicht läugnen, daß die Bekanntſchaft der Verlobung und Trauung viel zu nahe ſteht, als daß ich ſo was zum Beiſpiel rekommandiren möchte. Diesmal iſt's indeſſen geglückt, und die Krebſe ſind dem Pärchen zum Himmelszeichen geworden. Neuerlich hat Herr Ernſt gar ſeine Handlung an den Ort ſeines Schwiegervaters verlegt, und die jungen Leute leben recht zufrieden mit ſich und ſeit kurzem auch mit einem kleinen Sohne. Selbſt Madam Richter iſt, weil der junge Mann die verſäumte Aufmerkſamkeit nachzuholen bemüht geweſen, ihrem Schwiegerſohn recht gut geworden, und Herr Richter hat ſich an dem auſſerordentlichen Krebsſchwarme in der letzten Oſtermeſſe blos darum vielleicht nicht zu Tode geärgert, weil er weiß, daß er den Krebſen den allerliebſten, ſchwarzäugigen Enkel verdankt, der ſich tagtäglich auf ſeinen Knieen

wiegt, und deſſen ſchönen geſunden Körper ich kapabel ſeyn könnte, das Maalzeichen eines Krebſes tragen zu laſſen, wenn ich mit der garſtigen Krebsgeſtalt auf ſeiner Hand, oder Schulter, die eigenſinnigen Augen meiner geſchmackvollen Leſerinnnen beleidigen dürfte.

Seifenblaſen

von

Friedrich Laun.

Zweiter Theil.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1810.

Wd

Die Nachtwandlerin.

Das Echo.

Es war grade als ob der freundliche Mond vorzugsweiſe auf das eine Fenſter in Kaufmann Reiſers Hauſe herunterſähe. Man hätte ihm das auch gar nicht verdenken können. Denn die drei und zwanzig übrigen Fenſter waren ganz leblos; der Garten, in den ſie gingen, war auch ganz leblos: an jenem offenen Fenſter aber ſah es anders aus. Da blühte erſtens ein ſchöner Roſenſtock, und zweitens ein noch viel ſchöneres Röschen, als der Stock aufzuweiſen hatte. Das ſechszehnjährige Tinchen ſtand nämlich hier, und freuete ſich ungemein. Und dies beſonders darüber, daß der Papa in der Nebenſtube ſchon ſo herrlich ſchnarchte, und daß die Tante ſo eben nur im Schlafe noch mit ihr zankte. Ueber den freundlichen Mond aber freute ſie ſich gar nicht. Auch ſchlichen die leiſen Seufzer, die ein Paar

Augenblicke ſpäter auf ihrem Munde ſchwebten, nicht nach dem Monde hinauf, ſondern blos nach der Gartenmauer zu, um dort ein Echo aufzuſuchen.

Als ſie nun kein Echo antrafen, ſo horchte Tinchen erſt noch einmal in des Papa Zimmer. Allerliebſt! er ſchnarchte beſſer, als jemals. Dann ſchlich ſie an der Tante ihr Bette. Scharmant, die zankte noch immer, als ob ſie im beſten Wachen wäre.

Drauf ſtellte ſich die kleine Lauſcherin wieder an's Fenſter, und ſuchte das Echo, welches ihre Seufzer nicht hatte erwecken können, durch ein dreimaliges Huſten herbeizulocken.

Und der Streich gelang nach Wunſche. Das Echo huſtete dreimal wieder, und Tinchen wäre gern vor Freuden darüber ein wenig in die Höhe geſprungen, wenn das nicht den Papa und die Tante zur Unzeit im Schlafe geſtört hätte.

Der Auditeur.

Es war aber auch eine ganz aparte Art von Echo, und eins, das ſich nicht blos hören, ſondern auch ſehen ließ. Am Tage trug es gewöhn-

lich eine blaue Auditeur=Uniform mit rothen Aufſchlägen. Am Tage jedoch that es neuerlich, wenn es Tinchen begegnete, gar nicht, als ob es ſich bei Nacht ſo überaus gern von ihr an das Fenſter ſeufzen und huſten ließe, ſondern da ging es ganz ruhig neben ihr hin. Ruhig aber — Nein, das möchte ich auch nicht ſagen; denn das Herz ſchlug ihm allezeit beinahe die Uniform entzwei, und das Geſicht wurde ihm manchmal von dieſen Herzensſchlägen ſo roth, wie der Kragen an ſeiner Uniform. Das ertrug indeſſen das Echo, oder mit andern Worten, der Auditeur Ferdinand Ring, alles mit einem außerordentlichen Heldenmuthe.

Tinchen.

Man darf es übrigens dem Auditeur nicht übel nehmen, daß er ſich ſo gern bei Nacht mit Tinchen in ein Geſpräch einließ. Denn wenn der Mond das zarte Geſichtsoval aus der Dämmerung heraushob, und die braunen Locken ſpottend da ſtanden, weil er zwar das Dunkel der Nacht, aber nicht das ihrige zu ſchwächen vermochte; wenn dann die ſchwarzen, glänzenden Augen

durch einen dünnen Thauſchleier gemildert, den Ton der Zärtlichkeit von ſich gaben, den das Sonnenlicht ihnen ſelten entlockte; wenn, ſtatt der verſchnörkelten Mode-Tracht, ein einfaches ſchneeweiſſes Negligee, weich wie das Mondlicht ſelber, die runden regſamen Umriſſe verrätheriſcher einſchloß, als die Mode ſie den Tag über enthüllte: da mußte Tinchen wirklich dem Kenner, der Gefühl hatte, noch reitzender vorkommen.

Demohngeachtet hatte die Kennerſchaft des Auditeurs Auge nicht dermaßen verzärtelt, daß er, weil Tinchen vom Mondſcheine allezeit einen Zauber mehr erhielt, ſie deshalb nur bei Mondſcheine hätte ſehen und ſprechen wollen. Nein! Er hätte ſie lieber immerfort geſehen und geſprochen, und mußte daher, wenn es nicht geſchah, die wichtigſten Urſachen dazu haben.

Der Papa unſers Tinchens war eine der hauptſächlichſten, und man durfte den wohlbeleibten Mann nur anſehen, um die Wichtigkeit dieſer Urſache gar nicht zu verkennen.

Der kleine Ferdinand.

Schon in den früheſten Jahren des Auditeurs

hatte nämlich der Papa viel an ihm auszuſetzen. Ferdinand war in ſeinem Hauſe jung geworden, und hatte Anfangs den Papa durch ſein Schreien ſo häufig im Schlafe geſtört, daß er den Aeltern des Kindes gewiß die Miethe aufgeſagt haben würde, wenn ſeine kaufmänniſche Natur mit keiner Einwendung dagegen gekommen wäre. Dieſe ſagte ihm aber, daß Kriegsrath Rings aus bloſſer Vorliebe für die Ausſicht, die mit ihrer Wohnung verbunden war, einen Miethzins gäben, ſo hoch wie er ihn von keinem Menschen jemals wieder erhalten würde, und daß er darum das Auge, das ihm der Kleine in der Nacht aufſchrie, wieder in aller Stille zudrücken müßte.

„Das wird die Bosheit ſelber werden!" ſo ſagte der Papa ſchon damals von dem Kleinen. Und wie dieſer dann heranwuchs und nicht ſelten, ſtatt der Lehrſtunden außer dem Hauſe, die Kirſch- und Pflaumenbäume im Garten heimlich frequentirte, auch Weinleſe hielt, ehe Herr Reiſer noch daran gedacht hatte: da meinte der Papa, daß alles auf ſeine Rede hinausliefe. „Denn," fügte er hinzu, „würde mir der Thunichtgut ſonſt

grade die ſchönſten Kirſch- und Pflaumenbäume, und die beſten Weinſtöcke abpflücken?“

Vielleicht indeß hätte der Papa ihm alles vergeben, wenn nicht die Bosheit einmal von Ferdinanden ganz übertrieben worden wäre. Herr Reiſer beſaß nämlich einen Spitzhund, ſo weiß wie Alabaſter, und fragte daher ſeine Bekannten gerne von Zeit zu Zeit, ob ſie jemals ein ſolches Weiß geſehen hätten? Aber eben dieſes Weiß war das Unglück. Wenn man auch damals noch nicht ſo gar viel über Kunſtwerke und Kontraſte ſprach, als heutzutage; ſo ſchien doch dem kleinen Ferdinand bereits eine Idee von der Sache vorzuſchweben, und das Weiß des Spitzes wie eine Einförmigkeit zu erſcheinen, welcher er nach beſten Kräften abhelfen müßte. Der große Farbekaſten, den er grade zum Geburtstage erhalten hatte, wollte obendrein auf dem gewöhnlichen Wege gar nicht leer werden. Daher gerieth er auf den Einfall, in dem Spitzhunde ein Naturprodukt zum Kunſtwerke umzuſchaffen, nahm den Hund auf ſein Zimmer, und ſchickte ihn bald nachher mit einem berlinerblauen Kopfe, einem ſchwefelgelben Leibe, zinnoberrothen Füſſen und

berggrünen Schwanze wieder fort. Herr Reiſer, der zufälliger Weiſe ſo eben in Happelii Kurioſitäten von Baſilisken geleſen, und nur der einbrechenden Dämmerung wegen das Buch zugemacht hatte, erſchrack über die Maaße, als ſein Spitz in dieſem Ornat zur Thüre herein und auf ihn los ſprang. Seine geſpannte Einbildungskraft glaubte wenigſtens einen Baſtard von Baſilisken vor ſich zu haben. Erſt an der bellenden Stimme erkannte er ſeinen gemißhandelten Liebling, und an der That ſogleich den Thäter. Seine Liebe zum Spitzhunde würde auch gewiß Ferdinands Aeltern diesmal die Miethe aufgeſagt haben, wenn ihr das Zinsbuch nicht zur rechten Zeit noch den Mund zugehalten hätte.

Ferdinand war bald ſo verſchrieen im Hauſe, daß alles fehlende Obſt und jedes zerbrochene Fenſter getroſt auf ſeine Rechnung geſetzt werden konnte, und Kaufmann Reiſer, an dem Tage, wo Ferdinands Mutter über des Knaben Abreiſe nach einer auswärtigen Schule, in Thränen zerfloß, ganz unverholen ein Freudenfeſt feierte.

Seitdem war der junge Mann nur auf ſehr

kurze Zeit in's Haus gekommen, bis er von der Akademie abging.

Der große Ferdinand.

Der alte Groll in Kaufmann Reiſers Herzen war aber durch die wohlgemachte Figur, die feinen Kleider und noch feinern Sitten, womit der junge Kandidat der Rechte ſich jetzt in Tinchens Herz zu ſchleichen wußte, keinesweges zu beſtechen. Der Geiſt des illuminirten Spitzhundes, der vor kurzem geſtorben war, ſchien ihn keinen Augenblick in der Gunſt des alten Herrn zu leiden, und Herr Reiſer war außer ſich vor Zorn, als er eines Tages durch Ferdinands betrunkenen Bedienten ein Briefchen empfing, das ſeinem Tinchen zugedacht war und welches das Mädchen in den zärtlichſten Ausdrücken um eine Zuſammenkunft im Garten erſuchte. Augenblicklich wurde Tinchen feſt eingeſchloſſen. Der Papa ging an ihrer Stelle in den Garten, zeigte dort dem armen Liebhaber ſeine ganze böſe Geſinnung gegen ihn, und traf auch noch eine gute Vorkehrung gegen ſeine künftigen Verſuche an Tinchen zu kommen dadurch, daß er die Schweſter ſeiner

verſtorbenen Frau, als Ehrenwächterin, in's Haus nahm.

Die Tante.

Der Papa hätte keine ſchlimmere Wahl für Tinchen treffen können, als in dieſer Perſon, welche dem guten Kinde das Haus zur Hölle machte, vor dem ſie wie ein wahrer Cerberus, oder gar wie ein ***ſcher Zollbedienter, Wache ſtand, und nichts Verdächtiges ein- und auspaßiren ließ.

Ueberhaupt war die Tante eine Perſon, die, weil es ihr in ihrem ganzen Leben mit der Liebe nicht hatte glücken wollen, es in ihren alten Tagen mit dem Haſſe zu verſuchen anfing, mit dem es ihr auch in der That recht erträglich gelang. Die Liebe hatte die nächſten Anſprüche auf ihren Haß. Weil nun das Heirathen mit der Liebe zuweilen gemeinſchaftliche Sache macht, ſo pflegte auch die Tante, wenn ſie allein war, immer zu ſagen, daß Tinchen in ihrem ganzen Leben nicht heirathen ſolle, wenn es nach ihrem Kopfe ginge. Und ob ſie gleich dem Papa davon nichts merken ließ, ſo wußte ſie ihm doch von den jungen Leuten, die

es auf Tinchens Gunſt anzulegen ſchienen, einen nach dem andern, ſo zu verläſtern, daß er bis dahin wider ſie alle eingenommen war.

Die ärgerliche Natur der Tante konnte es aber nicht einmal leiden, daß dem hübſchen Tinchen in Geſellſchaft und auf Bällen ſo gar viel männliche Blicke huldigten, daher dachte ſie nach gerade darauf, alle dieſe Geſellſchaften dem Papa verdächtig zu machen. Ein Türke, den wir weiter unten wahrnehmen werden, ſollte ihr als Einleitung dazu dienen.

Der Papa

muß nun ſelber einen beſondern Abſchnitt bekommen, weil er mir's außerdem übelnehmen könnte, aber nur einen ganz kurzen, weil die Leſerinnen ſonſt böſe werden möchten, an denen mir weit mehr liegt, als an dem Manne. Der Papa war ein reiner Papa — das heißt, eine brave, alte Perſon, wie Terenz, Moliere und Holberg deren eine Menge gekannt haben; eine Perſon, die ſich Dinge weißmachen ließ, die meine lieben Leſerinnen eher ſelber jemand weißmachen, als glauben würden. Man wollte auch allgemein behaupten,

daß er in ſeinem ganzen Leben nicht drauf gefallen wäre, ſich ein ſolches Vermögen zu erwerben, als ſein Vater ihm hinterlaſſen hatte, deſſen wohleingerichtete Handlung er nicht ſowohl fortführte, als gemächlich fortgehen ließ. Er war übrigens ein intimer Freund des alten Herkommens. Er hatte geheirathet, weil es von ſeinen Voraltern ſo hergebracht war, und hoffte auch einmal ſelig zu ſterben, weil man ſeit undenklichen Zeiten in ſeiner Familie keinen Sohn und keine Tochter kannte, die ihrem verſtorbenen Vater die Seligkeit nicht zugeſprochen hätten.

Der Zeitungsträger.

Ob nun ſchon die Tante Tinchens Neigung zu Ferdinanden ſo feſt in ihrer Fauſt zu halten meinte, daß gar keine Regung möglich wäre, ſo wußte dieſe Neigung ſich doch zu helfen.

Die Tante leiſtete ihr ſogar ſelber unwillkührlich Vorſchub. Der Papa hatte nämlich einen Zeitungsträger, der außer den ſchriftlichen Zeitungen immer noch ganze Pakete mündliche mitbrachte, und dem keine Neuigkeit in der Stadt entging, mochte ſie auch noch ſo albern erlogen

ſeyn; und es gab nichts in der Welt, was die Tante lieber gehabt hätte, als ſolche mündliche Privatnachrichten. Damit ſie nun ſo oft als möglich aus dieſer lebendigen Neuigkeitsquelle ſchöpfen könnte, ſtellte ſie den Mann beim Papa dermaßen in's Licht, daß er ihm freie Wohnung im Hauſe anbot und ihn zu jeder Zeit willkommen hieß.

Da nun hierauf allerlei Hoffnung gebaut werden konnte, ſo ließ ſich auch der Auditeur Zeitungen von dem Manne bringen. Und weil Ferdinand bald einen überaus verſchmitzten Burſchen in ihm entdeckte, welcher, vom Taugenichts an, eine ganze Menge von Profeßionen getrieben, und der, wenn er ſich auch jetzt als Zeitungsbote zur Ruhe geſetzt hatte, den Taugenichts doch immer noch gar nicht vergeſſen konnte: ſo war das grade ein Menſch, wie er und Tinchen, in ihrer betrübten Lage, zu ihrem Generalpoſtmeiſter und Briefträger ihn nicht beſſer hätten wünſchen können.

Durch dieſen Zeitungsträger nun, der ſich in Kleidung und Betragen über ſeinen gegenwärtigen Stand zu erheben ſuchte, wurde der abgebrochene

Umgang zuerſt, aber blos ſchriftlich wieder her-
geſtellt.

Die Zuſammenkunft.

Es iſt der liebenden Welt längſt bekannt, daß es gewiſſe Punkte in der Liebe giebt, mit welchen ein zärtliches Paar ſchriftlich gar nicht aufs Reine kommen kann, und daß ſich zum Beiſpeil ein ſolches Paar in einem einzigen kurzen Blicke mehr zu ſagen verſteht, als in vielen Dutzend der weitläufigſten Briefe.

Ferdinand äußerte zuerſt in einem Billet, daß er Tinchen, wenn auch nur von weitem, wieder ein einziges Mal in Augenſchein zu nehmen wünſchte. Ob nun ſchon Tinchen in ihrer Antwort der Billigkeit des Wunſches alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ſo fand ſie doch gegen die Möglichkeit der Ausführung nicht wenig einzuwenden.

Beim Zeitungsträger wäre freilich Gelegenheit geweſen, aber erſtens konnte durch eine ſolche Maaßregel auch noch das Glück der Correſpondenz verſcherzt werden, und dann kannte Ferdinand Tinchens delikate Begriffe vom Anſtand zu

gut, als daß er hätte glauben dürfen, ſie würde ſich den Vorſchlag einer Zuſammenkunft mit ihm beim Zeitungsträger gefallen laſſen.

Er ſann ſich indeſſen etwas anders aus. Er bat nämlich Tinchen ſo lange um die Gunſt, in der Nacht einmal am Fenſter zu erſcheinen, bis das Mädchen nachgab. Doch verlangte ſie ausdrücklich eine ſehr dunkle Nacht dazu. In der, ſo ſagte Tinchen in ihrem Bewilligungsbillet, ſollte er ſich ſatt an ihr ſehen, aber bei Leibe nicht ganz ſatt.

Zum Glück trat eine ſolche Nacht gleich den folgenden Abend ein.

Und zum Beweiſe, daß er ſich in dieſer ſtichdunkeln Nacht nicht ganz ſatt an ihr geſehen hatte, bat er im nächſten Briefe inſtändigſt um eine zweite Nacht dieſer Art, welche Tinchen auch, da die erſte recht gut abgelaufen war, ihm nicht verweigerte.

Neuer Muth.

Da die Tante noch in einigen dunklen Nächten nachher nicht das geringſte gemerkt hatte, ſo wuchs der Muth etwas höher, und es wurden

nun=

nunmehr zwei Nächte in der Woche feſtgeſetzt, wo Ferdinand in den Garten ſchleichen und Tinchen am Fenſter erſcheinen ſollte.

Darauf war der abſcheuliche Mondſchein eingetreten, in dem ſich das Mädchen zu keinem Erſcheinen verſtehen wollte. Daher mußten ſie, wie die Nächte wieder dunkel wurden, die verſäumten Zuſammenkünfte nachholen. Durch dieſes Nachholen gewöhnten ſie ſich indeß dermaßen an die Sache, daß es ihnen beim zweitenmal Mondſchein ſchon nicht möglich war, die Sichel des Mondes in den erſten und letzten Tagen als eine Verhinderungsurſache zu reſpektiren. Das drittemal Mondſchein aber fand in dem Liebespaare ein Paar ausgemachte Wagehälſe. Denn nun trieben ſie ihre Zuſammenkünfte bis zum Vollmonde.

Der Türke in London.

Und bei der Entdeckung in einer Nacht, wie die im erſten Abſchnitte, nach dem wir nun wieder zurückgehen wollen, würde der Lärm noch einmal ſo arg, wie ſonſt geweſen ſeyn. Denn der Zeitungsträger war den Abend zuvor mit einem Blatte vom „Freimüthigen,“ die unſchuldi-

ge Veranlaſſung zu einem übermäßigen Geſchelte geweſen. Die Tante fand nämlich darin einen Türken in London, der ſich nach des Herrn von Kotzebues Bericht einen kleinen Harem von blutjungen Mädchen zuſammenſtehlen ließ, und ſah ſich dadurch bewogen, eine Kreuzpredigt, nicht blos gegen die eigentlichen Türken, ſondern gegen alle heutige junge Männer von ſich zu geben. Weil ſie ſich nun dabei ſehr erhitzte, ſo glaubte das gute Tinchen ein Wort zu ſeiner Zeit zu reden, wenn ſie ſie darauf aufmerkſam machte, daß dieſer Türke ja ſchon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts gelebt hätte, leitete aber damit die Hitze der Predigerin auf ſich ſelber. „So,“ ſagte die Tante, „du willſt wohl vielleicht gar noch die Partie der heutigen Männer nehmen, und ſagen, daß ſie beſſer geworden wären? Tauſendmal ſchlimmer ſind ſie, lauter ſolche verruchte Türken!“

Das ſchien doch dem Papa etwas zu arg; wenigſtens äußerte ſich ſo ’was in ſeinem ſonſt nicht beſonders ausdrucksvollen Geſichte. Aber die Tante ward es noch bei Zeiten gewahr, und fuhr ſo fort: „Ich weiß wohl, was ich weiß, und was ich rede. Ich ſehe tagtäglich verdäch-

tiges Geſindel um das Haus herumſchleichen, das gewiß nicht ohne Auftrag immer nach deinem Fenſter ſchielt. Pfui, ſchäme dich, Tinchen, den Galgenſchwengeln und ihrem Anhange das Wort zu reden!“

Tinchens Thränen goßen nur Oel in's Feuer; die Tante ſchrie immer heftiger, und ſchien ſo überzeugt zu ſeyn, von dem, was ſie herausſtieß, daß der Papa endlich ſelber zu ihrer Meinung herumgebracht wurde, und ihren Warnungen und Drohungen beitrat.

Es war daher immer gewagt genug, daß das Mädchen trotz dieſem allen ſich in den verrätheriſchen Mondſchein hingeſtellt, und das Echo in ihre Nähe gehuſtet hatte.

Der Vollmond.

„Ach!“ ſagte Tinchen jetzt ganz leiſe zum Fenſter hinaus, und holte ſich damit ein Ach! vom Auditeur herein, und beide warfen dabei dem Monde ein Paar erſchreckliche Blicke zu.

So ſchön er auch Tinchen dem Auditeur, und den Auditeur unſerm Tinchen mahlte, ſo hätte er doch ſein Mahlen beſſer unterweges gelaſſen.

Denn, wenn der Auditeur ja ein wunderſchönes Bild von Tinchen ſehen wollte, wie kein Mahler und kein Mond es zu mahlen im Stande war, ſo durfte er nur einen Blick in ſein eignes Herz thun. Und in Tinchens Herzen ſtand das Bild des Auditeurs in eben ſo brillanten Linien und Farben.

Darum verargten es auch beide der Natur gar ſehr, daß ſie auf den kurioſen Einfall gekommen war, ihren ſchönen dunkeln Nächten alle vierzehn Tage einen ſo langweiligen Schwätzer zur Aufſicht mitzugeben.

Zwar hatte Tante Cerberus das koſtbare Talent ebenfalls, daß ſie nur erſt im feſten Schlafe ſeyn durfte, und ſie ſchlief fort bis die Uhr ſieben ſchlug. Sie lag aber doch in demſelben Zimmer, und einmal war es ſogar ſchon da geweſen, daß ſie wegen des Flüſterns am Fenſter die Bettvorhänge aufgezogen, und aus der Niſche, in der ihr Bette ſtand, wirklich herausgeguckt hatte. Damals hatte ſich Tinchen ſogleich mäuschenſtill verhalten, und weil es eine ſtockfinſtre Nacht geweſen war, ſo reichte dieſe Maaßregel auch völlig hin, um die Tante wieder in ihre Bettvorhänge hineinzu-

ſchicken. Blos nach Tinchens Bette hatte ſie damals noch zuvor gefragt: „Schlåfſt du, Tine?“ und da natůrlicher Weiſe kein Tinchen antwortete, ſo wurde die Unterſuchung mit einem kurzen Gebet an alle gute Geiſter geſchloſſen.

Der helle Mondſchein aber machte diesmal die Sache viel gefåhrlicher. Denn wenn ſie damals an's Fenſter guckte, ſo wurde ſie auch den Geiſt gewahr, der ſie geſcheucht hatte, und erkannte ihn, bei aller ihrer Geiſterfurcht, gewiß. Es war auch alles zu verwetten, daß ſie dann die zweckmåßigſten Vorkehrungen treffen wůrde, dieſen Geiſt fůr alle kůnftige Nåchte von dem Fenſter wegzubannen.

Bei jedem Worte alſo, das der Auditeur durch die Mondnacht hindurch in ihr Ohr heraufflůſtern wollte, machte Tinchen allemal die leidendſte Miene, und wieß mit dem einen Håndchen nach dem ſchlafenden Cerberus, und ſagte mit dem andern Håndchen ungefåhr ſo viel, als: „Um's Himmelswillen kein Wort weiter!“

Baumeiſter-Ruchloſigkeit.

So miſerabel aber der Mond auch das Ge-

ſpräch der Liebenden machte, ſo hätte doch eine gute Pantomime die beſten Worte villeicht erſetzen können. Allein eine gute Pantomime war eben=falls nicht anzubringen. Denn dem Unbeſonne=nen, der vor zehn Jahren das Haus gebaut hat=te, war gar nicht eingefallen, daß das damals ſechsjährige Tinchen in der Folge die Fenſter viel niedriger brauchen würde, als er ſie baute. Der Feuchtigkeit vorzubeugen, machte der unbedacht=ſame Menſch den Fußboden der Unterſtuben ſo hoch, daß ſechs oder acht Stufen vom Garten nach der Thüre heraufführten. Bei Tage hatte man nun freilich in den Zimmern unter andern auch den Vortheil, daß kein Gärtner, und kein Menſch überhaupt ſo groß war, um durch die Fenſter herein ſehen zu können; auf die Nacht aber ſollte ein vorſichtiger Baumeiſter doch eben=falls denken, und der hier ſich in's Herz hinein=ſchämen, daß er ein Paar allerliebſten jungen Leuten die mündliche Unterhaltung in Mondſchein=nächten faſt unmöglich gemacht hatte. Denn Tinchen mußte ſich allezeit mit halbem Leibe zum Fenſter hinauslegen, und der Auditeur auf die Zehen treten, wenn ſie ihre vier Lippen ſo dicht

an einanderhalten wollten, daß kein Drittes eins von den zarten, ſüßen Wörtchen vernehmen konnte. Dieſes Experiment aber war ſo gefährlich, daß es nicht allzuoft gemacht werden durfte; daher man ſich in der ganzen übrigen Zeit mit Händedrücken und Blicken ſo gut als möglich zu behelfen pflegte.

Unglücksfall.

Die Händedrücke aber und Blicke ſind als Einleitung zu Geſprächen ſchon ganz leidlich, doch wenn die Einleitungen Stunden lang dauren, ſo werden die Menſchen bisweilen deſperat, und wagen dann in ihrer Deſperation Dinge, die ſie ſonſt nimmermehr gewagt hätten.

Auch dem guten Tinchen ging es nicht beſſer. Da ſtand nun der arme Auditeur immerfort auf den Zehen, und ſtieß ſo laute Seufzer aus, daß ſie ihm den Mund durchaus noch einmal verſtopfen mußte. Und in der Deſperation erhob ſie ſich auf einmal und ſo unvorſichtig, daß ſie das Gleichgewicht verlor, und ſchreiend hinaus zum Fenſter, und mit dem Auditeur, der ſich auf den Zehen nicht erhalten konnte, zur Erde ſtürzte.

Folgen.

Tinchen würde ſich eher von dieſem Haupt‑ſchreckniſſe erholt haben, hätte ihr lauter Schrei nur nicht Wiederhalle in den Betten des Papa und der Tante gefunden.

„Was war denn das?“ fragte der Papa.

„Es klang gerade wie Tinchens Stimme,“ ſprach die Tante. „Schläfſt Du denn nicht, Tinchen?“ — Keine Sylbe! Sie ſchläft! antwortete ſich die Tante ſelber, und wandte ihr Geſicht aufs eiligſte nach der Wand, damit ihr das Geſpenſt, welches, ihrer Meinung nach, Tinchens Stimme ſo kläglich nachgemacht hätte, ja nicht vor Augen käme, wenn es ſich etwa gelüſten ließe, durch ihre Bettvorhänge den Kopf hereinzuſtecken. Dazu bereuete ſie alles von Herzen, was ſie Tinchen jemals zu leid gethan hatte.

Der Papa aber im Nebenzimmer glaubte bei Nacht ſein Geſpenſt ſo gut wie die Tante, und zog ſich ſeine weiße Schlafmütze tief über Augen und Ohren herunter.

Der Spaziergang.

„Ach, wäre ich doch dasmal nicht an's Fen‑

ſter gekommen!“ rief Tinchen, und lief eines Laufens bis zu dem äußerſten Ende des Gartens, und ſo ſchnell, daß der Auditeur mit ſeinen Beruhigungsgründen gar nicht nach konnte.

Die Angſt verſchwand indeſſen ſo ziemlich, als man in die Gegend des offnen Fenſters zurückkehrte, und nicht nur der Roſenſtock auf dem Fenſter, von Tinchens Falle nicht mit ergriffen worden war, ſondern ſich auch kein Laut mehr in den Zimmern hören ließ. Ferdinand verſicherte das Mädchen obendrein, daß es ihm ein purer Spaß wäre, ſie wieder nach dem Fenſter hinaufzuheben. Dazu mußte aber doch ein entſchiedener Beweiß von dem Schlafe des Papa und der Tante abgewartet werden, und Tinchen beſaß in dieſem Augenblick einen ſo verderbten Geſchmack, daß ſie ein recht tüchtiges Schnarchen von Papa und Tante der allerſchönſten Symfonie von Haydn oder Beethoven bei weitem vorgezogen hätte.

Bis dahin konnte indeſſen leicht ein halbes Stündchen verſtreichen, daher dem guten Pärchen nichts übrig blieb, als ein wenig im Garten herumzugehen und ein vernünftiges Wort mit einander zu reden. Weil ſie aber ſo gar lange we-

der mit einander gegangen waren, noch mit einander geredet hatten, ſo gingen ſie ſich ſo in das Gehen, und redeten ſich ſo in das Reden hinein, daß ſie erſt nach der zweiten halben Stunde ſich wieder herauszufinden vermochten.

Da fiel ihnen aber wirklich ihre gefährliche Situation noch ein, und ſie eilten nach dem Fenſter ſogleich zurück.

Als nun hier Papa und Tante ein willkommenes Duett ſchnarchten, da wurde es Ferdinanden gar leicht, Tinchen, in ihrer Freude darüber, noch zu einem einzigen Gange den Garten auf und nieder, zu überreden.

Der Sturm.

Sie gingen aber über dieſen Gang, den andre verſtändige Menſchen recht bequem in fünf Minuten beendigt haben würden, bereits ganze drei Viertelſtunden, und hatten ihn noch immer nicht vollendet, und dachten gar nicht mehr daran, damit zu Stande zu kommen. Sie erbauten ſich vielmehr ein großes, geräumiges Luftſchloß, und ſetzten ſich nicht nur ſelber, ſondern auch ihr ganzes künftiges Leben und alle ihre Wünſche

und Träume groß und breit dahinein. Und weil das Luftſchloß in unmittelbarem Zuſammenhange mit dem Himmel ſtand, ſo war es auch kein Wunder, daß das Verſchwinden des Mondes von ihnen nicht bemerkt wurde, und der Sturm, der ſich erhoben hatte, auch nicht, ob er ſchon erſchrecklich mit Bäumen und Wetterhähnen hauſte, und alles, was er faſſen konnte, über den Haufen polterte.

Der Roſenſtock.

„Ach, du meine Güte!" rief die Tante, und fuhr hoch auf aus dem Schlafe, als der Wind den Roſenſtock vom Fenſter in's Zimmer warf.

„Was war das? fragte der Papa, der ebenfalls aufwachte.

„Du mein Himmel, ich weiß es nicht."

„Es muß ein Fenſter offen ſeyn in Ihrem Zimmer," ſagte der Papa.

„Behüte, ich habe die Fenſter, wie immer, vor Schlafengehen alle viſitirt."

„Aber hören Sie denn nicht, wie der Sturm hereinpfeift?"

„Ach, wie meine ſelige Mutter ſterben ſollte,

da that es gerade ſo einen Knall! da zitterten Thüren und Fenſter wie jetzt."

„Der Roſenſtock iſt heruntergefallen, und wenn das iſt, ſo muß doch das Fenſter offen geweſen ſeyn."

„Wenn das wäre! Aber ich ſage Ihnen ja, daß ich die Fenſter alle ſelber zugewirbelt habe. Tinchen Du haſt es geſehen. — Tinchen, Tinchen! Das Mädel hat einen wahren Todtenſchlaf."

Das Geſpenſt.

„Wenn ich nur nicht grade im Schweiße läge, ſo wollte ich es Ihnen ſchon beweiſen, daß das Fenſter in Ihrer Stube offen iſt!" ſagte der Papa, der noch mitten in der Geiſterſtunde zu ſeyn glaubte.

„Oder ich das offne Fenſter in Ihrem Zimmer finden," trotzte die Tante, „wenn ich nicht einen Rheumatismus fürchten müßte."

In dieſem Augenblicke flog eine Porzellantaſſe in der Nähe des offnen Fenſters auf die Erde.

„Wer hat nun Recht?" ſagte der Papa, und faßte ſich ſtillſchweigend ein Herz, und ſtieg aus dem Bette.

Weil aber die Tante jetzt ſahe, daß alles mit rechten Dingen zuzugehen ſchien, da faßte ſie ſich das nämliche Herz. Doch wie ſie bei der Thüre des Nebenzimmers vorbei und zum Fenſter hin wollte, trat der Papa, der in der Angſt und Schnelligkeit ſeinen gründamaſtenen Schlafrock verkehrt und ſo umgenommen hatte, daß das weiße Unterfutter herauskam, grade in dieſe Thüre.

„Alle gute Geiſter!“ ſchrie die Tante und ſtürzte zur Erde.

„Wo denn, wo?“ ſtammelte der Papa, nach dem Geiſte umherſchauend, und man konnte ſeine Knie ſchlottern hören.

Seine Stimme half ihr jedoch ſogleich wieder auf, und man verſtändigte ſich. Ob nun ſchon zwei furchtſame Menſchen noch lange keine einzige herzhafte Perſon ausmachen, ſo wurden ſie doch gegenſeitig ruhiger. Der Papa machte das Fenſter zu, und bewies zugleich der Tante, daß es dem Winde ganz unmöglich wäre, zugewirbelte Fenſter, wie dieſe, aufzureißen.

„Ich kann aber einen Eid ablegen, daß ich ſie, wie Tinchen ſchon im Bette lag, feſt zuge-

macht habe. Es muß wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zugehen."

Auf dieſes Wort begab ſich der Papa ſchleunigſt aus dem Zimmer, und die Tante eilte auch nach ihrem Bette, nachdem ſie ein Paarmal vergebens nach Tinchen gerufen hatte.

Das Luftſchloß geht entzwei.

Das Pärchen hätte aber vielleicht noch lange Zeit in ſeinem ſchönen Luftſchloſſe zugebracht, wenn nicht ein Dachziegel, der von einem Sommerhauſe herabfiel, bei dem ſie grade vorbeigingen, das Luftſchloß mit einem Male zerſchmettert hätte. Der Ziegel ſchlug nämlich durch Ferdinands Hut, und gab ihm mit einer Verwundung am Kopfe einen leiſen Wink von dem Sturme, in dem ſie nun ſchon ſo lange herumwanderten.

„Welch ein Wetter!" rief Tinchen, nach einer ſorgfältigen Unterſuchung der Wunde. „Jetzt muß ich eilen, ehe das Geheul die Tante und den Papa wieder aufweckt."

Wie erſchrack ſie indeſſen, als ſie das Fenſter, den einzigen heimlichen Rückweg in ihr Bette, nicht mehr offen fand.

„Wenn wir eine Leiter dahinauf hätten!“ ſeufzte ſie, als ſie im obern Stock in Papa’s Zimmer einige offene Fenſter entdeckte. Aus dieſem Zimmer führte nämlich eine Treppe nach einer unverſchloſſenen Tapetenthüre in ſein Schlafzimmer, und von da war kein Verſchluß mehr bis zu ihrem Bettchen.

Ferdinand dachte wegen einer Leiter hin und her, aber in ſeiner Aeltern Reviere gab es keine, die dahinauf gereicht hätte.

„Die Gartenleiter!“ Die ſtand indeſſen im Gärtnerhauſe, und was konnte der Gärtner und ſeine Frau denken, wenn Tinchen ſich ihnen entdeckte. Sah ihr nächtlicher Spaziergang mit Ferdinand nicht wie ein Beweis der äußerſten Sittenloſigkeit aus? Ihr Bewußtſeyn rechtfertigte ſie zwar vollkommen, doch nur vor ihr ſelber.

Dennoch ſollte der ſaure Schritt ſchon gethan und der Gärtner herausgepocht werden, als ſie ſich auf ein neues Hinderniß beſann. Der Gärtner war nämlich verreiſet, und ſeine Frau, die mit ihrer Furcht vor Dieben bereits im Vorderhauſe alles zu fürchten gemacht hatte, öffnete

vielleicht gar nicht einmal auf ihr Pochen. Und ihre Stimme laut hören zu laſſen, ſcheuete ſich Tinchen darum, weil Nachbars Wohnung unmittelbar an das Gärtnerhaus ſtieß, und Nachbars Tinchens Stimme ſo gut kannten, als ihre eigne.

Wider alles Erwarten aber ſtand des Gärtners Hausthüre ganz offen, auch brauchte der Gärtnerin kein Wort vergönnt zu werden, da die Leiter in der Küche, wohin ſie eben gelangten, zu finden war. Als ſie aber mit leiſem Frohlokken Hand an die Leiter legten, flog vom Sturme, wie ſie glaubten, die Hausthüre zu, und ließ ſich auch von innen nicht wieder aufmachen, weshalb ſie doch in die Stube gehen mußten, die Gärtnerin um ihren Beiſtand anzuſprechen.

Die Diebe.

Das war aber eine ganz vergebliche Mühe. Die Gärtnerin hatte ſich nämlich kurz vor des Pärchens Ankunft durch ihre Furcht überreden laſſen, daß der Wind, der hinterm Hauſe handthierte, nicht der Wind, ſondern ein Spitzbube

ſey.

ſey. Deshalb war ſie aus dem Bette geſprungen, hatte ganz leiſe die Hausthür aufgeſchloſſen, und den Schlüſſel wenigſtens zu ſich genommen, da ſie ſich nicht getraute, die Thüre unvermerkt wieder zuzumachen.

Sie lauſchte noch hinter einer Hecke in der Nähe, als ſie das Pärchen geſchlichen kommen und in das Haus hineingehen ſah. Ihre Einbildungskraft war ſo voll von Dieben, daß ſie die wohlbekannten Perſonen bei dem hellſten Mondlichte nicht erkannt hätte, geſchweige in dieſem Dunkel. Daher glaubte ſie einen wahren Meiſterſtreich zu begehen, wenn ſie hinterher ſchlich und die Hausthüre zuwarf. Gefangen! dachte ſie, als es geſchehen war; denn das Schloß war durch keinen fremden Schlüſſel zu eröffnen, und das Fenſter mit einem Pfirſichſpaliere dicht überſponnen.

Und mit doppelter Freude, erſtens, weil die Diebe nun ſo ohne Rettung verloren ſeyn mußten, und zweitens, weil ſie ihre häufig verlachte Furcht ſo ſchön mit ihnen rechtfertigen konnte, ſprang ſie vor, nach dem Herrnhauſe, und rief

hier, und tobte, und warf auch, da ſie die Fenſter nicht mit der Hand erreichen konnte, einige Steine hindurch. Denn, dachte ſie, bei ſo einer wichtigen Entdeckung wird es doch wahrhaftig nicht auf ein Paar armſelige Fenſterſcheiben ankommen?

Der Lärm im Hauſe.

Daß aber Papa und Tante nicht aufgeſtanden wären! In ihren Betten ſchwitzten ſie doch nur einen gelinden Fegefeuerſchweiß, aber draußen war die Hölle, und alles, was ſie an Kobolden und Geiſtern beſitzt, ganz und gar. Denn ein bloßer Wind, ſo ſchloſſen ſie alle beide, wirft mir ſo die Fenſter nicht entzwei; und wer ſollte denn ſonſt im Garten ſeyn um dieſe Zeit, als der Wind oder der Mann, vor dem man drei Kreuze macht und ſein ganzer ruchloſer Anhang, das wüthende Heer?

Sie fragten ſich dies jedoch ganz in der Stille, denn den Mund aufzuthun, wagten ſie gar nicht mehr. Daß es die Gärtnerin war, welche dazu ſchrie, hörten ſie auch nicht, weil ſie, ſeitdem die Fenſter anfingen draufzugehen, ihre Ohren ganz in die Betten eingewickelt hatten.

Als aber der Papa jetzt eben einmal recht tief in's Bette hineinfahren wollte, und ſein Gehör auf einen Augenblick frei wurde, da klopfte es ſchon an ſeine Thüre, und er hörte zugleich mehrere Comptoir- und andere Stimmen. Und weil der Gedanke, daß wohl gar ſeine Geldkaſſe auf dem Comptoir in Gefahr ſeyn könnte, den Gedanken an das wüthende Heer ſogleich verdrängte, ſo glaubte er ſein Leben riskiren zu müſſen, und ſprang mit gleichen Beinen aus dem Bette und nach der Thüre.

Hier offenbarte ſich bald, daß das ganze Haus von der Gärtnerin aufgeweckt worden war. Das Zimmer füllte ſich darauf mit Lichtern und Leuten, unter denen ſich der Zeitungsträger mit befand. Die Gärtnerin wurde ebenfalls hereingelaſſen, und die Tante kam nun auch aus dem Bette, um die Diebeshiſtorie mit anzuhören.

Wo iſt Tinchen?

„Aber ſchläft denn Tinchen noch immer?" ſagte der Papa, als er ſie unter dem Volke nicht gewahr wurde. Man ſah ſich um, und — ihr

Bette war leer, auch wurde im ganzen Hauſe vergebens nach ihr geſucht.

Um nur recht bald Leute mit ſich in ihre Wohnung zu bekommen, wollte die Gärtnerin Tinchens Abweſenheit ebenfalls den Dieben Schuld geben.

„Immer möglich!“ ſagte die Tante. „Vielleicht um ſie an ſo einen Türken zu verſchachern.“

„Möglich?“ rief der Papa, der darüber böſe wurde. „Haben Sie nicht das Fenſter mit Ihrer eignen Hand zugewirbelt, he?“

„Darauf kann ich einen Eid ablegen.“

„So?“ fuhr der Papa fort, der unter ſo vielen Menſchen niemals an Geſpenſter glaubte; „und hier iſt keine Scheibe verletzt, und ohne das „macht mir doch niemand ein ſolches Fenſter von „außen auf!“

„Sie mußte ſelber, das gottloſe Kind —!“

„Sie ſelber, was Sie in den Tag hineinreden! Doch ja, ſie ſelber, es kann möglich ſeyn. Wer iſt aber Schuld als Sie, Jungfer Muhme? Noch geſtern Abend zankten Sie ja mit ihr. Das arme, gute Kind, wo ſie nur hingerathen ſeyn mag? Ich hätte längſt einſehen ſollen, daß es

einmal ſo kommen müſſe! daß man ſo ein Leben nicht ewig aushalten könne!“

Es half der Tante auch nicht das geringſte, daß ſie ſchleunigſt ihr Noth= und Hülfstuch ergriff, und ſich damit über die Augen fuhr, denn der Papa war einmal im Loswettern.

Um ſo eher gelang es der Gärtnerin, endlich einen Zug nach ihrer Wohnung zu veranſtalten. Die ganze Verſammlung, den Papa ausgenommen, erhob ſich dazu. Die Tante machte die letzte Perſon, und ſchloß ſorgfältig die Thüre, welche nach dem Garten ging, hinter ſich zu.

Der Papa würde tauſend unnöthige Angſt über die in ſeiner tochterloſen Lage natürliche gehabt haben, wenn der Morgen ſich nicht ſchon von weitem gezeigt hätte. So aber begab er ſich mit ziemlichem Muth durch die Tapetenthüre hinauf in ſein Ankleidezimmer, weil er beſchloſſen hatte, ſich ſelber auf's Pferd zu ſetzen, und auf der weiten Gotteswelt ſo lange herumzureiten, bis er ſein gutes Tinchen wieder gefunden hätte.

Der Gärtnerin Triumph.

„Endlich,“ ſprach die Gärtnerin frohlockend,

vor ihrem Hauſe, „endlich wird man doch meiner Warnungen glauben müſſen.“ Als ſie aber aufgeſchloſſen hatte, war die Höflichkeit der Leute ſo groß, daß kein Menſch die Diebe zuerſt erblikken wollte, bis ſich noch der Zeitungsträger dazu entſchloß.

„Daß nur ja keiner entſchlüpft!“ ſagte die Gärtnerin, und der Zug formirte ſich dergeſtalt, daß das Entſchlüpfen ganz unmöglich wurde.

Allein die Gärtnerin genoß der ſchönen Erwartungen nicht lange, da ſich weder in der Küche noch in der Stube eine lebendige Seele vorfand.

Der Tante aber, die darüber ganz außer ſich war, fiel jetzt ein Gedanke ein, welcher die Gärtnerin vollends um alle Faſſung brachte. Die böſe Frau, ſo ſagte die Tante nämlich, hätte vermuthlich die ganze Diebesgeſchichte nur erſonnen, um Tinchens Verſchwinden eine Urſache unterzulegen. „Dergleichen Türken,“ fuhr die Tante erklärend fort, „ſtecken ſich gewöhnlich hinter dergleichen Weibsperſonen.“ Zum Glück gäbe es noch einen geſcheidten Magiſtrat in der Stadt, der ſolchen Spitzbübereien faſt allezeit auf die

Spur käme, wenn ſie ſo einfältig angefangen wären, wie dieſe.

Die beſte Rechtfertigung glaubte die Gärtnerin jetzt auf einmal in dem zerſägten Pfirſichbaume vor dem offenen Fenſter zu finden, dem ſie, wie dem haltbarſten Eiſengitter, darum vertraut hatte, weil ſie ſich die Ruchloſigkeit eines Diebes nicht ſo groß hatte denken können, daß er um ſeiner Freiheit willen einen ſo herrlichen Baum ruiniren ſollte.

Allein die Tante ſagte: „Faule Fiſche, nichts weiter! Wer ſo gottlos iſt, ein unſchuldiges Mädchen zu verhandeln, der wird ſich auch kein Gewiſſen machen, den ſchönſten Baum zu ruiniren.“

Um die Frau zum Geſtändniſſe zu bringen, ſparte die Tante gar nichts. Sie führte die verſtockte Sünderin vom Rabenſteine zum Scheiterhaufen, das reuige Bekenntniß hingegen verſprach ſie großmüthig mit einer leidlichen Zuchthausſtrafe zu belohnen.

Wageſtück.

Ferdinand hatte in der That vorhin mit Hülfe einer Baumſäge, die ſich in der Stube fand, nicht

nur Tinchens und ſeine Befreiung durch dieſes Fenſter bewirkt, ſondern auch die Leiter aus der Küche mit hindurch genommen. Ja, das Pärchen wäre dem Zuge in die Hände gelaufen, wenn ſich dieſer nicht durch den lauten Triumph der Gärtnerin ſchon von weitem angekündigt hätte. Bis dahin ging alles vortreflich und ſchon legte Ferdinand die Leiter an eins der obern Fenſter im Herrnhauſe leiſe an. Als aber Tinchen die erſte Sproſſe glücklich hinauf war, da ergab ſich's ſchon wieder einmal, daß die Mädchen zuweilen in den ſchwierigſten Fällen ihre Kapriſen haben, und mit dieſen Kapriſen dergleichen Fälle noch ſchwieriger machen. Daß der zärtliche Ferdinand die Leiter halten mußte, das verſtand ſich doch wohl von ſelbſt? Aber nein! Tinchen verſicherte, keine Sproſſe weiter zu ſteigen, wenn das nicht unterbliebe, und ſie that das, wie ich von ſicherer Hand wiſſen kann, aus keinem andern Grunde, als weil ſie ſich ſelber ein Gelübde gethan hatte. Es ſollte nämlich, ſo lange ſie in ihrer Aeltern Hauſe lebte, von ihren ſchöngeformten Füßchen keine Menſchenſeele etwas mehr, als die feinen Knöchel ſehen, den einzigen alten Schuhma-

cher ausgenommen, deſſen gefühlloſes Auge gar nichts daran gewahr wurde, als ein Glied, wie er tauſendmal welche unter den Händen gehabt hatte.

Ferdinand that die dringendſten Vorſtellungen. „Wie leicht,“ ſagte er, „könne die Leiter nicht ausgleiten!“

Allein Tinchen erwiederte unwillig, er würde es noch mit ſeiner Halsſtarrigkeit dahin bringen, daß ſie die ſchöne Gelegenheit verſäumte, und ſich und ihn vielleicht zeitlebens unglücklich machte.

Kurz, es half alles nichts. Er mußte ſogleich ein Stück in den Garten hinein und die Zuſage geben, nicht eher wieder zu kommen, als bis es Zeit ſey, die Leiter wegzunehmen und ſie über die Wand in Nachbars Garten zu werfen.

Tauſend Schrecken auf Einmal.

Den Papa aber, der eben in der Stube, auf welche Tinchen zukletterte, mit ſeinem Anzuge beſchäftigt war, überliefen allerlei bange Schauer in ſeiner Einſamkeit. Daher ging er nach einem Fenſter, um in der Morgendämmerung ein wenig

Luft zu ſchöpfen und den Fieberfroſt hinauszu- ſchütteln. Er kam aber zufälliger Weiſe gerade an das Fenſter, wo die Leiter war und auch grade zu der Zeit, als ſein Töchterchen von auſſen anlangte.

Tinchen wäre vielleicht vor Schrecken herun- tergefallen, wenn der Papa nicht den Bannſpruch: Alle gute Geiſter! gerufen, und ſich nicht ſchleu- nigſt in die Schlafſtube hinunter gemacht hätte. Bei der jetzigen Verfaſſung ſeines Kopfes hatte er nämlich nicht im geringſten an die Möglich- keit gedacht, daß ſein Tinchen dieſen ungewöhnli- chen Weg zum obern Fenſter herreinnehmen könn- te. Er bildete ſich ein, daß es ganz poſitiv Tin- chens Geiſt wäre, der, weil ſich das Mädchen, aus Verzweiflung vermuthlich, ein Leides gethan hätte, nun ſpornſtreichs zurückkäme, um ihm, dem Rabenvater, mit eigner Hand den Hals umzudrehen.

Das zitternde Tinchen war, da unter dieſen Umſtänden eine heimliche Rückkehr in's Bettchen ſich kaum denken ließ, ſchon im Begriff, wieder hinunter zu ſteigen, als ſie einen Mann bemerkte, der eiligſt herbei und grade auf die Leiter zu lief.

Hinein! hieß es nun. Allein ehe ſie in die Stube gelangt und von ihrer zitternden Hand inwendig zugewirbelt war, hatte der ungebetene Gaſt ſchon die oberſten Sproſſen der Leiter erreicht und den Kopf in's Fenſter mit hineingeſteckt.

Guter Rath.

Tinchen beruhigte ſich, als ſie den Zeitungsträger erkannte, welcher über die Maßen erfreut war, ſtatt einer Spitzbübin, die er hier zu ertappen gehofft hatte, ſeine junge Gönnerin anzutreffen. Er war dem Zuge, der noch immer im Gärtnerhauſe der Fortſetzung des peinlichen Verhörs mit beiwohnte, grade zur rechten Stunde entlaufen, um hier einen guten Rath zu ertheilen. Da er bereits von den nächtlichen, empfindſamen Fenſterpartien der Liebenden etwas inne geworden war, ſo entdeckte ihm Tinchen auch ihren Fall und Unfall aus dem Fenſter heraus, und das übrige in ein Paar geflügelten Worten, und bat um's Himmels willen, daß er ihr ſagen möchte, was nun wohl anzufangen ſey. Nachdem er ihr hierauf die Geſchichte des Zuges erzählt hatte, ſprach der Gauner: „Gehen Sie in Frieden hinunter.“

„Aber der Papa?“

„Immer grade zu, bei dem, wie im Schlafe vorbei. Sie können ihn auch allenfalls, wenn er in ſeinem Geiſterglauben irre werden und Ihnen in den Weg treten ſollte, ganz gelaſſen ein wenig auf die Seite ſchieben.“

„Aber — ?“

„Auf mein Wort, ſo kommen Sie durch. Und ſollte er fragen, ſo antworten Sie ihm mit halben Worten, und legen ſich dann in Ihr Bette, und thun, als ſchliefen Sie außerordentlich feſt. Und wenn am Tage Fragen über ihre Abweſenheit vorkommen, ſo ſtellen Sie ſich, als wüßten Sie kein Wort. Das übrige will ich mit dem Herrn Auditeur ſchon verabreden. Auch komme ich nachher zum Papa hinein.“

So wenig Glauben auch Tinchen in das Gelingen dieſer ſonderbaren Vorkehrungen ſetzte, ſo verſprach ſie doch den Rath zu befolgen. Der Rathgeber ſtieg nun wieder hinunter und machte Ferdinanden mit dem Plane bekannt und vertraut, von dem Leſer und Leſerinnen nächſtens auch hören ſollen.

Tinchens Reiſe nach ihrem Bettchen.

Nicht ohne ein hübſches Bischen Todesangſt trat das arme Kind dieſe Reiſe an. In jedem Kniſtern, das ihr feines Füßchen ſelber veranlaßt hatte, glaubte ſie den derben Tritt des Papa zu vernehmen. Aber, o Glück, auf der ganzen Treppe war kein Papa, und in beiden untern Zimmern auch keiner. Draußen indeß hörte ſie doch kommen; daher warf ſie in der größten Geſchwindigkeit ihr Oberkleid ab, und ſich ſelber in's Bette.

Wirklich kam der Papa, der den Reitknecht geweckt hatte, zurück. Er hatte zwar zu ſatteln befohlen, ſank jedoch jetzt in ſeinen Sorgenſtuhl, um zu überlegen, ob er reiten ſollte oder nicht. Denn ſeit er den vermeinten Geiſt oben am Fenſter hatte aufſteigen ſehen, war er in dem feſten Entſchluſſe irre geworden. „Todt iſt das gute Kind doch nun einmal!“ dachte er eben wieder, als die Thüre vom Garten herein aufgeſchloſſen wurde, und ein großer Theil des vorigen Zuges in's Zimmer trat.

Peinliche Fragen.

„Nun iſt es heraus!“ ſagte die Tante, von

der die Gårtnerin beim Kragen gehalten wurde. „Dieſe hat das gute Tinchen geſtohlen, und in ſchlechte Hånde geliefert. Wohin hat Sie das unſchuldige Kind geſchleppt?“

„Ich weiß ja gar kein Wort davon.“

„Will Sie ſchon wieder låugnen? fuhr die Tante fort, und begleitete dies mit einer ſehr nachdrůcklichen Geberdenſprache.

„Ach,“ ſagte die Gårtnerin, „ich will ja alles gern geſtehen, was ich weiß.“

„Nun, was weiß Sie?“

„Davon weiß ich nicht das geringſte.“

Auf dieſe Worte ging die Behandlung von neuem an, welche die arme Frau ſchon bewogen hatte, der Beſchuldigung keinen Widerſpruch mehr entgegenzuſetzen.

Der Papa aber war durch Tinchens Erſcheinung am Fenſter auch von ſeinem Geſpenſterunglauben bei Tage und vor Leuten bekehrt, und ſagte jetzt: „Geſtehe Sie es, oder geſtehe Sie es nicht, Sie ruchloſes Weib: den Hals koſtet Ihr die Sache nun einmal. Das Mådchen hat den ſchåndlichen Diebſtahl nicht überlebt. Denn von Lebendigen gehen keine Geiſter um, das weiß die

ganze Welt, und doch habe ich ſo eben Tinchens ganze Geſtalt zum Fenſter in der Oberſtube hereingucken ſehen.“

Tinchen im Bette.

„Ach, die gottloſe, böſe Kreatur!“ rief die Tante, und wollte eben mit neuen Mißhandlungen auf die Angeklagte eindringen. Das konnte aber das gutherzige Tinchen nicht länger mit anhören, daher huſtete ſie ein wenig in ihrem falſchen Schlafe. Und plötzlich blickte alles, nicht ohne Schauer auf das Bettchen, das zufällig bis dahin nicht beachtet worden war.

„Da liegt ja die Mamſell!“ riefen mehrere zugleich. Alles näherte ſich, bis auf den Papa, der ein: Gott ſey bei uns! ausſtieß. Denn er hatte noch vorhin, wie er nach dem Reitknechte ging, das Bette in ſeinem Jammer genau betrachtet, und leer gefunden, auch waren alle Thüren, durch welche Tinchen hätte ſeitdem hereinkommen können, verſchloſſen geweſen.

Das blühende Mädchengeſicht aber konnte auch den Papa nicht lange bei dem unvernünftigen Gedanken laſſen, daß es einem Geiſt angehöre.

Der Zeitungsträger trat nun gleichfalls herein, und kam eben, um den Papa, der vor Freuden ganz vergaß, daß ſein Barbier noch nicht da geweſen war, abzuhalten, ſich mit ſeinem ſtachlichten Kinne auf die Marmorglätte von Tinchens hochrothen Geſichtchen zu werfen.

Mondſüchtig.

Faſt hätte Herr Reiſer es übel genommen. Allein der Zeitungsträger ſagte: „Reißen Sie das mondſüchtige, gute Kind, ja nicht aus dem Schlafe, wenn Ihnen ſein Leben lieb iſt. Denn ich verſtehe mich etwas auf die Mondſucht, und weiß, daß ſie dergleichen gar nicht vertragen kann.“

„Mondſüchtig!“ rief Herr Reiſer, und der größte Theil der Anweſenden wiederholte die Ausrufung. Allein der kleinere Theil, nämlich die Gruppe, welche die Tante und Gärtnerin ausmachten, brachte die Uebrigen jetzt zum Schweigen.

Die Tante hatte nämlich die ganze, der Gärtnerin angethane Schmach, mit einem Achtgroſchenſtück wieder an ſich kaufen wollen. Jedoch die Beleidigte warf ihr die Kaufſumme vor die Füße, und wurde dabei ungebührlich laut und

böſe,

böſe, ſo daß mehrere dazwiſchen ſprangen, um nur zu verhindern, daß ſie der Tante nicht alles Angethane in Natur wieder abtrüge.

Die Gärtnerin ward entfernt, und die andern verloren ſich auch, weil der Papa zum Zeitungsträger ſagte: Wenn wir allein ſeyn werden, noch ein Wort.

Und wer einen guten Beobachtungsgeiſt gehabt hätte, der würde es allen beim Fortgehen angeſehen haben, daß ihre Lippen das Wort: mondſüchtig! bildeten, wenn ſie ihm auch keinen Ton zukommen ließen.

Selbſt die Tante, welche noch verweilen wollte, wurde hinweggeſchickt.

„Mondſüchtig?" fing der Papa ſodann an. „Wie kommen Sie auf den Gedanken?"

„Mein Gott, weil ich es mit angeſehen habe. Beſter Herr Reiſer, in dieſer einen Nacht habe ich Dinge geſehen — Dinge, die ich nicht vergeſſen werde, ſo lange dieſe zwei Augen offen ſtehen."

„Von meiner Tochter?"

„Ja wohl, ja wohl!"

Herr Reiſer beſchwor ihn, daß er ſprechen möchte. Der andre jedoch verſtand ſich nicht eher dazu, als bis alle Thüren verriegelt waren, und Herr Reiſer ihm ein ewiges Stillſchweigen angelobt hatte.

Erzählung.

„Sie werden wiſſen, Herr Reiſer," fing endlich der Zeitungslieferant an, „daß wir geſtern Abend ſchönes Mondlicht hatten. Ich, der ich überhaupt ein ſehr empfindſamer Menſch bin, lege mich denn in's Fenſter, um mir den Mond bei einer Pfeife Tabak mit anzuſehen. Die Pfeife war aber noch nicht ausgebrannt, ſo höre ich unten an Ihrem Fenſter ein Geräuſch, und es währt nicht lange, ſo ſteigt Mamſell Tinchen zum Fenſter heraus, und ſpringt von dem hohen Fenſter, mir nichts dir nichts, wie ein Laubfröſchchen herunter. Hm! denke ich — Und wo muß ſie denn zu wollen, noch ſo ſpät? — Wo aber geht ſie hin? Auf das Gärtnerhaus los. Dort klettert ſie in aller Stille und wie ein Eichhörnchen an dem Pfirſichſpalier hinauf, und ſpatziert dann oben auf dem Dache ſo ungenirt herum, daß mir Hö-

ren und Sehen vergeht. Da merke ich denn gleich, wie viel es geſchlagen hat, weil mein ſelger Bruder auch eine mondſüchtige Tochter hatte. 's iſt doch ein verdammter Streich, denke ich. Zugleich denke ich aber auch, daß alles Mögliche für die Rettung Ihres einzigen Kindes gethan werden müßte. Doch wie? das war die Frage. Da werde ich ein Fenſter gewahr, das eben aufgeht. Hm, hm! huſte ich, aber ganz leiſe. Der im Fenſter wird mich inne, und ich zeige dann auf das Dach. Hören Sie, Herr Reiſer! der, wie der Blitz vom Fenſter weg, hinunter in den Garten, und an das Gärtnerhaus hin. Nun war wir am meiſten davor bange, daß er die Mamſell bei ihrem Namen rufen möchte, denn bekanntlich fallen die Mondſüchtigen, wie Sperlinge durchs Blaſerohr, auf den erſten Zuruf von ihren Dächern herunter. Aber nein; der Menſch war geſcheidter, als meine Vermuthung. Denken Sie, er wagt, was ſonſt nur die Mondſucht manchmal ungeſtraft wagen kann; er klettert an dem Spalier mit der augenſcheinlichſten Lebensgefahr hinauf, und — was noch bewundernswürdiger iſt, grade in dem Augenblicke, wo die Mam-

ſell herabſtürzen will, hält er ſie in ſeinen ſtarken Armen feſt, und führt ſie dann in das Dachfenſter hinein und vermuthlich herunter. Die Gärtnerin mag davon hören, und ſpringt vor Furcht zum Hauſe heraus. Ihr krankes Gehirn glaubt nun noch ein Paar Leute zu entdecken, die jetzt hineingehen, und da wirft ſie die Thüre zu und läuft hieher. So weit habe ich's von meinem Fenſter mit angeſehen."

„Und ſteht vorhin hier, und ſagt keine Sylbe davon, wie Tinchen vermißt wurde!"

„Weil ich meine guten Urſachen dazu hatte, von denen Sie ein ander Mal hören ſollen. Jetzt nur das Allernöthigſte. Wie Sie wiſſen, gehe ich alſo mit den Uebrigen auch nach dem Gärtnerhauſe, die ſogenannten Diebe zu ſehen. Aber ſchon von weitem werde ich inne, daß das Mädchen und der Retter zum Fenſter herausſteigen und die Gartenleiter mit ſich nehmen. Um nun alles Aufſehen zu vermeiden, ſtelle ich mich, als würde ich's ſo wenig gewahr, wie die Andern, gehe auch zuerſt in das Haus hinein, entferne mich jedoch ſehr bald wieder, ſehe mich überall im Garten um, und entdecke endlich den Retter,

wie er die Leiter hier am Hauſe anlegt, und die Mamſell bis zum Fenſter in Ihrer Stube hinauf transportirt, wo ſie denn ſelber vollends hineingeſtiegen iſt.

„Sie ſelber iſt es alſo geweſen?“ rief Herr Reiſer, nachdem er das Athemholen, das ihm während der Erzählung — wozu dem Zeitungsträger, theils der Auditeur, theils Tinchen, theils das, was er vorhin vom Papa vernommen, die Materialien liehen, — gar nicht gelingen wollte, laut nachgeholt hatte.

„Ja,“ fuhr der Mann fort, „das war eine That, die man in die elegante Zeitung, in's Morgenblatt oder den Freymüthigen ſchicken ſollte; denn ohne ſie läge das allerliebſte Kind hier, das wie die Geſundheit ſelber ausſieht, jetzt als eine Leiche neben Ihnen.“

Die Revolution.

„Wer, wer hat es gethan?“ rief Herr Reiſer haſtig.

„Die Liebe, die pure, helle Liebe. Denn ohne die ſetzt wohl niemand ſein junges Leben wie einen Rechenpfennig auf's Spiel.“

Herr Reiſer rieth von ſeinem Buchhalter an bis auf den Markthelfer herunter, deſſen Liebe zu Tinchen er ſich jedoch verbeten haben wollte.

„Er iſt es auch nicht geweſen,“ ſagte der Zeitungslieferant, „ſo wenig als die andern.“

„So müßte es ja wohl — — ? fiel Herr Reiſer ein, und trat einen Schritt zurück.

„Freilich iſt es der Auditeur geweſen! Verrathen Sie mich aber um's Himmels Willen nicht. Denn er faßte mich ſo eben fürchterlich bei den Ohren, um zu zeigen, wie er mir den Hals brechen würde, wenn ich auch nur eine Sylbe von der Sache über meine Lippen ließe. Ich weiß, ſagte er, Herr Reiſer hat keine Neigung zu mir, und er ſoll nicht denken, daß ich mich durch dieſe Handlung, die blos Schuldigkeit war, in ſeine Familie eindrängen will.“

Der Ton des Hm! das Herr Reiſer hierauf gemächlich von ſich gab, ſchien den Anfang einer Revolution ſeines Innern in Rückſicht des Auditeurs auszudrücken.

Demohngeachtet nahm der Zeitungsträger, aus Beſorgniß, verdächtig zu werden, den Mund gar nicht voll Lob für den jungen Mann, ſondern

glaubte die Sache gehen laſſen zu dürfen. Und das um ſo mehr, da er noch denſelben Vormittag mit Zeitungen und Journalen ſich einen ganz unverdächtigen Weg zurück in dieſes Zimmer bahnen konnte.

Guter Rath.

Nur das bat der Mann, eh' er ging, daß Herr Reiſer ja keiner Seele von der Mondſucht ſeiner Tochter erzählen möchte, weil ſo 'was gewaltigen Anſtoß gäbe. Er ſelber wüßte nun ſchon drei bis vier ſteinreiche und bildſchöne Mädchen, die um der bloßen Mondſucht willen keine Männer bekommen hätten. „Es iſt auch ganz natürlich," ſetzte er hinzu. „Wer Teufel wird es gern ſehen, wenn ſeine Frau bei Nacht aus dem Fenſter ſteigt und Promenaden macht aufs Dach oder gar — Gott weiß wohin? Denn kann da nicht ein junger Laffe der guten mondſüchtigen Perſon begegnen, und ſich in ihrer Bewußtloſigkeit für ihren leibhaftigen Mann ausgeben?"

Hier wollte der Zeitungslieferant gehen, weil er aus der grauſamen Art, wie Herr Reiſer mit ſeiner Perücke verfuhr, wohl merkte, daß der Floh,

den er ihm in's Ohr geſetzt hatte, garſtig darin wirthſchaften mochte. Allein Herr Reiſer faßte ihn beim Arme. „Eine Frage noch! Wenn ich nur wüßte, wie mein armes Mädel dazu gekommen wäre?“

Die Urſache.

„Ja, das begreife ich auch nicht!“ antwortete der verſchmitzte Burſche. „Ich weiß wohl, was gemeiniglich Urſache iſt: aber bei Ihrer verſtändigen Kinderzucht leidet ſo 'was keine Anwendung.“

„Was denn?“

„Nun ſehen Sie, Herr Reiſer: wenn die Aeltern ihren Kindern alle Freiheit bei Tage nehmen, ſo grämen ſich doch die Kinder ganz natürlich! Im Traume ebenfalls. Daraus entſteht dann die Krankheit, die man im gemeinen Leben Mondſucht zu nennen pflegt.“

Der Papa mußte den Angſtſchweiß einmal über das andre von ſeiner Stirne wiſchen, und der Zeitungsträger entfernte ſich um ſo eiliger, als er ſahe, welche Frucht ſeine Bemerkung trug, und mit wie unwilligem Blicke die zurückkommende Tante Cerberus empfangen wurde.

Zärtlichkeit.

Tinchen hatte, während ihres ſogenannten Schlafes, die gehörige Fingerzeige zu ihrem Benehmen im wahren Zuſtande erhalten.

Als ſie jetzt die Augen aufſchlug, mußte die Tante ohne alle Barmherzigkeit aus dem Zimmer.

Der Papa liebkoſete Tinchen, ſetzte ſich an ihr Bette, und fragte, wo ſie geweſen wäre? Als ſie hierauf aber zaghaft und mit niedergeſchlagenen Augen antwortete, daß ſie ja die ganze Nacht geſchlafen hätte, erzählte er ihr den Vorfall, wie er ihn wußte; ſagte, daß der Charakterzug vom Auditeur ihn ſehr gerührt habe, und erkundigte ſich, ob ihr der Menſch noch immer wohl gefiele?

Tinchen fiel ihrem Vater erröthend um den Hals. Ja, ſie würde, durch ſeine Güte gerührt, im Stande geweſen ſeyn, des Zeitungsträgers und ihre ganze Schelmerei zu geſtehen, wenn der Papa nicht ſo eben abgerufen worden wäre.

Die Beſuche.

Vom frühen Morgen an jagte ein Beſuch den andern. Das Gerücht von der Mondſucht war nämlich nicht ſäumig geweſen. Die Gäſte der

vorigen Nacht hatten es ſchleunigſt zu ihren Bekannten getragen, und von dieſen war es raſch und munter weiter umher gelaufen. Der Zeitungslieferant hatte ihm gleichfalls guten Vorſchub geleiſtet, ſo daß die neugierige Verwandſchaft mit Erkundigungen und Condolenzen den alten Herrn den ganzen Vormittag vom Comtoire zurückhielt.

„Ach, lieber guter Gott!“ ſagte Herr Reiſer, als der Zeitungsträger ein Journal brachte, und ſich zugleich nach Tinchens Befinden erkundigte; „ſie iſt geſund, wie der Fiſch im Waſſer, und weiß kein Wort von der Mondſucht.“

„Sagt' ichs Ihnen denn nicht?“

„Deſto beſſer aber weiß es die Stadt, die ganze Stadt. Aus allen Vierteln ſind ſie ſchon bei mir geweſen. Das hübſche, liebe Mädchen, mein einziges Kind! Giebt es denn gar kein Mittel?“

„Ja, ſo leicht keins, als ein gänzliches Aufhören der zeitherigen Verhältniſſe: eine Verheirathung! Aber wer wird ſich dazu finden, wenn die Sache ſchon ſo herum iſt? Denn in der erſten Zeit iſt doch der Mann nicht ſicher vor den

nächtlichen Auswanderungen. Und es bleibt allezeit ein Wageſtück.“

„Apropos, ich habe ſchon gedacht — der Auditeur muß ſich ſehr gebeſſert haben ſeit ſeiner Kindheit.“

„Wenigſtens giebt ihm die vorige Nacht ein vortreffliches Zeugniß.“

„Ob er vielleicht — ? — Ich meine,“ ſetzte Herr Reiſer, als der andre nicht gehörig einfallen wollte, unwillig hinzu, „ob vielleicht eine Heirath zwiſchen ihm und Tinchen zu ſtiften wäre?“

„Ja,“ ſagte der Zeitungsträger achſelzuckend, „ein delikater Punkt bleibt es immer; Sie werden ihn nicht fragen wollen — ? Zuhorchen könnte man allenfalls.“

Herr Reiſer bat um alles in der Welt, daß er ſich des Zuhorchens unterziehen möchte.

Der herbeigerufene Arzt hätte den Plan beinahe geſtört. Allein zum Glück wußte ihn Tinchen noch bei Zeiten zu unterrichten, und durch eine Menge Bitten ſeine Gedanken über des Zeitungsträgers Meinungen von der Mondſucht und über die Umſtände im Hauſe überhaupt zum Schweigen zu bringen.

Ausſichten.

Der Zeitungslieferant ging und kam mehrere Mal. Den Tag darauf verſchaffte er mit Herrn Reiſers heimlicher Bewilligung dem Auditeur ein Behelfchen zum Beſuch in des Papa's Wohnung. Dieſer war freundlich gegen den jungen Mann. Der junge Mann wußte ſich einen zweiten Beſuch vorzubereiten, und kaum drei Tage, ſo war er und Tinchen ein erklärtes Brautpaar.

Die Tante erkrankte im Voraus an den Veränderungen, die das Haus bedrohten. Herr Reiſer aber freute ſich herzlich, als er ſeinen künftigen Schwiegerſohn bei näherer Betrachtung ganz anders fand, als er ſich ihn ſonſt immer gedacht hatte.

Auch des Auditeurs Aeltern kamen ihm als recht umgängliche Leute vor.

Ende.

Am Hochzeitmorgen aber ſtand das nahe Glück des Paares von neuem auf dem Spiele. Denn als der Papa vor Tinchen hintrat, und ſein bejahrtes, ehrliches Geſicht von dem Strome der Seligkeit, der aus ihren Augen ſtürzte, mit über-

glänzt wurde: da hatte ſchon Tinchen das Herz auf der Zunge, und nur keine Worte dazu. Als aber kurz nachher der Gedanke an die vorgegebene nächtliche Krankheit ſeiner Tochter ihm einen brennenden Tropfen an die graue Wimper hing, und der Tropfen immer durch einen neuen heruntergeſtoßen wurde, wie er ſeine Tochter feierlich ſegnete und hinzufügte: „Wollte nur Gott, daß das böſe Uebel recht bald von dir weichen möchte, meine gute Tochter!“ da brachen die gefährlichen Worte mit Gewalt hervor:

„Nein, theuerſter Vater, ich kann Ihnen keinen Betrug geben für Ihren Segen und die treue Liebe dieſes Augenblicks! Lieber mein Glück geopfert, als die Pflicht erſtickt, die mich wie eine Verbrecherin hier zu Ihren Füßen wirft!“

„Was iſt Dir, meine gute Tochter?“ fragte der Papa.

„Können Sie ſich meine ſchwere Vergehung gar nicht denken?“

„Nur an mein Herz herauf, beſtes Kind: welche es auch ſey, ſie iſt dir vergeben.“

„Iſt ſie?“ rief Tinchen, und das Geſtänd-

niß, daß die Mondſucht eine Fabel ſey, floß in einzelnen Lauten von ihren Lippen.

Höchſt überraſcht von dieſem, verfinſterte ſich die väterliche Miene.

„Widerrufen Sie Ihre Vergebung nicht, beſter Vater!“ bat Tinchen; aber Ferdinands eben hereintretende Aeltern gehörten dazu, ſeinen Unwillen aus dem Wege zu räumen, und ihm das Bewußtſeyn, eine geſunde Tochter zu haben, recht lebhaft werden zu laſſen.

Blos auf dem Zeitungsträger blieb ſein Groll haften. Er mußte Knall und Fall aus dem Hauſe. Den Kredit aber, den dieſer verlor, gewann die Tante darum doch nicht wieder. Dennoch ſoll ſie ſich recht viel gewußt haben, wie Ferdinand beim Ball am Abend nicht eher nachließ, als bis ſie einen Menuet mit ihm tanzte, zu dem ihre eingeroſteten Beine ſeit dreißig Jahren vielleicht keiner Aufforderung ſich rühmen konnten.

Der falſche Doktor Gall.

Poſſe in zwei Akten.

Perſonen.

Amtsrath Balder.

Cäcilie, ſeine Tochter.

Henriette, ſeine Nichte.

Doktor Haller.

Moriz Haller, ſein Sohn.

Muldenau.

Samuel, des Amtsraths Bedienter.

Ein Tablettkrämer.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Zimmer.

Amtsrath Balder (ſitzt im Lehnſtuhle, Zeitungen leſend, dann Samuel.)

Amtsrath (unwillig rufend). Samuel!

Samuel. Herr Amtsrath!

Amtsrath (mit einem Blick auf das Zeitungsblatt). Da haben wir's!

Samuel (einfältig). So?

Amtsrath. So? Nun, was haben wir denn?

Samuel. Das haben der Herr Amtsrath mir noch nicht geſagt.

Amtsrath. Nichts haben wir. Hier leſe ich eben, daß der Doktor Gall ſchon vorige Woche nach Paris abgegangen iſt.

Samuel. Aha!

Amtsrath. Weißt Du denn auch noch, wer der Doktor Gall iſt?

Samuel. Nein! — Doch warten Sie nur, Herr Amtsrath, warten Sie — Doktor Gall, Doktor Gall! Ja, nun weiß ich's, das iſt der Doktor aus Baſel, von dem unſre Mamſell Cäcilie den Sohn heirathen wird.

Amtsrath. Und Du biſt der Tropf aus Unkendorf, der ſich in ſeinem Leben nichts merken wird. — Cäciliens künftiger Schwiegervater heißt ja Haller und nicht Gall.

Samuel (gähnend). Meinetwegen.

Amtsrath (heftiger). Und eben der Doktor Haller iſt Schuld, daß ich immer noch ohne Schädel hier ſitze. Ich ſchreibe es ihm, ich ſage ausdrücklich: Haller, laß mir den Doktor Gall nicht aus Baſel, ohne ihm einen Schädel abzulocken. Du biſt auch ein Arzt, ſchreibe ich, und eine Hand wäſcht die andre. Er wird Dir's nicht abſchlagen. Und was es koſtet, dafür ſtehe ich. Alle Poſttage denke ich nun, der Schädel muß doch heute kommen, bis ich jetzt leſe, daß der Doktor Gall ſchon fort iſt. Hätte ich mich nur gleich ſelber an den berühmten Mann gewandt, ſo wüßte ich gewiß jetzt auf's Haar, was ich an dem Fremden im Hauſe für einen Zeiſig hätte.

Samuel. An dem Herrn Muldenau, meinen Sie? Herr Amtsrath, das iſt, meiner Treu, ein Zeiſig, wie man ſie nicht alle Tage fängt.

Amtsrath. Alles betrüglich! Ohne Gall's Kunſt kann niemand den Menſchen in's Herz ſehen.

Samuel. Aha, nun beſinne ich mich, Gall, das iſt der Doktor, der's den Leuten gleich an der Naſe anſieht. —

Amtsrath. Wenigſtens am Kopfe, was ſie im Schilde führen. Aber der Haller, der Haller! Verlaße man ſich nur auf Freunde. Ja, Mädchen mit zwanzigtauſend Thalern, die man ihren Söhnen giebt, die laſſen ſie ſich ſchon gefallen. Doch ſollen ſie das geringſte thun, da hört kein Menſch. Und wenn ich nun auch gleich an Gall ſchriebe. Ehe der Brief nach Paris kommt, iſt der Mann vielleicht ſchon wieder abgereiſet. Indeſſen beſtürmt mich der Muldenau um Henrietten.

Samuel. Nun ſo geben ſie ihm doch die Mamſell.

Amtsrath. So? Einem Fremden, meiner

leiblichen Schweſter Kind mit fort, ehe ich weiß, was an den Menſchen iſt. Du biſt der rechte Rathgeber!

Samuel. So machen Sie meinetwegen, was Sie wollen. (Er geht, und ſagt im Abgehen für ſich:) Wenn der Menſch nicht hören will, ſagte mein Vater ſeliger, ſo muß man ihn laufen laſſen.

Amtsrath (ſteht heftig auf). Nach Amerika das Mädchen mit einem Unbekannten! Das wäre unverzeihlich. Das darf ich nicht zugeben, weder als Onkel, noch als Vormund.

Zweite Scene.

Amtsrath. Henriette.

Henriette (für ſich). Sein ſtarkes Auf- und Niedergehen deutet auf ſchlechtes Wetter! Aber es hilft nichts. Muldenau hat geſtern um mich angehalten, und der Onkel mir noch kein Wort deshalb geſagt. Vielleicht will er's haben, daß ich nun um Muldenau anhalten ſoll. Der Verſuch muß gemacht werden. (Zum Amtsrath.) Guten Morgen, Onkelchen! Das nenne ich früh aufgeſtanden. Loben Sie mich doch ein wenig.

Amtsrath. Der Haushahn hätte wohl das Lob eher verdient.

Henriette. Ja Onkelchen, der Böſewicht hat mir die Ohren heute ganz wund geſchrien.

Amtsrath. Sonſt ſähe man dieſe Augen auch noch nicht offen. Aus eigenem Antrieb ſollteſt Du aufſtehen. Sieh mich an, wie lange bin ich ſchon munter!

Henriette. Ei, Onkelchen, das nehmen Sie mir nicht übel, zwiſchen munter und munter iſt auch ein kleiner Unterſchied. Sie gehen immerfort Ihren ruhigen Schritt. Wenn Sie nun aber ſollten den ganzen Tag Treppe auf, Treppe ab, jetzt in den Garten, dann wieder in's Dorf, jetzt vor den Spiegel laufen, hernach wieder mit Cäcilien herumwalzen, wenn Ihnen, wie mir, den ganzen Tag der Mund nicht ſtill ſtände, wenn Sie ſich ſo mit Lachen ſtrapaziren müßten, wie ich, dann wollten wir ſehen, ob Sie mit dem wenigen Schlafe ausreichen könnten?

Amtsrath. I, wer heißt Dir denn das alles? Wenn Du deine Geſchäfte in der Stille abthäteſt und die überflüſſigen Dinge wegließeſt, ſo wär' es tauſendmal beſſer!

Henriette. Machen Sie mir ſo was nicht weis, Onkelchen! Ich kenne zum Beiſpiel eine Perſon, die es recht ſehr übel nehmen würde, wenn ich nur um einen halben Grad vernünftiger werden könnte. Rathen Sie einmal, wer die Perſon iſt?

Amtsrath. Vermuthlich meine Mamſell Tochter.

Henriette. Warum nicht gar? Auf ſo ein unverſtändiges Mädchen würde ich mich berufen! Nein, es iſt eine gar ſehr verſtändige Perſon. Nennen will ich ſie nicht, weil ich niemanden gern in Widerſprüche verwickle, aber fragen muß ich Sie doch, Onkel, ob Sie ſich nicht ärgern würden, wenn ich auf einmal ſo bedächtig werden wollte, wie Sie, wenn ich meine Worte und Mienen, und Hände und Füße in die Feſſeln einer ſoliden Zweckmäßigkeit ſchlagen wollte? Sie wären wahrhaftig der erſte, der fragte: wo iſt denn der Zieraffe hergekommen? Und Sie hätten Recht, Onkel, denn es liegt nun einmal nicht in meiner Natur. Da ſind die verwünſchten Füße hier, die ſchon wieder nicht mehr auf einer Stelle aushalten wollen, aber dasmal muß

ich Gewalt brauchen. Daß ihr ruhig ſeyd, Füße, denn ich habe mit dem Onkel eine gar wichtige Sache abzuthun.

Amtsrath. Mit mir?

Henriette. Natürlich! Und weil ich gewöhnlich über nichts nachzudenken pflege, ſo weiß ich auch noch gar nicht, an welchem Ende ich die Sache anfange.

Amtsrath. Fange wenigſtens bald an.

Henriette. Ja, wenn Sie nur ein Mädchen wären, Onkelchen, da ſagte ich Ihnen alles ohne Anſtoß heraus, da brauchte ich's Ihnen gar nicht zu ſagen, denn wir Mädchen ſehen es einander in ſolchen Fällen gleich an, wo uns der Schuh drückt.

Amtsrath. Endlich einmal ein vernünftiges Wort, oder — (Er will fort.)

Henriette. St. Onkelchen! (Sie faßt ſeine Hand.) Sie haben doch nicht immer ſolche ſteife Kleider, und ſolche finſtre Stirne und ſolche Falten im Geſicht getragen?

Amtsrath. Das letztere allemal, wenn man ſolche geſcheidte Fragen an mich that.

Henriette. Das ſagen Sie nicht. Ich müßte

mich ſehr irren, oder Sie ſind auch einmal jung geweſen! Der Amtsrath will fort. Nur noch ein kleines Augenblickchen, denn nun kommt alles auf Einmal. Wenn Sie alſo jung geweſen ſind, ſo müſſen Sie auch wiſſen, daß die Jugend verzweifelte Dinge mit ſich herum trägt, und daß ihr das Herz bisweilen zu Kopfe ſteigt. Und das iſt ein gar betrübter Zuſtand, denn da hört und ſieht man nicht mehr, da macht man's, wo man geht und ſteht, immer ſo, (ſie ſeufzt) und ſo, (nochmals) und um den böſen Geiſt von Herzen in ſeine gehörigen Schranken zu verweiſen, dazu gehört ein Mann — ein Mann, wie Sie. — Beſter Onkel, ſchon an meiner verwirrten Rede ſehen Sie 's, daß mir mein Herz jetzt ſolche Streiche ſpielt. Onkelchen, ich liebe Sie ſo herzlich —

Amtsrath. Was iſt das?

Henriette. Ach, Sie wiſſen es ſchon, lieber Onkel, Sie verſtellen ſich nur, weil ich Ihnen kein Wörtchen davon geſtanden habe, aber in ſolchen Fällen, wie geſagt, kann unſereins keine Worte finden. Onkelchen, wenn Sie mich nur halb ſo lieb haben, als ich Sie, ſo — nein, ich kann es wahrlich nicht herausbringen. Ich habe

immer geglaubt, Sie werden mir auf halbem Wege entgegen kommen, aber Sie laßen mich da ſo in der Quaal ſtehen.

Amtsrath (für ſich). Nun den Triumph hätte ich meinem alten Geſichte nicht mehr zugetraut. (Laut, indem er ſeine Kleider recht ordentlich zupft.) Nein, Kind, ich begreiſe wirklich noch gar nicht —

Henriette. Und erzählten mir doch ſo oft, was ſie nach dem Tode Ihrer ſeligen Frau, meiner guten Tante, ausgeſtanden haben? Wenn Sie das in Ihrem jetzigen Wittwerleben endlich vergeſſen hätten, ſo ſollten Sie ſich auch hübſch erinnern, daß Sie dieſes glückliche Vergeſſen zur Hälfte zwar Ihrer Tochter, zur andern Hälfte aber doch mir verdanken, und ſollten, wenn ich Ihnen ſage, daß mir's grade ſo iſt, als ob mir — ſchnell eine Frau geſtorben wäre, nicht ſo lange da ſtehen und thun, als verſtünden Sie mich nicht.

Amtsrath (für ſich). Ob ich's denn wagte, hm! (laut:) Wenn Dich die Sache nur nicht gereut, liebes Kind!

Henriette (ihm die Hand küſſend). O gewiß

nicht. Bei dem Kuſſe, den ich auf Ihre gütige Hand drücke.

Amtsrath (ſeine Kleider ordnend). Aber der Unterſchied der Jahre —

Henriette. Iſt doch nicht allzugroß, auch habe ich immer gehört, daß der Mann wenigſtens zehn Jahr vor der Frau voraus haben ſollte.

Amtsrath (für ſich). Als Vormund muß ich ihr zuvor alles zu Gemüthe führen. (Er führt ſie vor einen Spiegel und macht ſein Geſicht überaus freundlich.) Sieh einmal unſre beiden Geſichter neben einander. Paſſen ſie wohl zuſammen?

Henriette. Vortrefflich! Die gehorſame Nichte und der freundliche Onkel. Eine Menge Hoffnung auf meinem Geſichte, und eine Menge Güte auf dem Ihrigen, das paßt ja unvergleichlich ſchön. Wiſſen Sie auch, Onkel, daß ſich ſeit vorhin Ihre Züge recht zu ihrem Vortheil verändert haben; daß die fatalſten Falten alle verſchwunden, und nur noch ſo viel übrig ſind, als ein Onkel haben muß, um unſer einen im Reſpekt zu erhalten?

Amtsrath. Aber Kind, bedenke nur meine

Tochter, und dein jetziges Verhältniß mit ihr. Wie ſoll denn die auf Einmal die nöthige Ehrfurcht vor Dir bekommen?

Henriette. Ehrfurcht? Die erlaße ich ihr herzlich gern.

Amtsrath. Das verſtehſt Du nicht, Kind. So was zerſtörte ja mein Verhältniß mit ihr total!

Henriette. Ihr Verhältniß?

Amtsrath. Euer zeitheriges Betragen gegen einander müßte durchaus anders werden.

Henriette. Warum denn das?

Amtsrath. Du müßteſt doch künftig Mutterſtelle an ihr vertreten!

Henriette. Ich? — Sie thun ja wahrhaftig, als ob ich Sie heirathen wollte, Onkelchen!

Amtsrath. (Sieht ſie ſtarr an.)

Henriette. Nun, das iſt ein ſchönes Mißverſtändniß. Nein, nein, ich würde doch nicht! Behüte und bewahre! Sie ſollen nur Ihre Einwilligung in meine Heirath mit Muldenau geben. Hat Ihnen denn der geſtern nichts geſagt?

Amtsrath (für ſich). Verwünſcht! (laut:) Alſo Dir hat er's auch ſchon geſagt?

Henriette. Natürlich, ich bin ja die Hauptperſon, und bat eben um Verzeihung, daß ich es Ihnen noch nicht ſelber geſtanden habe. Nun Onkelchen?

Amtsrath. Ja, darauf kann ich jetzt nicht antworten. Ich habe zwar nichts gegen den Herrn Muldenau, aber einem Reiſenden, der wie vom Himmel herein in dieſe Gegend fällt, und weil er ſie hübſch findet, hier im Dorfe ſechs Wochen lang ſeine Wohnung nimmt, dem kann ich meiner Schweſter leibliche Tochter ſo grade zu nicht überlaßen.

Henriette. Sie ſagten ja ſo oft, daß er wie die Redlichkeit ſelbſt ausſähe, und der Paſtor meinte es auch.

Amtsrath. Ausgeſehen hat ſchon mancher. Aber das ſind die Zeiten nicht mehr, wo man auf's bloße Ausſehen hin einem Unbekannten ein anvertrautes Kind in einen andern Welttheil mitgeben darf. Kann er ſich legitimiren, daß er ein ſolider Kaufmann iſt, Vermögen hat, und über=

haupt alles ſo mit ihm ſteht, wie er vorgiebt, dann gut.

Henriette. Gewiß, lieber Onkel, das kann er.

Amtsrath. Bei Dir! Mit ſeiner artigen Figur, nicht wahr? Ich verlange glaubwürdige Zeugniſſe aus Amerika. Will er hier bleiben, bis dieſe ankommen, meinethalben.

Henriette. Er fängt an dran zu zweifeln, und muß, weil ſie ſo lange ausgeblieben ſind, einen Betrug befürchten. Sie wiſſen ja, daß er übermorgen die Gelegenheit zur Reiſe dahin nicht verſäumen darf.

Amtsrath. Glückliche Reiſe dann! Amerika iſt zwar weit, aber doch nicht aus der Welt. Da er ohnehin nicht dort bleiben will, ſo kann er ſeine Geſchäfte abthun, und dann wiederkommen.

Henriette. Nach vielen Jahren vielleicht, lieber Onkel? Und mich wollten Sie indeſſen ſeine Gefahren auf dem Meere und ſonſt, die ich ſo gerne mit ihm theilte, hier gedoppelt empfinden laßen?

Amtsrath. Mache mir den Kopf nicht warm, Mädchen.

Henriette. Gütiger Onkel!

Amtsrath. Ja wohl gütig. Ich ſollte froh ſeyn, Dich los zu werden, und doch behalte ich Dich hier.

Henriette (für ſich). Mit Scherz iſt ihm manchmal eher beizukommen. (Laut.) Onkel, da nehmen Sie ſich in Acht. Denn wer weiß, ob ich dann nicht wahr machte, was Sie vorhin glaubten, wer weiß, ob ich Sie nicht ſelber aus Verzweiflung heirathete.

Amtsrath. Das müßte ich mir denn doch verbitten.

Henriette. Ih nun, vorhin ſchien es nicht gerade, als ob Sie ſo gar viel dagegen hätten!

Amtsrath. Mamſell laſſen ſich von ihrer Eitelkeit närriſche Dinge überreden.

Henriette. Sie aber heirathete ich freilich aus purer heller Verzweifelung, und dergleichen verzweifelte Dinge mislingen allezeit.

Amtsrath. Daher denke man auf klügere, und ſchlage ſich die andern unnützen Gedanken auch aus dem Kopfe, denn ein für allemal, es bleibt bei dem, was ich geſagt habe.

Dritte Scene.

Samuel. Die Vorigen.

Samuel. Herr Amtsrath, eben iſt der Brief hier gekommen.

Amtsrath. Vom Doktor Haller. Und kein Päkchen dabei, wie ich ſehe. (Er reißt den Brief haſtig auf, lieſt kopfſchüttelnd zu Samuel gekehrt, Henriette guckt ihm über die Schulter herein.) „Es iſt „nicht genug, lieber Herr Bruder, daß Deine „Tochter während ihres Aufenthalts bei Dei„ner ſeligen Schweſter in Baſel meinen Moritz „hat kennen und lieben lernen, ja es wäre längſt „ſchon Zeit geweſen, Dir ebenfalls zu zeigen, „wie Dein künftiger Schwiegerſohn ausſieht. Er „befindet ſich ſo eben auf der Meſſe, und wird „nach geendigten Geſchäften einen kleinen Abſte„cher auf dein Gut Unkendorf machen. So viel „habe ich Dir vor Abgang der Poſt vermelden, „und meinen Sohn nochmals Deiner väterlichen „Freundſchaft empfehlen wollen. Dein treuer „Bruder Haller.“

Ob er ein Wort von der bewußten Sache ſpricht, Samuel! Halt, da ſteht ja wohl: Umgewandt. (Er ſchlägt die Seite um, und lieſt:) „Den

„verlangten Schädel betreffend, ſo geduldе Dich.
„Wenn ich einmal, wie ich mir vorgenommen
„habe, gelegentlich Dich beſuchen ſollte, will ich
„Dir einen mitbringen.“ Nein, hat man ſo was
gehört! Ich mache die Sache ſo dringend als
möglich, und er will mir den Schädel gele-
gentlich einmal mitbringen! (Lieſt wieder:)
„Der Zweck, zu dem Du ihn haben willſt, ge-
„fällt mir ohnehin nicht. Grade heraus geſagt,
„dergleichen Proben können, zumal wenn ein
„Laie ſie unternimmt, nur gefährlich werden!“
Da ſehe eins den Zunfthochmuth. Weil ich kein
Arzt bin, traut er mir nicht ſo viel Urtheil zu!
Herr Bruder, Herr Bruder, ich fange an ſehr
irre an Dir zu werden. Was hat denn aber der
gelehrte Arzt noch hierher mit kleinerer Schrift
geſetzt? (Er zieht ein Glas hervor und lieſt:) „In-
„dem ich ſiegeln will, kommt Dein hieſiger Sach-
„walter, und ärgert mich ſo, daß ich noch kein
„Glied ſtill halten kann. Fragt mich der Menſch,
„ob ich vielleicht die Zinſen von den zweitauſend
„Thalern, die ich vorigen Winter von Dir ge-
„borgt hätte, jetzt berichtigen wollte? Ich be-
„trachte

„trachte mir ihn von oben bis unten, und wie„derhole ſeine Worte. Ja, ja, er behauptet, ich „hätte Dir zweitauſend Thaler abgeborgt. Das „iſt mir denn ganz außer dem Spaß geweſen, „und ich bitte Dich recht ſehr, Herr Bruder, den „Menſchen nicht wieder über meine Schwelle „kommen zu laſſen. Ich habe, Gott ſey Dank, „dergleichen Schuld nicht nöthig gehabt, und „möchte Dir ſelber wohlmeinend rathen, keinen „ſolchen Tropf in Deinem Namen zu Leuten zu „ſchicken, weil Dich ſo etwas um Deine Repu„tation bringen könnte. Uebrigens bleibt es zwi„ſchen uns beim Alten.“ (Er läßt den Brief fallen.) Samuel, Du ſelber haſt das Geld eingepackt! Du haſt auch ſeine eigenhändige Verſchreibung geſehen, und ein Paar Briefe deshalb an mich. Pfui, pfui, und noch einmal pfui! (Er hebt den Brief wieder auf.) Ja, alles ſteht richtig ſo hier. Beim Alten, aber nein, dabei bleibt es nicht! — (Er wird Henrietten gewahr.) Mamſell auch noch hier?

Henriette. Ich gehe ſchon.

Amtsrath. Halt. Damit Du deine Ohren nicht umſonſt angeſtrengt haſt, ſo kannſt

Du's Cäcilien erzählen, und ihr zugleich ſagen, daß ſie ſich das Heirathen noch ein Weilchen aus dem Sinne ſchlagen möchte.

Henriette. Ein Weilchen, wie lange iſt das?

Amtsrath. Bis ich eine beßre Parthie für ſie haben werde.

Henriette. Eine beßre Parthie? Alſo ſoll ſie Moritzen gar nicht bekommen?

Amtsrath. Nein!

Henriette. Aber beſter Onkel, was kann denn der arme Menſch für ſeinen Vater, und meine gute Cäcilie dazu? Sie ſind ja heute ſo ungerecht, Onkel, wie ich Sie in meinem Leben noch nicht geſehen habe!

Amtsrath. Mit einem Worte: Ich will mit ſolchen Leuten keine Verwandſchaft, und ärgre mich ſchon, daß es ſo weit hat kommen können. Hätte ich das Mädel nur damals nicht nach Baſel gelaßen. Denn ein Augenblick in der Stadt verdirbt oft jahrelanges Erziehen. Jetzt geh' und bring' ihr die Nachricht.

Henriette. Sie werden ſich ſchon noch beſinnen, Onkelchen, wenn ſie ihn ſelber ſehen.

Amtsrath. Denkt ihr, daß mich jedes hübſche Lärvchen beſteche, wie euch?

Henriette (lächelnd). Man hat doch Beiſpiele.

Amtsrath. Man hat keine Beiſpiele, ſage ich.

Henriette. Onkelchen, Onkelchen, brechen Sie's nicht zu grün ab. Ich will Sie hiermit gewarnt haben.

Amtsrath. Wovor, wenn ich fragen darf?

Henriette. Vor zwei deſperaten Mädchen.

Amtsrath. Poſſen!

Henriette. Wahrhaftig ein arger Poſſen, wenn die Tochter Ihnen entliefe, und ich mich entſchlöſſe — Sie zu heirathen. Möge der Himmel uns alle beide davor bewahren!

Amtsrath (aufgebracht). Jetzt geh oder — Spaßen und ewig ſpaßen! Ich werde aber von nun an aus einem Tone mit euch reden, daß ihr euch wundern ſollt. Ich werde mir Reſpekt zu verſchaffen wiſſen.

Henriette. Ich ſoll's alſo der armen Cäcilie wirklich ſagen?

Amtsrath. Und kannſt ihr obendrein erzählen, wie ich Dich recht ernſtlich beim Arme

genommen und hinausgeführt habe. (Er geht auf ſie zu, ſie entſchlüpft.)

Henriette (in der Thüre ſich umwendend). Ich werde der guten Cäcilie doch keine ſolchen Unwahrheiten aufheften ſollen?

Amtsrath (heftig nach der Thür, Henriette ab). Das ſpielt ja ordentlich mit mir. Aber ſie weiß, daß ich manchmal darüber lachen muß, und ſie dann gewonnen Spiel hat. Doch heute wäre mir's grade wie Lachen. Wartet nur. Ich will euch noch zeigen, wer ich bin. Ich muß doch gleich die Verſchreibung des alten Bärenhäuters aufſuchen, ſie zerreißen und einſiegeln. Licht, Samuel. (Samuel geht.) Mein Sachwalter mag ſie ihm ſo einhändigen. Mit zweitauſend Thalern kaufe ich mich von ſolchen Verwandten noch wohlfeil genug los. (Er nimmt Papiere aus dem Pulte. Samuel kommt mit Licht. Der Amtsrath zerreißt ein Blatt, und ſiegelt es in ein andres, welches er ſodann überſchreibt.) Das ſogleich durch den Boten auf die Poſt, Samuel!

Samuel. Sehr wohl, Herr Amtsrath. (ab.)

Amtsrath. Univerſitäts-Freundſchaft! Das iſt auch welche geweſen. Dergleichen hätte ich dem Alten doch nimmermehr zugetraut!

Vierte Szene.

Ein Tablettkrämer. Der Amtsrath.

Tablettkrämer. Befehlen der gnädige Herr etwas von meiner Waare? Schöne Federmeſſer und Siegellack.

Amtsrath. Bin verſehen.

Tablettkrämer. Veritabel engliſche Fernglåſer, Brillen und Perſpektive.

Amtsrath (aufſpringend). Engliſche Waare hier auf meinem Gute? Will er mich in's Unglück ſtürzen? Den Augenblick laß ich ihn feſtſetzen. Engliſche Waare!

Tablettkrämer. Blos titular engliſch.

Amtsrath. Mach Er, daß Er von meinem Grund und Boden fortkommt. Ich brauche nichts.

Tablettkrämer. In der Nachbarſchaft bin ich viel los geworden.

Amtsrath. Gut für ihn, denn hier wird er leer ausgehen. —

Tablettkrämer. Sind denn keine Frauenzimmer im Hauſe?

Amtsrath. Wenigſtens keine Kåuferinnen.

Tablettkrämer. Aechte Pariſer Schminke.

Amtsrath. Unſre Mädchen ſchminken ſich mit friſchem Brunnenwaſſer, und wer ihnen an-

dre Schminke zuführt, dem legen wir ein ſo brennendes Roth auf, daß er Zeitlebens mit Schaudern daran denken kann.

Tablettkrämer. Auch ſehr nützliche Sachen. Zahnbürſten, Etui's, Scheeren, Fingerhüte!

Amtsrath. Fort, fort! Ihr ſeyd die rechten Leute, bringt uns alles, was ſie in der Stadt nicht wollen.

Tablettkrämer. Es wäre vielleicht manchmal beſſer. Denn bringt man etwas Neues, ſo verſteht es kein Menſch, und man ſchleppt ſich umſonſt mit herum. Da habe ich zum Exempel einen Todtenkopf bei mir, wie ſie jetzt in Baſel Mode ſind.

Amtsrath (nach ihm hinſehend). Einen Todtenkopf?

Tablettkrämer. Und auch das Rezept, wie er zu gebrauchen iſt.

Amtsrath. Einen Todtenkopf nach Doktor Gall?

Tablettkrämer. Freilich! aus ſeinen eigenen Händen.

Amtsrath. Zeige Er doch.

Tablettkrämer (nimmt ihn hervor). Und hier iſt auch der Gebrauchszettel.

Amtsrath (kann ſeine Freude nicht verbergen).

Tablettkrämer (bei Seite). Ich habe ſeine ſchwache Seite getroffen. Man muß Pfeifen ſchneiden, wenn man im Rohre ſitzt.

Amtsrath. Und der koſtet?

Tablettkrämer. Was denken Sie wohl?

Amtsrath. Ich denke nicht, ſage Er mir's nur.

Tablettkrämer. Und ich ſage es nicht gerne, weil die Waare gar zu theuer iſt.

Amtsrath. Der Kopf wird doch kein Land koſten. Wie viel denn?

Tablettkrämer. Sie können ſich leicht vorſtellen, wenn ich dem Doktor Gall ſelber zwei Dukaten gegeben habe, um nur die Nummern unter ſeiner Aufſicht darauf ſchreiben zu laſſen.

Amtsrath. Alſo wirklich unter Gall's Aufſicht?

Tablettkrämer. Ich würde es ja ſonſt nicht ſagen.

Amtsrath. Wie theuer alſo?

Tablettkrämer. Und Galls Sekretär,

was meinen Sie, daß bei dem das Draufſchreiben koſtet?

Amtsrath. Ich will ja blos den Preis des ganzen Schädels wiſſen.

Tablettkämer. Dem Sekretär mußte ich auch einen Dukaten geben.

Amtsrath. Das wären drei Dukaten, und für ſeine Mühe?

Tablettkrämer. Ach, Ew. Gnaden, wenn ich nur ſchon bei der wäre. Aber meinen Sie, daß in einer ſo ſchädelgierigen Zeit die Todtengräber nicht auch aufſtützig werden? Einen ſchön façonnirten Todtenkopf, wie dieſen hier, läßt kein Baſelſcher Todtengräber ſeinem leiblichen Bruder jetzt unter einem Dukaten.

Amtsrath. Hm! alſo noch einen Dukaten dazu.

Tabletkr. Ja, wenn ich des Todtengräbers leiblicher Bruder wäre! Da ich das aber nicht bin, und eine Menge Empfehlungen erſt nöthig hatte, um an den Todtengräber zu kommen, ſo koſtet mich der bloße rohe Todtenkopf zwei Dukaten.

Amtsrath. Nein, nein, mein Freund,

ſolche Dinge mache er andern weiß. An Todtenköpfen, dächt' ich, könnte die Zeit keinen Mangel haben. Man dürfte ja nur in die Gegenden von Jena, Eylau und Friedland ſchicken, wenn die Kirchhöfe nicht ausreichen wollten. — Fünf Dukaten, nein, das wäre eine entſetzliche Summe, und prellen laſſe ich mich in meinem Leben nicht. Hier iſt Sein Todtenkopf. (Er giebt ihn zögernd zurück. Der Tablettkrämer hingegen greift haſtig zu.) Und zudem, er Lügner, iſt das kein ordentlicher Todtenkopf, ſondern blos einer von Gips.

Tablettkr. Um die hohen Herrſchaften nicht allzuſehr zu erſchrecken, freilich. Aber man braucht doch einen ordentlichen dazu, um ihn nachzuformen.

Amtsrath. Ueber einen ordentlichen ließen ſich gewiß hundert ſolche machen.

Tablettkr. Ja, wenn die Bildhauer unſereinen nicht betrögen. Wenn ſie aber nun ſagen, der Schädel iſt gleich bei der Form entzweigegangen, und die Form beim erſten Gebrauch davon wieder, was will man dann anfangen? Und obendrein ließ ſich der Bildhauer einen Dukaten für das Abformen bezahlen. Das thut zu-

ſammen, warten Sie einmal! 3. 5. 6. Dukaten. Wenn ich nun für mein vieles Laufen und Rennen und Bitten und Betteln auch einen Dukaten anſetze, ſo iſt das, dächte ich, billiger, als man's verlangen ſollte.

Amtsrath. Hm! zeige er noch einmal her!

Tablettkr. (den Schädel hinreichend). Ich kann's im Grunde keiner Herrſchaft verdenken, wenn ſie den Preis viel zu hoch findet.

Amtsrath. Er iſt enorm!

Tablettkr. Wohl! Aber wer iſt Schuld, als die gnädigen Herrſchaften ſelbſt? Sie reiſſen uns die Schädel ja aus den Händen.

Amtsrath. Er ſagte aber doch vorhin, daß er den Todtenkopf nicht los werden könnte?

Tablettkr. Um Vergebung, gnädiger Herr, ich ſagte blos, daß ich ihn vergebens hier herumſchleppte, weil kein Menſch auf dem Lande die Sache verſteht. Man will doch etwas Modiſches zeigen, und wenn das niemand erkennt, ſo ſchmerzt es unſer einen. Ich freue mich auch recht ſehr, daß ich in Ihnen endlich einen Kenner gefunden habe.

Amtsrath (dubitirend). Sieben Dukaten! Nein, das iſt zu arg.

Tablettkr. Ja, und glauben Sie's oder nicht, gnädiger Herr, für den nämlichen Todtenkopf hier, bekomme ich von dem Herrn, der ihn beſtellt hat, acht holländiſche Rand-Dukaten.

Amtsrath. Nun, gehe Er mit ſeinem Todtenkopfe, wenn er länger hier bliebe, forderte er mir noch einmal ſo viel dafür ab. (Er giebt ihn wie vorhin zurück.)

Tablettkr. Ihnen, gnädiger Herr? Wie unrecht Sie mir thun! Ich kann Ihnen den ja nicht einmal verkaufen. Der Herr, dem er beſtimmt iſt, würde mich anſehen!

Amtsrath. Das ließe ſich wohl noch abthun.

Tablettkr. Nein, da kennen Sie mich nicht. Der Herr Graf von Schlackenberg iſt ein guter Kunde von mir, und würde mich anlaſſen, wenn ich ihm den Todtenkopf nicht übermorgen zur Hochzeit ſeiner Tochter in's Haus ſchaffte.

Amtsrath. Ein Todtenkopf zur Hochzeit ſeiner Tochter, ha, ha, ha!

Tablettkr. Iſt das Ew. Gnaden was

neues, daß ein Gallſcher Schädel jetzt den Schreib- tiſch jeder geſchmackvollen Dame zieren muß? Die Sache hatte vor dem Kriege ein wenig nachgelaſ- ſen, aber ſeit dem Frieden und beſonders ſeit der Doktor Gall in Baſel geweſen iſt, ſind die Men- ſchen erpichter drauf als zuvor. Doch, gnädiger Herr, verzeihen Sie, daß ich Sie ſo lange aufge- halten habe. Ich empfehle mich zu Gnaden.

Amtsrath. Laß Er mich den Schädel noch einmal ſehen. (Tablettkrämer reicht ihn hinüber.) Hm! Es iſt aber entſetzlich.

Amtsrath (zieht eine Börſe und zählt 8 Du- katen auf). Dahier! Nun aber mache Er, daß er fortkommt, ehe mich's gereu't.

Tablettkr. Nein, gnädiger Herr, ſo gern ich wollte! (Er greift nach dem Todtenkopf auf dem Tiſch.)

Amtsrath (rückt den Kopf weiter weg, und wehrt dem Tablettkrämer mit der Hand ab). Nimm Dein Geld hier und geh!

Tablettkr. Der Graf Schlackenberg kaufte mir in ſeinem Leben nicht wieder ab.

Amtsrath. Bin ich nicht ein beſſerer Kun- de als du einen verdienſt?

Tablettkr. Der Graf ließe mich durch ſeine Bedienten braun und blau anſtreichen.

Amtsrath. Hier iſt noch ein Dukaten Schmerzengeld. Aber nun mache Er, daß Er aus dem Hauſe kommt, den ſonſt gehen die Schmerzen den Augenblick an. (Er ſteht auf.)

Tablettkr. (das Geld einſtreichend). Der gnädige Herr haben meine Ehrlichkeit auf ihrem Gewiſſen.

Amtsrath. An der wird ſich mein Gewiſſen nicht lahm tragen!

Tablettkr. Empfehle mich zu ferneren Guaden! (für ſich.) Solche Kunden ein Jahr lang, alle Tage, und ich wollte noch der ehrlichſte Mann von der Welt werden! (ab.)

Amtsrath. Iſt man nicht ein Thor, ſein Geld an Gauner ſo hinzuwerfen! Und dasmal doch auch wieder kein Thor. Warum lebt man auf dem Lande, wo einem alle Spitzbuben aus der Stadt in ihrer Gewalt haben? Hier kam es auf den Augenblick an, und 9 Dukaten iſt einem wohlhabenden und gewiſſenhaften Vormunde die Nachricht ſchon werth, was an dem Manne ſey, dem er ſein Mündel zur Frau geben will. Samuel!

Fünfte Scene.

Samuel. Der Amtsrath.

Samuel. Herr Amtsrath!

Amtsrath. Merkſt du keine Veränderung?

Samuel. Gott ſey bei uns, ja.

Amtsrath. Er koſtet mir auch 9 Dukaten.

Samuel. Wie viel?

Amtsrath. Laß nur gut ſeyn. Setze den Schädel dorthin auf das Bureau, und nimm dafür die Niobe hinaus. Hernach hole mir einmal den Herrn Muldenau her, ich will mein Experiment an ihm machen.

Samuel. Der iſt dieſen Morgen weggeritten.

Amtsrath. Das hätte er auch geſtern thun können! Wann kommt er wieder?

Samuel. Weiß es wahrhaftig nicht.

Amtsrath. Seine Geheimräthin wird mir das ſagen können. Haſt du Henrietten geſehen?

Samuel. Unten im Garten.

Amtsrath (beſieht ſich den Schädel, und dann wieder den Erläuterungszettel). Ich muß doch gleich an der meine Kunſt vorläufig verſuchen. (ab.)

Sechste Scene.

Samuel.

Das hätteſt du wohl auch nicht geglaubt, alter Burſche, daß du noch einmal den hübſchen Weiberkopf dort verdrängen ſollteſt! (Er zittert ſehr, indem er den Schädel auf das Bureau ſetzt.) Es wird jetzt aber ordentlich recht unheimlich hier. Nun, ich will gewiß allemal wegſehen, wenn ich herein kommen werde. (Er wendet ſich von dem Schädel ab, indem er den Niobenkopf wegträgt und auf den Tiſch ſetzt, ſchielt jedoch immer ſeitwärts nach dem Bureau.) Iſt's aber nicht grade, als ob einem der Kopf die Augen anzöge, wie der Magnet das Eiſen! Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Und neun Dukaten für den Schädel zu geben! Wahrhaftig, das thut kein Menſch der bei Sinnen iſt, für ſo ein Scheuſal! Aber nein, nein, behüte Gott, ich mag dich nicht geſchimpft haben! — Ich muß mir nur ein rechtes Herz faſſen, und ſehen, wo ihm der Werth ſitzt. (Er nähert ſich dem Schädel.) Hier eine Ziffer, da wieder eine Ziffer und ſchwarze Ringelchen darauf gemahlt. (Er prallt ſchnell zurück.) Teufelsringe, Teufelsziffern! Gott behüte und bewahre uns alle vor

dem Doktor Gall, denn das muß ſo eine Art von Doktor Fauſt ſeyn. Wie könnte er denn ſonſt auch den Leuten gleich alles an der Naſe anſehen, wenn's nicht mit ſolchen verwünſchten Ringeln und Ziffern zuginge? Ach, mein armer, guter Herr, was der ſich bethören läßt! In ſeinem ganzen Leben iſt er kein Hexenmeiſter geweſen, und nun wird er's auf ſeine alten Tage noch! Jetzt bewegte ſich der Kopf gar! (Er hält die Hände vor die Augen.) Nein, nein, ich habe nichts geſagt, gar nichts geſagt. (Er will mit zugehaltenen Augen fort und ſtößt an Henrietten, welche mit Cäcilien hereintritt.)

Siebente Scene.

Henriette, Cäcilie, Samuel.

Samuel. Hu, hu, hu!

Henriette. Nun, Herr Geheimer Sekretär, ſind wir um das letzte Bischen Verſtand vollends gekommen?

Samuel (die Hände von den Augen nehmend). Ach, Gott ſey Dank! Des Todes bin ich faſt geweſen. Sehen Sie ſich nur einmal um.

Cäcilie. Ein Todtenkopf.

Henriette. Wo iſt denn der hergekommen?

Samuel. Da fragen Sie mich zu viel. Vermuthlich durch die Feuereſſe herein.

Henriette. Ein ſchönes Paradeſtück hier!

Samuel. Ich habe ihn eben hinſetzen müſſen.

Henriette. Und was hat das zu bedeuten, wenn der geheimnißvolle Vertraute es anders verrathen will?

Samuel. Ei, Mamſell, ſeit der Herr Amtsrath ein Hexenmeiſter geworden iſt, da ſage ich alles, und will Sie hiermit gewarnet haben. Der Oberſte der Hexenmeiſter iſt ein gewiſſer Doktor Gall, und mit dem Kopfe werden die Leute ausgeforſcht. Wiſſen Sie wohl, daß es der Herr Amtsrath auf den Herrn Muldenau zu allererſt abgeſehen hat? Warnen Sie ihn ja davor. Denn was mit dem Gott ſey bei uns angefangen wird, das kann niemals ein gutes Ende nehmen. Ich werde auch noch heute aus dem Hauſe gehen. Wo der Teufel mit ſeinen Werken eingezogen iſt, da muß man ſich ſobald als möglich hinaus machen.

Achte Scene.

Henriette. Cäcilie.

Henriette. Was der Teufel nicht alles vermag! Unſere freundlichſten Worte hätten den Pinſel nicht um Deines Vaters Geheimniße gebracht, und nun erfährt man's mit einem Male. Alſo ſoll ſein Liebling der Doktor Gall endlich auch hier herrſchen! So freue Dich doch Cäcilie, wer weiß, wozu das gut iſt?

Cäcilie. Mich freuen nach den ſchönen Nachrichten, die du mir gebracht haſt?

Henriette. Was Nachrichten! Wenn alle Stränge reiſſen, ſo nehme ich Dich mit fort. Dein Moriz wird ſchon nachkommen.

Cäcilie. Biſt Du doch ſelber noch nicht aus dem Hauſe!

Henriette. Oho! haſt Du nicht gehört, daß mein Muldenau nach Gall'ſcher Art probirt werden ſoll? Das kannſt Du leicht denken, daß ich mir keinen ſchlecht organiſirten Liebhaberkopf werde ausgeſucht haben?

Cäcilie. Hätte ich nur etwas von Deinem Leichtſinne!

Henriette. Das Rezept zum Ganzen

beſteht darin, ſchlechterdings an kein Unglück zu glauben, bis es einem auf den Schultern liegt. Es iſt mit dem drohenden Unglück grade wie mit den Kugeln im Kriege. Wenn alle treffen wollten! (am Fenſter.) Ei was tauſend! Komm einmal her, Cäcilie. Kennſt Du den Herrn, der eben ſein Pferd im Hofe anbindet?

Cäcilie. Mein Gott, Moriz! Was fange ich an?

Henriette. Was ein ſittſames Mädchen mit ihrem Liebhaber anfängt! Er wird Dir wahrſcheinlich von ſeiner Treue und von ſeiner Sehnſucht viel erfreuliches erzählen, Du erwiederſt das, und ſollte mir für meine Perſon die Sache zu langweilig werden, ſo empfehle ich mich euch ganz ergebenſt. (Sie winkt zum Fenſter hinaus.)

Cäcilie. Aber bedenke, wenn er dem Vater begegnet, und ſich zu erkennen giebt!

Henriette. Das iſt wieder eine von den vielen Unglückskugeln. Wir wollen hoffen, daß ſie nicht trift.

Neunte Scene.

Moriz, Henriette, Cäcilie.

Henriette. Da haben wir's ja!

Moriz. Endlich meine theuren Freundinnen.

Henriette. Endlich, ja wohl, und doch noch immer zu früh.

Moriz. Zu früh, darf ich um Aufſchluß bitten?

Henriette. Wenn Sie nämlich zu Cäciliens Verlobung kommen wollten. Das arme Kind hat noch gar keinen Liebhaber wieder.

Moriz. Wieder?

Henriette. Sie glauben wohl etwa, Sie ſind der Geliebte? Geweſen, mein Freund. Noch mehr, Ihr Name gehört zu den verbotenen Dingen in dieſem Hauſe.

Moriz. Ich freue mich über Ihre glückliche Laune, wenn ich auch den Sinn Ihrer Rede nicht begreiſe.

Henriette. Meine Laune iſt nicht grade Schuld. Mit einem Worte aber, der Herr Amtsrath, mein vielgeliebter Herr Onkel, will mit Ihnen und Ihrer ganzen Familie allen Umgang abgebrochen wiſſen. — Und eben darum brauchſt

Du Mamſell jetzt nicht ſo zärtlich mit dieſem Herrn zu thun. Du weißt ja, daß ich wahr rede. Und daß ein Kind ſeinem Vater hübſch gehorchen muß, das ſollteſt Du wenigſtens wiſſen.

Cäcilie. Unzeitiger Scherz!

Moriz. Aber ich finde Sie beſtürzt, Cäcilie! Warum ſollte Ihr Vater ſeine Geſinnung geändert haben?

Henriette. Weil der Ihrige ihm eine Geldſumme ſchuldig iſt, die er nun abläugnet.

Moriz. Das ſähe meinem Vater ähnlich!

Henriette. Aehnlich oder nicht, der Onkel hat ſeine Gründe das zu glauben.

Moriz. Wo treffe ich ihn?

Henriette. Ach, wenn er Sie nur nicht trift!

Moriz. Ich muß ihn doch ſprechen.

Henriette. Wenigſtens nicht unter Ihrem Namen. Wenn mein Spaß nicht mehr anſchlägt, dann iſt böſe Zeit, und das habe ich vorhin geſehen. Aber ſuchen Sie ihn nur auf, wenn Sie's beſſer wiſſen, geben Sie ſich zu erkennen, und

damit alle Vortheile und Anſprüche auf Cäcilien auf einmal aus den Händen.

Moriz. Er wird ja doch mit ſich reden laſſen.

Henriette. So lange, bis er erfährt, wer Sie ſind. Doch nein. Ein einfältiges Mädchen, wie ich, hat freilich ihren Onkel in dem Jahre, daß ſie tagtäglich um ihn iſt, nicht kennen gelernt, aber ein geſcheidter Herr, wie Sie, kennt ihn ſchon, ehe er ihn geſehen hat!

Cäcilie. Folgen Sie ihr, Moriz, ſie hat leider Recht.

Moriz. Aber, was denn anfangen?

Henriette. Das erfordert eine kleine Ueberlegung, hm, hm!

Cäcilie. Mein Gott, ich höre den Vater draußen. Ich laſſe mich hier nicht finden. (ab.)

Henriette. Iſt das nicht eine Furcht. (zu Moriz.) Nur in mein Zimmer unterdeſſen, da kommt ſo leicht niemand hinein.

(Moriz ins Nebenzimmer.)

Zehnte Scene.

Amtsrath, Henriette.

Amtsrath. Dich ſuche ich eben, Jette.

Henriette. Viel Ehre, nachdem Sie mich haben gehen heißen.

Amtsrath. Warum mußteſt du auch Betrügern wie den Hallers das Wort reden?

(Man hört Morizen vor Unwillen huſten.)

Henriette (nach der Thüre des Nebenzimmers gewandt, doch ſo, daß der Amtsrath glaubt, ſie ſpräche mit ihm). Nur ruhig die Pille hintergenommen! — Nicht wahr, Onkelchen, ſo wollen Sie's haben? Sie haben mir vorhin auch manches geſagt, was mich verdrießen mußte.

Amtsrath. Zumal den Muldenau betreffend? Nun, nun, Kind, vielleicht läßt ſich dieſe Sache noch abthun. Nur protegire mir die Familie Haller nicht wieder. Das ſind unwürdige Menſchen.

(Moriz huſtet.)

Henriette (wie vorhin nach der Thüre). Fangen Sie nicht wieder an, während ich Ihre Sache verfechte, das bitte ich mir aus.

Amtsrath. Ei, in welchem Tone ſprechen denn Mamſell?

Henriette. In dem Tone eines gekränkten Mädchens. Soll ein Mädchen gar keine Galle haben, wenn ihr Klient alles thut, ſie zu beſchämen?

Amtsrath. Bin ich dein Klient? Nicht übel. Um Vergebung, welche Sache wollen Mamſell mir verfechten?

Henriette (zu ihm allein gekehrt). Ihre Sache gegen Hallers. Fragen Sie Cäcilien nur, was ich für ihr eine Schilderung von den Leuten gemacht habe. (Wieder halb nach der Thür und lauter.) Sie ſind nicht werth, daß man ſich ihrer annimmt. Sie wären im Stande einen zum Dank in die fatalſten Situationen zu verwickeln! (zum Onkel.) Ich habe die Leute kennen gelernt!

Amtsrath. Du?

Henriette. So habe ich Cäcilien geſagt, verſtehn Sie wohl?

Amtsrath. Wie benahm ſie ſich denn?

Henriette. Wie ich ihr den Vorfall erzählt hatte, ſo meinte ſie, daß der Sohn doch nichts für ſeinen Vater könne, und ſtellte mir ein gefähr-

liches Beiſpiel auf. Sie ſagte nämlich: Wenn ich nun mit dem jungen Haller mich heimlich aus dem Staube machte, und man meinem Vater deshalb auch die Schuld beimeſſen wollte! Wäre das nicht grade das nämliche?

Amtsrath. Ein vertrackter Einfall! Nun, was gabſt Du zur Antwort?

Henriette. Nein, ſagte ich, das wäre gar nicht das nämliche. Denn weil Dein Vater eurer Verbindung entgegen geweſen iſt, ſo würde man ihm wirklich die ganze Schuld allein zurechnen können.

Amtsrath. So? Und das nennſt Du meine Parthie nehmen?

Henriette. Aber, habe ich hinzu geſetzt, Du ſtündeſt Dir bei der Sache am meiſten im Lichte. Der Apfel, ſagte ich, fällt nicht weit vom Stamme. Der alte Doktor Haller —

Amtsrath. Iſt ein böſer, abſcheulicher Menſch!

(Moriz huſtet.)

Henriette (nach der Thüre). Und der junge iſt ein ſo halsſtarriger undankbarer Patron, daß er mir noch ein einzigesmal kommen darf, und ich gebe ihn von freien Stücken dem Onkel Preis!

Amtsrath. Iſt er denn ſchon einmal auf das Gut hierher gekommen?

Henriette. Davon ein andermal. Jetzt nur ſo viel zu Ihrer Beruhigung, daß ich ihn gänzlich aus Cäciliens Herzen geſchwatzt habe.

Amtsrath. Sollte das wahr ſeyn?

Henriette. Ja Onkelchen, verlaſſen Sie ſich auf mich. Vor Rückfällen ſollen wir Mädchen bei dergleichen Gelegenheiten freilich nicht ſicher ſeyn, aber wenn ſich bald eine anſtändige Parthie für Cäcilien fände, ſo wäre uns allen geholfen.

Amtsrath. Nun, Kind, vielleicht kann ich mich abfinden. Sage mir doch, wann kommt denn Muldenau zurück?

Henriette. Vermuthlich noch dieſen Vormittag.

Amtsrath. Das iſt mir lieb. Apropos, was ſagſt Du zu der Veränderung. (Auf den Schädel zeigend.)

Henriette. Ich bin für Todtenköpfe nicht ſehr portirt.

Amtsrath. Sollſt es werden, hoffe ich.

Aus dieſem Schädel könnte leicht Dein Brautkranz herauswachſen.

Henriette. Wenn das wäre, da wollte ich ein Auge zudrücken!

(Man hört Morizen nieſen.)

Amtsrath. Sage mir nur, wer da drin iſt. Es war mir ſchon vorhin als huſtete jemand, und jetzt wurde ganz deutlich genieſet.

Henriette (ihn zurückhaltend). Bſt! bſt! Es iſt mein Mops geweſen. Er liegt drin und ſchläft. Wenn das Thier träumt, ſo iſt's manchmal grade, als ob jemand huſtete. Nicht wahr, er machte es ſo? (Sie huſtet.)

Amtsrath. Ungefähr ſo.

Henriette. Richtig, das iſt der Mops geweſen. Stören Sie ihn ja nicht im Schlafe, denn es iſt ein bösartiges Thier, wenn er aufwacht. Ich bin froh, daß ich ihn einmal zur Ruhe habe. — Aus dem Schädel alſo mein Brautkranz! J, wie denn das, Onkelchen?

Amtsrath. Sollſt's ſchon noch erfahren. Du mußt wiſſen, daß das ein Schädel iſt, der mir 9 Dukaten koſtet.

Henriette. Jh, Sie abſcheulicher Ver-

ſchwender! Indeſſen wenn Brautkränze aus ſolchen Schädeln wachſen, ſo werden ſie drum reiſſend abgehen.

Amtsrath (nimmt einen Zettel aus der Taſche, ſieht ihn an und dann nach dem Schädel). Dahier! — Ich muß doch gleich ſehen, ob Du auch recht verliebt biſt. Er will ihren Kopf unterſuchen.

Henriette (hält die Hände zu beiden Seiten des Kopfes, und lehnt ihn hinten an die Mauer). Nein, Onkel, nichts, nichts! Muß man denn verliebt ſeyn, wenn man heirathen will?

Amtsrath. So laß mich nur übrigens Deinen Kopf ein wenig anſehen.

Henriette. Nimmermehr. Sie müſſen längſt wiſſen, daß nichts an dem Kopfe iſt, aber ich leide durchaus kein Unterſuchen. Iſt das mein Dank dafür, daß ich Cäcilien zur Raiſon gebracht habe?

Amtsrath. Nun, zwingen will ich Dich weiter nicht. Aber daß mir Muldenau williger iſt. Dein Brautkranz möchte ſonſt verſchwinden, ehe Du ihn bekämeſt. (ab.)

Eilfte Scene.

Henriette. Moriz.

Henriette (die Thür aufmachend). Nun mein Herr von Ungeſtüm! In Ihnen möchte ich mir wahrhaftig keinen Liebhaber verſtecken. Das verwünſchte Huſten. —

Moriz. Aber wer kann denn zugeben? —

Henriette. So ändern Sie's doch, Sie geſchickter Herr? Warum vollendeten Sie denn Ihr Meiſterwerk nicht, und kamen herausgeſprungen?

Moriz. Verzeihen Sie mir, aber —

Henriette. Ohne aber. Erſt huſten aus Delikateſſe, dann Nieſen aus Ungeſchick!

Moriz (küßt ihr lächelnd die Hand).

Henriette. So seyd ihr Männer. Weil wir gute Geſchöpfe ſind, ſo ſündigt ihr auf unſre Verzeihung los. Man hat nicht immer Mopſe bei der Hand, in die man euch zu rechter Zeit verwandeln kann!

Moriz. Beruhigen Sie ſich nur, meine ſchöne Zauberin, und ſagen Sie mir, was ich nun anfange?

Henriette. Das wird ſich finden. Verſte⸗hen Sie was von der Schädellehre?

Moriz. Leider nicht. Ich bin vielmehr ihr und den Geſprächen darüber immer möglichſt aus⸗gewichen. Aus Aergerniß über den Mißbrauch, der damit getrieben wurde, habe ich auch in öf⸗fentlichen Blättern alles was ſie betraf überſchla⸗gen, und war ſchon herzlich froh, als vorm Jah⸗re der Lärm von der Schädellehre, der jetzt wieder anhebt, aufgehört hatte. Daraus können Sie ſchließen, daß ich vielleicht der unwiſſendſte Menſch unter allen darin geblieben bin.

Henriette. Das haben Sie wieder ſchlecht gemacht! Hm, hm! Nun wiſſen Sie was, ſo verſuchen wir die Sache ganz einfach. Sie geben ſich für einen Reiſenden aus, der des Onkels eng⸗liſchen Garten, von dem er weit und breit gehört hat, zu ſehen wünſcht. Er iſt paßionirter Gar⸗tenfreund. Ein Paar tüchtige Lobreden ſeiner An⸗lagen, und er überſieht es gerne, daß Sie ihre Adreſſe an ihn — verloren haben. Suchen Sie's darauf anzulegen, hier zu übernachten, ohne Zwei⸗fel wird er's Ihnen anbieten, und dann — wer weiß, ob Ihnen ein fremder Name nicht zu dem

Mädchen verhilft, um die Sie der eigene bringen müßte.

Moriz. Scharmant, und damit Sie ſehen, daß ich nicht zu allem ungeſchickt bin, ſo will ich meiner gütigen Hofmeiſterin Ehre machen.

Henriette. Es iſt die höchſte Zeit, wenn ich Sie nicht ganz aufgeben ſoll.

Moriz. Aber darf ich mich nun auch wohl erkundigen, warum Sie ihr ſchönes Köpfchen vorhin der Unterſuchung ſo auffallend zu entziehen ſuchten? (Er nimmt den Schädel in die Hand.)

Henriette. Laſſen Sie den Kopf um's Himmelswillen. Sie wiſſen zwar nichts von der Schädellehre, wie Sie eingeſtehn, aber eine blinde Henne findet zuweilen auch ein Körnchen, und auf meinem Kopfe ſoll ſie nicht darnach ſuchen.

Moriz (thut lächelnd als ob er Vergleichung anſtellte). Weiß ich doch nun etwas, wovor Sie ſich fürchten.

Henriette. Ich bin des Todes wenn Sie den Kopf fallen laſſen! Hier iſt keiner wieder zu bekommen, und der Onkel will noch heute einen Verſuch damit machen. Und Scherz bei Seite, wer weiß, ob ſich Gall's verſchmähte Lehre nicht

noch ſehr großmüthig an Ihnen rächt, wer weiß ob Sie nicht vielleicht noch ſelber Cäciliens Hand dieſem Todtenſchädel verdanken!

Moriz. Ob ich dieſe Erhöhung nicht grade ſo an Ihrem Kopfe wieder finde!

Henriette. Gegen Sie den fatalen Kopf her, oder — (Sie greift darnach. Indem Moriz ihn hoch in die Höhe halten will, fällt ihm der Schädel aus der Hand, und in die kleinſten Stücke.)

Zwölfte Scene.

Samuel, die Vorigen.

Samuel. Was war denn das?

Henriette. Da ſehen Sie, was Sie gemacht haben.

Samuel (ſpringt vor Freuden in die Höhe). In tauſend Stücke! Das iſt ja ganz prächtig!

Henriette. Prächtig, Affengeſicht! Wenn es ein Kopf wäre, wie Deiner! Und wiſſen Sie mein Herr, daß Sie der ungeſchickteſte Menſch unter der Sonne ſind, daß Sie mit dieſem Kopfe eine glückliche Ehe zerſtört haben; daß Sie mit der Thüre in ein Haus gefallen ſind, in dem Sie nur durch ganz leiſes Auftreten ſich hätten retten können?

können? (Samuel, der zeither durch allerlei Bewegungen ſeine Freude zu erkennen gegeben hat, ſpringt hinaus.) Machen Sie ſich ja fort, ſobald als möglich, denn ein Kunſtſtück wie das, wird Ihnen keine günſtige Aufnahme verſchaffen.

Moriz. Und ohne Cäcilien wieder zu ſehen!

Henriette. Ohne das, Sie ungeſchickte Zärtlichkeit! Cäcilie iſt vermuthlich im Garten, der Vater dazu, und Samuel, wie ich ſehe, iſt ebenfalls fort. Wahrſcheinlich trägt ihm dieſer treue geheime Sekretär bereits die ganze ſaubre Geſchichte zu.

Moriz. Ach, beſte, liebſte Henriette!

Henriette. Den Sturm hier abwarten? Auch gut. Ich für meine Perſon danke für dergleichen Naturerſcheinungen. Wiſſen Sie, daß der zerbrochene Kopf in dieſem Augenblicke dem Onkel lieber war, als ſein eigener, und daß er's Ihnen weit eher verziehen hätte, wenn Sie ſelber auf den Kopf gefallen wären, als daß Sie den haben fallen laſſen?

Moriz. Aber mein Himmel!

Henriette. Ihr Himmel, der hängt jetzt voller Gewitterwolken. Setzen Sie ſich auf Ihr

Pferd, und jagen über Hals über Kopf darunter weg, ehe er ſich über Ihnen entladet. Den Engel, der Ihnen dieſe Gewittergegend zum Himmel macht, den will ich ſchon über Ihren Verluſt zu tröſten ſuchen.

Moriz. Jetzt fällt mir etwas ein!

Henriette Der Himmel wird eben jetzt über Ihnen einfallen. Das Gewitter rauſcht ſchon an dieſe Thüre heran. Hören Sie den Onkel? Jetzt können wir hier durch zu Cäcilien in den Garten. Nur das Abſchiedswort bei der hübſch kurz. Sagen Sie: auf ewig! und damit gut.

Moriz. Hören Sie nur, was ich im Sinne habe.

Henriette (ihn fortziehend). Hören, hören! Vor dem Donner, der ſo eben hier ausbrechen will, würde man vielleicht die letzte Poſaune verhören! (Beide ab.)

Dreizehnte Scene.

Amtsrath, Samuel.

Samuel (mit ſchlecht verborgener Freude). Da, da!

Amtsrath. Abſcheulich; entſetzlich! Wer iſt der Nichtswürdige geweſen und wo iſt er hingekommen? Kein einziges Organ ganz geblieben! O meine ſchöne neun Dukaten! Und Henriette war dabei?

Samuel. Ja, Mamſell Henriette hat ihn recht ausgeſcholten.

Amtsrath. Das glaube ich, denn die wird die Sache am meiſten empfinden. Was hat aber auch die Mamſell für verwünſchte Beſuche! Dasmal ſoll ſie mich kennen lernen! Meine ſchöne neun Dukaten. Ich glaube gar, Du haſt Deine Freude darüber, Spitzbube! Ich hielt Dich bisher immer für eine ehrliche Haut, nun aber ſehe ichs wohl anders. Aus meinen Augen, gleich aus meinen Augen! (Samuel geht nach der Thüre, der Amtsrath ruft.) Samuel! Hier ſollſt Du bleiben, ſage ich. Treibt Dich Dein böſes Gewiſſen fort?

Samuel (kann ſich des Lachens nicht enthalten).

Amtsrath. Und der Kujon lacht mich noch aus. Den Augenblick aus dem Zimmer.

Samuel (geht).

Amtsrath. Wie er rennt, daß er fort-

kommt, wie er ſtatt ſich zu entſchuldigen, den erſten Wink benutzt! Gleich hier her, Spitzbube!

Samuel (kommt).

Amtsrath. Aha! Spitzbube alſo muß man Dich rufen! Da hörſt Du. Du weißt gut, was Dir für ein Titel zukommt. Am Ende haſt Du wohl ſelber dieſe Bosheit verübt? (Er nimmt ihn beim Arm.)

Samuel (weinerlich). Wahrhaftig, ich bin's nicht geweſen!

Amtsrath. Ich ſehe und höre ja aber ſonſt niemanden. (Er öffnet die Nebenſtube.) Auch hier keine Seele. Spitzbube, Du biſt es geweſen. Du haſt Dich nur mit andern weiß brennen wollen.

Samuel. Können ſie denn nicht in den Garten gelaufen ſeyn, während wir hereinkamen?

Amtsrath. Nun, treffe ich ihn nur nicht drunten, ſo ſollſt Du ſehen, wie Dir's geht. Dasmal muß ein Exempel ſtatuirt werden, ſonſt brächen ſie mir noch einmal das Haus über dem Kopfe ab. Und wenn es der Sohn meines beſten Freundes wäre, an dem muß ich ein Exempel ſtatuiren! (Beide ab.)

Zweiter Aufzug.

Garten.

Erſte Scene.

Henriette, Cäcilie, Moriz.

Henriette. Ja, mein Herr Haller, nun habe ich wieder allen möglichen Reſpekt vor Ihnen. Schon fing ich an gänzlich zu verzweifeln. Vormals, da machten Sie zwar Ihr Späschen auch, das weiß ich, ſeitdem aber auf Ihrem Geſicht die Zärtlichkeit ſo überhand genommen, haben Sie die gute Laune ſelten mehr bei der Hand. Den Doktor Gall alſo wollen Sie vorſtellen?

Cäcilie. Wenn das nur nicht ganz ſchlecht abläuft!

Henriette. Da höre man das beſorgte Herzchen wieder. Ihr Verliebten ſeyd doch unausſtehliche Geſchöpfe.

Cäcilie. Gratulire Mamſell, zur Unausſtehlichkeit!

Henriette. Du hältſt mich wohl auch für verliebt? Weil ich heirathe, nicht wahr? Das ſchien der Onkel vorhin gleichfalls zu meinen. Wenn aber alle diejenigen verliebt ſeyn wollten, die einander heirathen, ſo könnte man vor lauter Seufzern ſein eignes Wort nicht mehr hören.

Cäcilie. Ich weiß doch Augenblicke! —

Henriette. Augenblicke, ja! Wer aber ſo recht verliebt ſeyn will, der muß ſein kurzes Leben zu einem einzigen ellenlangen Seufzer ausdehnen können. Er muß auf der Welt nichts mehr wollen als Seufzen und — allenfalls Sterben. Daran liegt mir aber nichts. Ich will lachen und leben, und freue mich über jeden der das ebenfalls will. Noch einmal, mein braver Freund, Ihr Einfall, als Doktor Gall zu erſcheinen, verräth gute Anlagen, aber — auch das Ausführen gehört dazu!

Moriz. Tragen Sie keine Sorge. Der Beifall meiner hochgeehrten Gönnerin allein, könnte mich dazu begeiſtern.

Henriette. Das iſt etwas. Fahren Sie ſo fort, und er ſoll Ihnen niemals entzogen werden.

Cäcilie. Aber er geſteht ja ſelbſt, daß er vom Doktor Gall ſo gut wie gar nichts wiſſe?

Henriette. Grade das, mein Kind, verräth die meiſte Weltkenntniß. Wer nichts von ſeinem Fache verſteht, der kommt am beſten darin fort. Etwas Stirn und das übrige giebt ſich.

Cäcilie. Ich fürchte, ich fürchte. —

Henriette. Dein ewiger Fehler!

Cäcilie. Iſt denn Gall noch in den Jahren?

Moriz. Zwanzig bis dreißig Jahre ab und zu thun nichts zur Sache.

Henriette. Allerliebſter Haller, Sie ſind mein Mann! Und hören Sie, wenn Ihnen der Kopf meines Vielgetreuen unter die Hände kommt, wie ich gar nicht mehr zweifle, ſo ſtreichen Sie den Herrn ja recht heraus. Es iſt mir blos der Folgen wegen. Laſſen Sie uns aber auch etwas in die Zukunft denken. Daß Sie, wenn Sie ſich als Doktor Gall behaupten, das Mädchen zur Frau bekommen, dafür bürge ich Ihnen. Ein acht Tage lang aber werden Sie den Charakter immer durchführen müſſen.

Cäcilie. Und in dieſer Zeit kommen die

Zeitungen und erzählen von dem Aufenthalte des wirklichen Gall!

Henriette. Als ob die Zeitungen nicht alle durch Deine Hände erſt zum Onkel kämen?

Cäcilie. Und wenn er nun nach ihnen fragt?

Henriette. So ligt die Schuld an dem Kommiſſionär in der Stadt.

Cäcilie. Und wenn er ſchreibt, und der ſie von ſich abwälzt?

Henriette. Darüber vergehen vierzehn Tage, und in vierzehn Tagen liebes Kind, haſt Du bereits feierlich die Erlaubniß bekommen, alle mögliche Launen dieſes Herrn geduldig zu ertragen.

Cäcilie. So? Und der Name bei der Trauung?

Henriette. Trauung! Das Wort noch einmal, liebes Kind! Du ſchlugſt mir die Augen gar zu hübſch dabei nieder. — Der Name — ja, Haller, das iſt eine Fatalität, getraut müſſen Sie werden; und das unter Ihrem eigenen Namen. Die verwünſchte Trauung!

Moriz. Auch deshalb weiß ich Rath. Sie könnte immer in Gegenwart des Herrn Amtsraths

anfangen. Kurz vor der Nennung der Namen aber müßte er — einer vorgeblich äuſſerſt wichtigen Sache wegen abgerufen werden! —

Henriette. Herrlich, ja, ja! Und dazu weiß ich keinen Menſchen beſſer, als unſer Stubenmädchen zu rekommandiren. Ich will ſie ſelbſt davon unterrichten, und daß ſie es nicht verdirbt, darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Nein, nun verzweifle ich an gar nichts mehr, da ich Sie ſo geſattelt finde.

Cäcilie. Das luftige Intriguengebäude wird über unſern Köpfen zuſammen ſtürzen.

Henriette. Deſto beſſer dann, daß es luftig war. Jetzt indeſſen iſt die Zeit zur Hofnung. Verſehen Sie es nur nicht in den erſten Augenblicken. Warten Sie. Ihr Haar müſſen wir etwas glätter ſtreichen. So! Und in die Miene legen Sie dann eine gewiſſe mediziniſche Wichtigkeit. Wir müſſen alles hübſch vorbereiten.

Moriz. Wie, wenn ich die Hand ſo in die Weſte ſtecke?

Henriette. Recht paſſabel, ja, den Kopf nur noch ein Bischen in die Höhe. Je höher ein Arzt ſeinen Kopf zu tragen weiß, deſto höher ſteigt

auch der Leute Meinung von ihm. Aber da kommt der Onkel. Sie ſehen, er brauſt wie ein Sturmwind daher. Halten Sie ſich nur beim erſten Sturze aufrecht!

Cåcilie. Ach, ich bin des Todes!

Zweite Scene.

Amtsrath, Samuel, die Vorigen.

Samuel (mit den Fingern zeigend.) Da ſteht er, das iſt er.

Henriette (will Moritzen vorſtellen, der Amtsrath aber hört nicht darauf).

Amtsrath. Sind Sie's geweſen mein Herr, der mir oben den Schaden angerichtet hat?

Moriz. Mein Herr, ich weiß nicht. —

Amtsrath. Keine Verſtellung, ich weiß alles. In fremder Leute Häuſern ſollte man behutſam ſeyn. Aber ſo iſt die heutige Jugend, ein ewiges Sauſen und Brauſen! Und wer Sie auch ſeyn mögen, Sie haben mich empfindlich beleidigt, und ich leide ſo was von niemand.

Henriette. Aber, lieber Onkel, der Herr iſt —

Amtsrath. Mag er ſeyn, wer er will.

Damit kommſt du mir eben recht! Ich weiß überhaupt nicht, was du für Beſuche annimmſt. Wen ich im Hauſe haben will, den werde ich ſchon herbitten. Und ein Menſch von guter Erziehung läßt ſich auch dergleichen nicht zu Schulden kommen. Was denken Sie, mein Herr, daß der Schädel werth war, den Sie zerbrochen haben?

Moriz. Nichts war er werth, deshalb habe ich ihn eben zerbrochen.

Amtsrath. Alſo mit gutem Bedacht? Jetzt halte ich mich nicht mehr. Wer ſind Sie, daß Sie ſich unterſtehen können — —

Moriz. Ich bitte Sie, Mamſell, dem ungeſtümmen Herrn meinen Namen zu nennen.

Henriette. Der berühmte Herr Doktor Gall!

(Samuel erſchrickt, ſieht ihn lang an und läuft dann davon. Der Amtsrath ſieht ihn ebenfalls lange ſprachlos an).

Moriz. Nichts von Ruhm und dergleichen. Doktor Gall aber heiße ich. Ich komme eben von Paris, und wollte mir bei der Gelegenheit den engliſchen Garten beſehen, von dem ich viel Gutes hörte, habe aber nun genug geſehen und ge-

hört. Meine Damen! (Abſchiedskompliment gegen beide Mädchen).

Amtsrath. Alſo wirklich?

Moriz (ohne darauf zu achten.) Es iſt mir leid, meine Damen, daß ich Ihnen dieſen Auftritt zugezogen habe. Ein Machwerk aber, das meiner Ehre ſo ſehr entgegen lief, ein ſo ganz falſch eingetheilter Schädel! Die Hitze mußte mich wohl übereilen! (Abſchiedskompliment).

Amtsrath. Mein Herr Dokter!

Moriz (ohne ihn anzuſehen.) Ich vergebe Ihnen mein Herr. Erlauben Sie aber auch daß ich mich entferne. Solcher Aufnahme wie hier, bin ich nicht gewohnt. Sie hat mir dieſen Garten zuwider gemacht.

Amtsrath. Drum eben, beſter Herr Dokter, möchte ich ſo gern des Gartens Ehre und die meinige retten. Wer hätte denken ſollen, daß Sie mein geringes Haus — — Nein, mein Herr Dokter, Sie dürfen wahrhaftig ſo nicht fort. Die große Ehre Sie bei mir zu ſehen — —

Moriz. Haben Sie mich bereits zur Genüge empfinden laſſen.

Amtsrath. Stehe ich denn nicht vor Ihnen, wie die pure, helle Beſchämung? Vergeben

Sie mir ja, Hert Doktor. Im Grunde war doch mein ganzer Zorn blos eine Folge der Hochachtung vor ihren Verdienſten.

Moriz. So möchte man ja hier jedes Verdienſt ablegen, um nur die Folgen Ihrer Hochachtung zu vermeiden.

Amtsrath. Ja, Herr Doktor, ſagen Sie mir immer Ihre Meinung recht tüchtig, aber dann ſeyn Sie auch wieder gut, und laſſen ſich's bei mir gefallen. Sie glauben nicht, wie froh ich bin, Sie in meinen vier Pfählen zu ſehen. Denken Sie nur, ich habe dem Betrüger für den Schädel oben, neun Dukaten bezahlen müſſen!

Moriz. Der Schädel ſoll Ihnen durch einen ächten erſetzt werden. Uebrigens — (Er will fort).

Henriette. Nein, Herr Doktor, denn nun muß ich auch ein Wörtchen drein ſprechen, der Onkel hat es nicht ſo ſchlimm gemeint.

Cäcilie. Sie dürfen wirklich nicht gehen, Herr Doktor.

Moriz. Ihre Güte, meine Damen, iſt mir ſehr ſchätzbar, aber —

Henriette. Aber — Gewöhnen Sie ſich doch die verwünſchte Halsſtarrigkeit ab, Herr Doktor.

Amtsrath. Reſpekt, Mamſell!

Henriette. Ja Onkelchen, ſo viel Reſpekt als Sie, kann ich unmöglich vor dem Herrn haben. Ich glaube auch nicht an ſeine Kunſt. Denn wenn er's Ihnen nicht anſieht, daß Sie, trotz alles Brauſens und anderer böſen Grillen, ein recht braves Onkelchen ſind, ſo iſt auch ſeine Kunſt nicht weit her.

Moriz. Ohne Spaß, Mamſell, Ihr Herr Onkel hat ein ſehr gutmüthiges Anſehen.

Henriette. Nun, mein Herr Doktor, wenn Sie das weg haben, und doch nicht ſeinen Bitten nachgeben, ſo müſſen Sie ja ein recht bösartiger Menſch ſeyn, und mit bösartigen Menſchen mag ich nichts zu thun haben. Pfui, gehen Sie!

Amtsrath. Ih, Kind, ſchickt ſich denn das?

Moriz. Laſſen Sie's gut ſeyn, Herr Amtsrath. Die Natur ſpricht aus der Mamſell, und die iſt mir immer ehrwürdig, denn wie könnte ich ohne ſie, das wenige was ich weiß, erworben haben? Ich ergebe mich alſo.

Amtsrath. Das iſt mir doch auſſerordentlich angenehm, den berühmten Mann in meinem Hauſe zu ſehen.

Moriz. Ohne Komplimente.

Amtsrath. Bloße Schuldigkeit. Und Herr Doktor, wenn Sie wüßten, welchen großen Dienſt mir Ihre Kunſt heute leiſten könnte!

Moriz. Was ich im Stande bin, mein Herr, thue ich allezeit gern.

Amtsrath (zu Henrietten leiſe). Jetzt ſollte der Muldenau da ſeyn. Er kommt doch auch gewis?

Henriette (ihm die Hand küſſend). Gewis, ja, ja!

Amtsrath. Verzeihen Sie, Herr Doktor. Wo zwei Mädchen im Hauſe ſind, da gibt es immer Kleinigkeiten abzuthun. Aber wenn ich ſo frei ſeyn darf, Sie zu fragen, was ſagen Sie denn, ganz aufrichtig, zu den beiden Mädchen?

Henriette (leiſe zu Moritz). Was Gutes, das bitte ich mir aus. Und gehen Sie nicht zu tief in Gall's Lehre ein, ſie möchten ſonſt ſtecken bleiben. Ignoranten wie Sie, müſſen mit ihrer Kunſt immer hübſch hinter dem Berge halten.

Amtsrath. Aha, die will Sie gewiß beſtechen, Herr Doktor?

Moriz. Ich werde Ihnen meine Unbeſtechlichkeit beweiſen.

Henriette (ſtellt ſich recht einfältig das Köpfchen zur Seite geneigt vor Moritz hin).

Moriz (nachdem er ſie eine Weile betrachtet hat.) Ich darf alſo ganz aufrichtig ſeyn, Herr Amtsrath?

Amtsrath. Das iſt ja eben meine ergebenſte Bitte.

Moriz. Eine allerliebſte Munterkeit iſt, trotz dieſer angenommenen ſchläfrigen Poſitur, Ihre Sache, Mamſell.

Henriette. Nicht allemal, Herr Doktor. Noch heute früh hat mir der Onkel den langen Schlaf vorgeworfen.

Amtsrath. Daß dich, — Immer hineinreden! So höre doch erſt alles.

Moriz. Ihr lebendiges Auge deutet auf raſche Handlungen.

Henriette (leiſe zu Moritz) Was geht Sie denn mein Auge an? Gehirn braucht man nach Gall, und weiter nichts.

Amtsrath. Was will ſie wieder?

Moriz. Diesmal verſtehe ich ſie wirklich gar nicht.

Henriette (leiſe.) Gebe der Himmel, daß Sie ſich heraus helfen.

Moriz.

Moriz. Die flache Stirne zeugt von wenig Ueberlegung.

Amtsrath. Getroffen, Herr Doktor, den Nagel auf den Kopf getroffen!

Moriz. Die ſtete Regſamkeit der Lippen auf eine Menge überflüßiger Worte.

Henriette (leiſe zu Moriz.) Die Lippen nun wieder, was kümmert ſich denn der Doktor Gall um die Lippen? Es wird eine tüchtige Portion Keckheit dazu gehören, mein Herr, wenn Sie bei dieſer noblen Ignoranz durchkommen wollen!

Amtsrath. Was hat Mamſell ſchon wieder?

Henriette. Ich ziehe meine Hand von dem Doktor ab, ich wollte, ich hätte ihn niemals protegirt. Sie hören es ja, Onkelchen, daß er meinen ganzen Charakter verfehlt.

Amtsrath. So ſchweig! Fahren Sie fort, Herr Doktor.

Moriz. Verliebt iſt Mamſell im höchſten Grade.

Henriette. Höre ein Menſch den Lügendoktor.

Amtsrath. Ih, Mädchen! Verzeihen Sie ja lieber Herr Doktor.

Moriz. Bei alle dem will ſie die Sache immer läugnen.

Henriette. Nun machen Sie, daß Sie mit mir fertig werden.

Moriz. Das bin ich ſchon, denn außer einem unerſchöpflichen Fonds von Schelmerei wüßte ich aus dem Kopfe nichts mehr heraus zu finden.

Henriette. Danke unterthänig, und werde mich bei Gelegenheit zu revanchiren wiſſen.

Amtsrath. Herr Doktor, ich mache Ihnen mein Kompliment. Sie haben den Charakter geſchildert, als ob Sie ein Jahr lang, wie ich, den Umgang dieſes Mädchens ausgeſtanden hätten.

Henriette. Nun kommt die Reihe an Dich, Cäcilie. Wird er Dich aber nur beſſer durchlaſſen!

Moriz. Dieſe Mamſell iſt ſanfter.

Amtsrath. Da haben Sie ganz recht.

Moriz. Die gewöhnliche Mädchenſchlauheit; aber bei weitem nicht in dem Grade ausgebildet, wie bei der andern Mamſell.

Henriette. Und mit der Verliebtheit, wie ſteht's denn mit der?

Moriz. Ganz leidlich.

Henriette. Ich hoffe doch ärger als bei mir.

Moriz. Sie liegt nur aufrichtiger in dieſem Geſichte. Ein Charakter, ſo weiblich, daß er durchaus aufs baldigſte — darf ichs herausſagen?

Amtsrath. Alles, alles, lieber Herr Doktor.

Moriz. Einen Gatten zur Leitung verlangt.

Henriette. Da ſiehſt Du, Mamſell. Das iſt auch eine garſtige Eigenheit!

Moriz. Daß ich nicht wüßte.

Amtsrath. Herr Doktor, meine Hochachtung vor Ihren Verdienſten iſt bei dieſen kleinen Proben aufs höchſte geſtiegen. Sie haben die Charaktere beider Mädchen auf das treffendſte entwikelt. Was mir aber aufgefallen iſt, ich finde, daß ſie aus andern Gründen urtheilen, als ich in Zeitungen gewöhnlich leſe. Da heißt es immer von einzelnen Organen. Von den Augen iſt auch niemals, ſo viel ich mich erinnere, die Rede geweſen, eben ſo wenig von den Lippen.

Henriette (leiſe zu Moriz.) Keck mein Freund, oder wir ſind alle angeführt.

Moriz. Ja — freilich — hm, hm! das iſt eben ein Unglück mit den Zeitungen. Erſt ver-

ſtehen einen die Leute falſch und dann ſchreiben ſie ſolche Dinge in die Welt hinein.

Amtsrath. Es iſt nur ſo ſonderbar, daß alle Zeitungen —

Moriz. Uebereinſtimmen? Nichts natürlicher. Die Herrn Zeitungsſchreiber ſtehlen einander die Lügen ab, thun neue dazu, und ſtreuen dem guten Publikum auf dieſe Weiſe Sand in die Augen.

Amtsrath. Am meiſten iſt mir vorhin aufgefallen, daß Sie die Beweglichkeit der Lippen mit in Anſchlag bringen. Die Lippen ſcheinen doch Ihrer Theorie ganz aus dem Wege zu liegen.

Moriz. So glaubte ich vor kurzem ebenfalls noch, aber es iſt nicht ſo. Schöne Augen und Lippen, denken Sie nur, wie viel Unheil dieſe ſchon in der Welt angeſtiftet haben! Das brachte mich zuerſt auf den Gedanken, mein Syſtem damit zu bereichern. Und ſiehe da, es hat ſich bewährt. Sie geben mir übrigens ſelbſt das Zeugnis, daß ich den ganzen Charakter beider Mädchen getroffen habe!

Amtsrath. Ja wohl, und meine Ein-

wendungen entſprangen blos aus der Begierde belehrt zu werden.

Moriz. Ueberhaupt müßen Sie wiſſen, Herr Amtsrath, daß ich mein Syſtem in Paris merklich geändert und erweitert habe. Die neueſten Zeitungsblätter ſind wohl noch nicht in Ihre Hände gekommen?

Amtsrath. Die neueſten gewiß nicht. Ich erhalte dergleichen Dinge höchſt unordentlich, zuweilen ganze Monate zuſammen, wie man es uns auf dem Lande ſo macht. — Ich freue mich nur Sie hier zu ſehen. So jung hätte ich Sie mir nimmermehr vorgeſtellt.

Moriz. Ein Arzt konſervirt ſich, wenn er ſein Fach verſteht.

Amtsrath. Ja, ja. Ich fühle, ſchon Ihre Gegenwart gibt mir neues Leben. Ich habe heute grade einen groſſen Verdruß gehabt. Ein alter Freund hat ſich mir von einer verruchten Seite gezeigt. Apropos Herr Doktor, haben Sie in Baſel den Doktor Haller kennen gelernt?

Moriz (Nachſinnen heuchelnd.) Haller, Haller!

Henriette (leiſe zu Moriz.) Um Gotteswillen kein Lob. Man könnte Ihnen ſonſt leicht

auf die Spur kommen. Des Onkels Erbitterung iſt allzugroß.

Moriz. Nein, ich kenne keinen dieſes Namens.

Amtsrath. Sie verlieren auch nichts dabei, lieber Herr Doktor. Iſt das ein Menſch, pfui! Doch davon abgebrochen. Vergeſſen Sie hübſch auf ein Paar Tage in meinem Hauſe die verlarvten Reſidenzmenſchen. Darf ich darum bitten?

Moriz (achſelzuckend.) Meine Zeit —

Henriette. Ei, Herr Doktor, wenn Sie keine Zeit haben, ſo müſſen Sie ſich welche nehmen. An mir haben Sie's zwar nicht verdient, daß ich Sie bitte, aber dieſe Mamſell hat alle Urſache dankbar zu ſeyn. Dahier! (Sie legt Cäciliens Arm in Morizens.) Geht mit einander in dem Garten herum, geht! Du Cäcilie wirſt ſchon ſorgen, daß es deinem Lobredner nicht an Unterhaltung gebreche.

Cäcilie. Meine Unterhaltung möchte nicht hinreichend ſeyn.

Henriette. Ha, ha, ha! ſehen Sie, Doktor, endlich fängt ſie auch an einzuſtimmen. Nicht hinreichend ſeyn!

Amtsrath. Nun, nun, Mamſell! Cäcilie hat recht. Ein ſuffiſantes Geſchöpf, wie Du, iſt ſich freilich immer genug. Aber, nein, Cäcilie, Du haſt ganz recht. Indeſſen der Herr Doktor wird mit Deinem guten Willen zufrieden ſeyn.

Henriette. Er wird zufrieden ſeyn, ja, ja, nur getroſt Cäcilie.

Amtsrath. Mache ihn ein wenig mit den Anlagen bekannt, meine Tochter. Ich will indeſſen im Hauſe aufs Recht ſehen.

Henriette. Und ich, Onkel, will zuſehen, daß die beiden Leutchen nicht zu Schaden kommen.

(Moriz mit Cäcilien ab).

Dritte Szene.

Amtsrath, Henriette.

Amtsrath. Das ſchwatzt, das plaudert. Wenn man dir nur noch eine ordentliche Konduite einpredigen könnte, aber nein. Der Doktor Gall iſt ja wahrhaftig kein Mann, mit dem man Fangball ſpielen darf.

Henriette. Onkelchen, glauben Sie mir, ich kenne meine Leute.

Amtsrath. Wie ſo, wenn ich fragen darf.

Henriette. Ih nun, erſtens ſähe mir's ein ſolcher Herzensſpion doch gleich an den Augen an, und an den Lippen, was ich im Sinne hätte, wenn ich's auch nicht herausbrächte, und dann denke ich: lieber heraus damit. Ich würde auch ſicher todtſterbens krank, wenn ich die Worte wieder verſchlucken müßte, die immer ſtromweiſe auf meine Zunge kommen.

Amtsrath. Ja wohl, ſtromweiſe.

Henriette. Aber Onkelchen, Onkelchen, merken Sie nichts an dem Doktor Gall?

Amtsrath. Was ſoll ich denn merken?

Henriette. Iſt es Ihnen nicht verdächtig vorgekommen, daß er Cäcilien ſolche Komplimente ſagte?

Amtsrath. Komplimente! Das ſpricht der Neid aus Dir.

Henriette. Warum ſagte er mir denn nicht ſo viel Schönes. Ich habe doch auch ſchon einmal in meinem Leben in den Spiegel geſehen.

Amtsrath. Ja, ein Einzigesmal!

Henriette. Kurzum, Onkelchen, ich fürchte, ich fürchte —

Amtsrath (ungeduldig.) Was denn?

Henriette. Ich fürchte Sie werden mit dem Manne in nahe Verwandtſchaft gerathen.

Amtsrath. Warum nicht gar!

Henriette. Denken Sie an mich. Ich will Sie wenigſtens gewarnt haben.

Amtsrath. Gewarnt?

Henriette. Ja, der Doktor ſieht Cäcilien gerade ſo an, wie mich Muldenau immer anſieht, und mit uns beiden iſt es doch auch nicht richtig. Da ſchließe ich denn — —

Amtsrath. Voreilig wie immer. Das ginge ja auf Extrapoſt.

Henriette. Ei, Extrapoſt iſt der Liebe ihr liebſtes Fuhrwerk.

Amtsrath. Er kennt ja das Mädchen noch kaum?

Henriette. Wofür wäre er denn Doktor Gall. Kurz Onkel nehmen Sie ſich in Acht.

Amtsrath. Uebrigens ſähe ich kein groſſes Unglück dabei.

Henriette. Kein Unglück, wenn ſo ein Mann in eine Familie heirathet, der den Leuten alles von auſſen anſieht?

Amtsrath. Ih, ſo ſchreie! Wenn er's

nun hörte, ſo dächte er wohl gar, man hätte Abſichten auf ihn.

Henriette. Geſtehen Sie's wenigſtens, daß er ihnen nicht zuwider wäre.

Amtsrath. Wie wäre das auch möglich. Ein Mann, den ganz Deutſchland hochachtet!

Henriette. Dann iſt er auch viel zu alt für Cäcilien. Sie hören ja ſelbſt, daß er blos vom Conſerviren ſo jung ausſieht.

Amtsrath (ſich in die Bruſt werfend.) Ich wollte er wäre noch älter. Ein Mann in gewiſſen Jahren, der ſich konſervirt hat, iſt eine weit beßere Parthie für ein junges Mädchen, als ein hergelaufener Menſch, den niemand kennt.

Henriette (für ſich.) Ich verſtehe (laut:) Und Cäcilien ſcheint der Herr auch nicht zuwider zu ſeyn. Es iſt wahrhaftig Zeit, daß ich aus dem Hauſe komme.

Amtsrath. Oho, Mamſell, Sie ſind noch nicht heraus. Doktor Galls Ausſpruch wird auch darüber entſcheiden (ab).

Henriette (ihm Küſſe nachwerfend.) Der goldene Onkel der! Wir zeigen ihm die Schlinge nur, und er legt ſie ſelber um ſeinen Hals.

Vierte Szene.

Moriz, Cäcilie, Henriette.

Henriette. Nun Kinder, die Sachen ſtehen vortreflich, ihr bekommt einander, ich bekomme meinen Muldenau, und wir ſind alle geborgen. O du allerliebſter Doktor Gall! Ich kenne zwar nur dein unwißendes Ebenbild, aber ich bin dir doch ſchon außerordentlich gut geworden. Hören Sie Haller das beſte wird ſeyn, Sie ſtellen ſich gleich auf der Stelle ganz bezaubert von Cäcilien.

Moriz. Aber ſo plötzlich?

Henriette. Herzenskündiger wie Gall können ſich bei ſolchen Gelegenheiten unmöglich lange bei der Vorrede aufhalten. Da kommt der Onkel ſchon wieder.

Fünfte Scene.

Amtsrath, die Vorigen.

Moriz (bei Seite.) Nun wohlan, (laut:) Beſter Herr Amtsrath, was ſie glücklich ſind, ſolch eine Tochter zu beſitzen!

Henriette. Hören Sie wohl?

Amtsrath (Henriette auf die Seite ſchiebend.)

O ich bitte, lieber Herr Doktor, machen Sie das Mädchen nicht eitel.

Moriz. In der That, dieſe wenige Augenblicke haben hingereicht, mir ihren ganzen Werth zu entwicklen.

Henriette (zupft den Amtsrath und ſagt halb laut:) Jetzt rückt er heraus. Geben Sie ihm Cäcilien gar nicht.

Amtsrath (ſchiebt Henrietten unwillig von ſich.) Gut iſt das Mädchen, ſo viel kann ich verſichern.

Henriette (Henriette winkt Cäcilien auf die Seite zu gehen, Cäcilien geht.)

Moriz. Sagen Sie engliſch, himmliſch, Herr Amtsrath.

Amtsrath. Ih, Herr Doktor, Sie gerathen ja ganz außer ſich.

Moriz. Ich hätte längſt geheirathet, wenn mir ein ſolches Mädchen vorgekommen wäre.

Henriette (leiſe.) Jetzt Onkel, nehmen Sie ſich zuſammen.

Amtsrath. Was betrachten Sie mich denn ſo aufmerkſam Herr Doktor?

Moriz. Ich — entdecke etwas ſehr niederſchlagendes.

Amtsrath. Ei, was denn, ich bitte Sie?

Moriz. Iſt es meine Furcht, die mir die Augen blendet, oder leſe ich wirklich richtig in Ihren Zügen?

Amtsrath. Was leſen Sie denn darinn?

Moriz. Daß — daß Sie mir Ihre Tochter verweigern würden, wenn ich um Sie anhielte.

Henriette (leiſe.) Da hören Sie's. Immer verweigert, ohne Barmherzigkeit!

Amtsrath (Henrietten fortſchiebend.) Herr Doktor! —

Moriz. Mit Einem Worte, Herr Amtsrath, habe ich recht geleſen?

Amtsrath. Nein!

Moriz. Nicht?

Amtsrath. Ihr Geſicht würde mich für Sie eingenommen haben, wenn ihr Ruf auch nicht Ihnen voranliefe. Ich freue mich übrigens doppelt, daß ich im Stande bin, einen Mann wie Sie eines kleinen Irrthums zu beſchuldigen. Laſſen Sie mich mit meiner Tochter ſprechen (rufend:) Cäcilie!

Sechste Scene.

Cäcilie, die Vorigen.

Amtsrath. Cäcilie, daß ichs kurz mache, Herr Doktor Gall hat um dich angehalten.

Cäcilie. Dieſer hier?

Amtsrath. Freilich der.

Cäcilie. Aber Sie wiſſen doch!

Amtsrath. Dein Verſprechen an den jungen Haller. Das iſt ein für allemal null und nichtig, daher dächte ich. — Jetzt rede.

Cäcilie (nähert ſich Morizen).

Moriz. Darf ich Ihr Schweigen zu meinem Vortheile auslegen? (Cäcilie, von ihm dazu aufgefodert reicht ihm die Hand).

Amtsrath. Warum ſo von weitem, Mamſell Henriette?

Henriette. Haben Sie mich nicht von ſich geſtoßen? Und muß ich nicht nun vollends das Herz verlieren, näher zu kommen? Doktor Gall Cäciliens Verlobter!

Amtsrath. Haſt du etwas einzuwenden, ſo rede laut.

Henriette. Ei, Sie hörten mich doch nicht an.

Amtsrath. Das könnte Dir wohl begegnen.

Henriette (zu Cäcilien.) Ich weiß wirklich nicht, ob ich Dir Glück wünſchen ſoll! Ich, meines Orts, hätte den Herrn nicht haben mögen.

Amtsrath. Lebensart, Mädchen!

Henriette. Alles gerade heraus, Onkelchen, das iſt meine Art zu leben.

Amtsrath. Nur nicht unartig. Wie wär' es Cäcilie, wenn wir den Paſtor herüber kommen ließen, damit die Unterhaltung nicht ausgeht.

Cäcilie. Ich dächte nicht.

Henriette. Warum nicht gar den alten Paſtor. Wenn ich Ihnen verſpreche meinem Munde den Lauf zu laſſen, ſo ſollen Sie einmal hören.

Moriz. Ich dächte auch, lieber Herr Amtsrath, wir blieben unter uns. Ich möchte nicht einmal gerne, daß mein Name im Hauſe herum käme.

Amtsrath. Der Beunruhigung wegen, ich verſtehe. So ein berühmter Name geht freilich wie ein Lauffeuer von Ort zu Ort. Auch gut. Jetzt weiß außer uns niemand davon, als mein Samuel, und der iſt verſchwiegen.

Siebente Scene.

Samuel, (von weitem,) die Vorigen.

Samuel. Bſt, Herr Amtsrath.

Amtsrath. Was iſt denn das für eine neue Manier? Bemühen Sie ſich näher, Mosje Samuel.

Samuel. Nur ein Augenblickchen!

Amtsrath. Komm her, ſag ich Dir.

Samuel (kommt mit furchtſamen Blicken auf den Doktor.) Sie ſollen einmal vorkommen Herr Amtsrath!

(Er läuft dann ſchnell ein Stück zurück).

Amtsrath (abgehend.) Ich werde ſogleich wieder bei Ihnen ſeyn.

Henriette. Nun da ſeyd Ihr doch ein Paar! Aber Herr Doktor, daß Sie den Schädel meines Verlobten nur ja recht muſterhaft finden, denn ſonſt — (Sie verlieren ſich. Samuel, der von weitem geſtanden hat, tritt hervor).

Samuel. Nun bleibts dabei, ich gehe fort. Hier! (Er zieht den Rock aus und legt ihn nebſt dem Hute auf einen Bank.) Da liegt ihr. Das übrige iſt mein, aber den neuen Livrerock und den Hut

muß

muß ich da laſſen. Hier kann ein guter Chriſt nicht länger beſtehen! Der arme verblendete Herr Amtsrath, einen Hexenmeiſter in's Haus zu nehmen, und ihm ſeine Tochter zu geben, heißt das nicht ſein eigenes Kind dem Teufel verſchreiben? Die Haut ſchauert mir ganz. Ja, wer ſich mit dem Böſen einläßt, den ſoll man fliehen und meiden. Halt die neue Schuhe muß ich auch hier laſſen. (Er zieht ſeine Schuhe aus, und legt ſie ebenfalls auf die Bank.)

Achte Scene.

Amtsrath, Samuel.

Amtsrath. Was ſoll denn der Aufzug bedeuten?

Samuel. Ich will kein unrechtes Gut auf meinem Leibe haben.

Amtsrath. Unrechtes? Ich habe Dir das alles ja ſelbſt machen laſſen?

Samuel. Eben darum, Herr Amtsrath. Ich will's Ihnen nur ſagen, ich muß noch heute aus Ihrem Hauſe.

Amtsrath (ſieht ihn verwundert an.) Nun

jetzt kann ich mich nicht mit Dir aufhalten, doch bitte ich mir nachher Erklärung aus.

Neunte Scene.

Moriz, Henriette, Cäcilie, die Vorigen.

Amtsrath (der ſich den Schweiß von der Stirne wiſcht.) Lieber Herr Doktor, auf ein Wort!

Henriette, Cäcilie und Samuel gehen auf die Seite.

Amtsrath. Herr Doktor, Ihre Kunſt in Ehren, Sie haben vorhin doch recht geſehen!

Moriz. Worin Herr Amtsrath?

Amtsrath. Ach die Sache liegt wie ein Zentner Blei auf meinem Herzen. Ich bin ſo beſtürzt, ſo beſchämt! Es tritt ein Umſtand ein, ein Umſtand! —

Moriz. Ihre Aengſtlichkeit ſteckt mich an. Reden Sie Herr Amtsrath.

Amtsrath. Sie bemerkten doch an mir, daß ich Ihnen meine Tochter nicht würde geben können!

Moriz (betroffen.) Meine Furcht allein — ſie machte mich blind!

Amtsrath. Beileibe Herr Doktor, Ihre

Furcht nicht, Ihre Kunſt iſt das geweſen. Sie haben recht geſehen, ich kann Ihnen meine Tochter wirklich nicht geben.

Moriz. Aber, Herr Amtsrath, alle Ihre Organe ſagen mir's doch jetzt noch!

Amtsrath. Ei, ſo lůgen meine Organe. Denn meine Rechtſchaffenheit litte das nicht.

Moriz. Ihre Rechtſchaffenheit, Herr Amtsrath? haben Sie mir Ihre Tochter nicht zugeſagt?

Zehnte Scene.

Muldenau (unbemerkt,) die Vorigen.

Moriz (den Amtsrath betrachtend.) Wenn die Organe lůgen ſollten, die ich hier wahrnehme, ſo wůrde Ihre Rechtſchaffenheit auch eine Lůge ſeyn můſſen.

Muldenau (vortretend und Morizen auf die Schultern klopfend.) Ei, mein Herr, ſeit wann ziehen Sie Ihren Scherz aus der Gallſchen Lehre, von der Sie vor Kurzem noch nichts wiſſen wollten?

Amtsrath. Das ſind ja der Herr Doktor Gall ſelber!

Moriz (bei Seite.) Jetzt Keckheit ſtehe mir bei (laut.) Kommt Ihnen das räthſelhaft vor, mein Herr?

Muldenau. Räthſelhaft, ja wohl. Mehr als räthſelhaft.

Amtsrath. Ohne Spaß, es iſt der Herr Doktor.

Muldenau. Er iſt es nicht, ſage ich Ihnen!

Amtsrath. Lieber guter Muldenau, ich bitte Sie inſtändig ſich zu mäßigen. Eine ſtarke Uebereilung gegen den Herrn Doktor habe ich kaum gutgemacht und bin eben wegen einer voreiligen Zuſage in neuer Verlegenheit, daher enthalten Sie ſich ja aller beleidigenden, falſchen Muthmaſungen.

Muldenau, (Morizen von allen Seiten betrachtend.) Hm, hm! mein Herr, lernte ich Sie nicht vor einigen Monaten in Zürich an der Table d'hote kennen?

Moriz. Wohl möglich. Ich werde mit vielen Leuten bekannt, und vergeſſe ſie wieder.

Muldenau. Man ſprach allgemein über den Dokter Gall.

Moriz. So über mich?

Muldenau. Das möchte ich nicht ſagen, wenigſtens waren Sie dann kein Lobredner von ſich ſelber.

Moriz. Beßer, wenn meine Lehre mich lobt, ſo habe ich immer gedacht.

Muldenau. Man bewies Ihnen, daß Sie die Lehre gar nicht kannten.

Moriz. Weil ich es nicht der Mühe werth hielt, den Gegenbeweis zu führen, ha, ha, ha! Jetzt beſinne ich mich. Sie waren alſo auch von der Parthie, ha, ha, ha!

Muldenau (mit Nachdruck.) Nebſt mehrern perſönlichen Bekannten vom Doktor Gall. Werden Sie ſich nun bald gefangen geben?

Moriz. Gefangen? Weil ich der öffentlichen Ruhe zu Liebe den Leuten die Masken abzunehmen anſtand? Deshalb noch nicht.

Muldenau. So nehmen Sie jetzt Ihre Maske wohl in Acht. Unter Galls Namen erſcheinen Sie, wie ich ſehe, in dieſem Hauſe, unter dem Namen eines Glücksritters werden Sie es verlaſſen.

Eilfte Scene.

Henriette (herbeieilend,) die Vorigen.

Henriette, (winkt Muldenau ängſtlich hinter des Amtsraths Rücken, zieht erſtern dann bei Seite und ſagt laut:) Willkommen, Muldenau, wie ſteht es? (heimlich zu ihm:) Ums Himmelswillen, repariren Sie ihre Voreiligkeit. Wenn Sie dieſen Doktor Gall nicht anerkennen, ſo verderben Sie Cäcilien und mir den ſchönſten Plan.

Moriz, (ein wenig von Muldenau's Sprache intimidirt, faßt ſich, wie er Henrietten, der er nahe ſteht, ſich ſeiner annehmen hört.) Herr Amtsrath, faſt muß ich glauben, daß Sie ſelbſt dieſen Herrn beſtellt haben, mich durch abgeſchmackte Inſulten aus Ihrem Hauſe zu treiben!

Amtsrath. Mein Himmel, ich weiß ja gar nicht wie mir geſchieht, und was ich denken ſoll!

Muldenau (Er hat bis dahin mit Henrietten geſprochen, und dieſe über das, was er ihr geſagt, große Freude bezeigt, jetzt betrachtet er Morizen aufs neue. Sollte mich mein Argwohn verblenden!

Amtsrath. Dann rechtfertigen Sie mich wenigſtens, gegen den Verdacht des Anſtiftens.

Muldenau (zu Moriz.) Mein Herr, ich erbiete mich zu jeder Genugthuung, wenn ich geirrt haben ſollte.

Moriz. Dieſe behalte ich mir ohnehin vor.

Henriette. Das iſt wahr, den Rücken nur darf man wenden und das Unheil iſt fertig. Kommen Sie, Doktor. Dieſer Herr hat dem Onkel etwas zu ſagen, was Sie nicht grade zu hören brauchen. Onkelchen, Sie werden ſich ſchon billig finden laſſen, es iſt meinetwegen etwas.

(Henriette und Moriz verlieren ſich).

Zwölfte Scene.

Amtsrath, Muldenau.

Amtsrath. Iſt das wahr?

Muldenau. Ja, Herr Amtsrath, dieſe kleine Reiſe hat den beſten Erfolg gehabt. Aus einem Briefe, (er übergiebt ihn) den zufällige Umſtände verſpätet hatten, erfahre ich, daß meine Rückkehr nach America überflüßig geworden, und mein Vermögen in Sicherheit iſt. Ich denke mich nun in Deutſchland anzukaufen. Wo? darüber werde ich mir Ihren Rath ausbitten.

Amtsrath. Dazu gratulire ich uns allen.

(Er umarmt ihn.) Henriette wäre alſo glücklich verſorgt. Hätte ich nur den Stein wegen meiner Cäcilie vom Herzen!

Muldenau. Ich denke, ſie iſt ſchon einem jungen Kaufmann verſprochen?

Amtsrath. Zwei Männern das iſt der ſchlimme Handel!

Muldenau. Sie liebt aber, glaube ich, den jungen Kaufmann?

Amtsrath. Ich habe dagegen geredet, habe Henrietten angeſtellt, daß ſie es ihr ausreden ſollte —

Muldenau. Das gelang aber vermuthlich nicht?

Amtsrath. Wenn es doch nicht gelungen wäre! Aber, alles ging nach meinem Wunſche. Da muß nun noch das Unglück den Doktor Gall in mein Haus führen. Hübſch iſt das Mädchen, und der verliebt ſich den Augenblick in ſie, ſie ſich wieder in ihn, und wenn ſolche berühmte Männer kommen und anhalten, was ſoll da unſereins machen? Ich habe ihm auf der Stelle meine Einwilligung gegeben.

Muldenau. Dem Manne, mit dem ich eben in Streit gerieth?

Amtsrath. Und ſich ſehr übereilten, Herr Muldenau, nehmen Sie mir's nicht übel. Daß er ſein Fach verſteht, das hat er mir bewieſen: Hier auf dieſem Platze hat er mir den Charakter beider Mädchen ſo auf den Nagel hergeſagt, als ob er Jahre lang mit Ihnen umgegangen wäre.

Dreizehnte Scene.

Henriette, die Vorigen.

Henriette. Da bin ich wieder. Nun, Muldenau, wie macht es denn der Onkel mit uns?

Amtsrath. Wie ihr's haben wollt! (Er legt ihre Hand in Muldenau's).

Henriette. Tauſend Dank, Onkelchen! Was haben Sie denn aber mit dem Doktor Gall für Spaß vorgehabt. Wie ich ihn jetzt an Cäcilien abliefre, ſpricht er, Sie wollten ihm das Mädchen wieder nehmen.

Amtsrath. Ich muß es wohl thun.

Muldenau. So plötzlich alſo?

Amtsrath. Ja wohl plötzlich. Hören Sie nun vollends, Muldenau, wie mir's geht.

Cäcilie iſt alſo an den jungen Kaufmann Haller ſo gut wie verſprochen, da kommt dieſen Morgen auf Einmal ein Brief von ſeinem Vater, worinn mir der, und obendrein in recht aufbrauſendem Tone, eine Summe, die ich ihm geborgt habe, gänzlich abläugnet. Das bringt mich denn dermaßen auf, daß ich ſogleich beſchließe, nichts mit ſeiner Familie ferner zu thun zu haben, und dem Doktor Gall das Mädchen zuſage. Doch hören Sie nur weiter. Vorhin werde ich von hier weggerufen, und wie löst ſich mir das Räthſel da mit dem Briefe? Da muß ich hören, daß mein alter Freund, der Doktor Haller, unſchuldig, und ſein Famulus unſer gemeinſchaftlicher Betrüger geweſen iſt. Es entdeckt ſich nämlich vor ein Paar Tagen, daß er des alten Hallers Hand auf das Täuſchendſte nachzumachen gewußt, und dieſe Geſchicklichkeit auch zum Nachtheil ſeines Prinzipals gemisbraucht hat. Denken Sie ſich in meine Lage, Muldenau, in meine Verlegenheit. Der alte Haller kommt, ſeinen Brief wieder gut zu machen, ſelber ſchleunigſt hergereißt. Tag und Nacht iſt er unterwegs geweſen. Er bittet mir mit der größten Herzlichkeit ſeine Hitze ab,

er kann nicht aufhören, ſeine Freude über unſre baldige nähere Vereinigung zu bezeigen. Und ich ſoll nun den Muth haben, ihm den heutigen Vorfall zu entdecken!

Henritete (Die während der Erzählung hinter dem Onkel, oder wenigſtens ſo, daß er ſie nicht geſehen, geſtanden und mit Mienen und Geberden ihre Freude ausgedrückt hat.) Liebſtes, beſtes Goldonkelchen, Sie haben mir geholfen. (Sie zeigt auf Muldenau.) Dafür will ich Ihnen auch helfen. Laſſen Sie es Cäcilien entſcheiden, ob ſie künftig Frau Doktorin Gall, oder Madam Haller ſchlechtweg heißen will.

Amtsrath. Dann iſt es ſo gut als ausgemacht, daß der junge Haller durchfällt.

Henriette. Es käme darauf an. Habe ich ihr ihn aus dem Herzen herausſchwatzen können, ſo getraue ich mich auch, ihr ihn wieder hineinzuſpediren.

Amtsrath. Du trauſt Dir niemals zu wenig zu, ſo viel iſt mir ſchon bekannt.

Henriette. Man fühlt ſich. Aber dies bei Seite, denn ein Entſchluß muß jetzt gefaßt werden.

Amtsrath. Leider, freilich.

Henriette. Und iſt es nicht eine große Er-

leichterung wenigſtens für Sie, wenn Sie die Entſcheidung von ſich auf Cäciliens Schultern wälzen können? Der Doktor Gall wird ſich das auch gefallen laſſen.

Amtsrath. Ach hätte ich nur den alten Doktor Haller ſchon davon unterrichtet!

Henriette. Dazu erbiete ich mich. Kann ich mehr thun? Schaffen Sie mir den Alten her, wo haben Sie ihn denn?

Amtsrath. Der Tauſend! Verſpreche ich ihm gleich wieder zu kommen, und laſſe ihn nun ſchon ſo lange vorne ſtehen, daß er nicht wiſſen wird, was er denken ſoll. Ja, wenn einen nur die Verlegenheit einmal beim Kopfe hat! (ſchnell ab).

Vierzehnte Scene.

Henriette, Muldenau.

Henriette. Geh nur, Onkelchen, geh! Das bischen Angſt iſt eine gerechte Züchtigung für die, welche Du mich und Cäcilien heute haſt ausſtehen laſſen. Sollſt aber nun auch belohnt werden.

Muldenau. Aber beſte Henriette, was iſt denn das für ein Menſch der ſogenannte Doktor Gall?

Henriette. Ein Impromptu, von dem Sie zeitig genug hören ſollen. Jetzt muß ich dieſen Herrn Doktor noch wegen einer injuriöſen Charakterſchilderung etwas in die Preſſe nehmen. Da kommt er gerade mit Cäcilien, und wie zärtlich!

Fünfzehnte Scene.

Moriz, Cäcilie, die Vorigen.

Cäcilie. Nun, Henriette, wie ſteht es, was iſt meinem Vater wieder mit Einem Mal in den Kopf gefahren?

Henriette. Ein ſeltſamer Gedanke, mein Kind, er will Dich verheirathen.

Moriz. Und nicht mit mir?

Henriette. Leider, nicht.

Cäcilie. Warum denn nicht?

Henriette (zuckt die Achſeln.) Ihr armen Leute, wie Ihr mich dauert! Sehen Sie nur, Muldenau, was das für ein hübſches Pärchen geworden wäre!

Moriz. Ich begreife nur die ſchnelle Veränderung noch gar nicht.

Cäcilie. Ich bin ganz auſſer mir.

Henriette. Nun, nun, Cäcilie faße noch

Muth. Es wird viel auf dich ankommen, die verwickelte Hiſtorie zu endigen. Wie aber? (Henriette ſinnt nach.) Richtig, ſo fangen wirs an, Sie, Doktor, gehen in jenes Sommerhaus. Es hat zwar kein Fenſter nach dieſem Platze her, aber wenn Sie nun auch Cäciliens Anblick ein Vierteſtündchen entbehren! Läuft die Sache ſchlecht für Sie ab, ſo werden Sie ſich ohnehin daran gewöhnen müſſen. Immer hinein!

Moriz. Aber, wozu denn das?

Henriette. Das ſollen Sie ſchon ſehen. Ich verlange jetzt unbedingten Gehorſam. Nun kommt es nur darauf an, ob Sie ſich auf Cäciliens Standhaftigkeit verlaſſen können.

Cäcilie. Spaßmacherin zur Unzeit!

Henriette. Sie habe ich gefragt, mein Herr!

Moriz (lächelnd.) Auf Cäcilien, gewis!

Henriette. Nun, wenn Sie ſo ſicher ſind, dann marſch in's Haus. Sie ſind mit dem Onkel ſchon in Wortwechſel gerathen, und Ihr Anblick könnte meine Maasregel um ihre Wirkung bringen. (Sie ſchiebt Morizen in das Haus und macht die Thür hinter ihm zu.) Und hübſch ruhig darin-

nen. Ich werde ſchon rufen, wenn Sie heraus kommen ſollen. (Mit Cäcilien nach einer von dem Sommerhauſe entfernten Seite gehend.) Nun Mädchen, geht deine Rolle bald an. Viel haſt Du nicht zu ſagen. Verdirbſt Du mir aber auch dasmal meinen Spaß, ſo hüte dich vor meiner Rache. Da kommen unſre Leute ſchon.

Cäcilie. Das iſt ja gar —

Henriette. St, ſt! Morizens Vater iſt es, und Arm in Arm mit dem Deinigen. Kanſt Du Dirs nun erklären, warum er Dich keinem Doktor Gall mehr geben will? (Cäcilie ſieht Henrietten mit fröhlicher Miene an.) Nur jetzt noch. (Sie legt die Hand auf den Mund.) Damit der Patron dort im Sommerhauſe nichts vor der Zeit erfahre.

Sechzehnte Scene.

Doktor Haller, der Amtsrath kommen; Henriette, Cäcilie und Muldenau ziehen ſich ein wenig auf die Seite, ſo daß ſie anfangs nicht bemerkt werden.

Haller (mit dem Amtsrath im Geſpräch.) Habe ich doch aber den Gipsſchädel in der Eil vergeſſen, nach dem Du ſchriebſt!

Amtsrath. Schade für den Schädel! Wenn Du erſt alles wiſſen wirſt, ſo glaubſt Du mir es gewis, daß ich unter ſolchen Umſtänden wollte, ich hätte in meinem Leben nichts von der Schädellehre und ihrem Urheber erfahren.

Haller. Ei, wie denn ſo?

Henriette (auf ſie zueilend.) St, ſt! ganz ſtill!

Amtsrath. Ich hoffe, Du wirſt meinem Freunde auf meinem eigenen Grund und Boden nicht den Mund verbieten wollen!

Henriette (nicht allzu laut.) Ja, ja, das will ich. Allen Menſchen auf eine Viertelſtunde. Unter dieſer Bedingung verſpreche ich die ganze verwickelte Geſchichte zu Ihrer Zufriedenheit aufzulöſen.

Haller (erſtaunt und will ſprechen.)

Henriette. St! Sie nun vollends keine Silbe. Sie müſſen wiſſen, daß die Sache von Wichtigkeit iſt, daß mit Einem Worte der Herr Amtsrath, mein vielgeliebter Onkel, ſeine einzige Tochter an zwei Männer zugleich verſprochen hat, wovon der eine Doktor Gall heißt.

Haller (zu dem Amtsrath gekehrt, der durch eine traurige Miene die Sache beſtätigt.) Der Do —

Henriette. St, ſt, keinen Laut. Dafür ſetze ich Ihnen aber auch dieſen meinen privilegirten Liebhaber hiermit zum Pfande ein. Wenn ich die Sache nicht beſtens arrangire, ſo machen Sie mit dem Herrn was Sie wollen. Cäcilie iſt ſchon ganz, wie ich ſie wünſche, kurz alles eingeleitet. Nur muß ein jedes Mäuschenſtill zuhören. (Unter ſteten Ermahnungen durch Geberden zum Stillſchweigen führt ſie Cäcilien dem Doktor Haller zu, welcher ſie freundlichſt empfängt. Hierauf nähert ſich Henriette dem Sommerhauſe und ſagt das Folgende mit ſehr erhobener Stimme. Sie ſucht dabei die Worte ſo ernſt als möglich vorzutragen, vernichtet aber ihren Ernſt für die Zuſchauer durch kontraſtirendes komiſches Minenſpiel und Geſtikulation.) An dich liebe Cäcilie, wende ich jetzt, auf Befehl deines Vaters meine Rede. Er hat dich in der Uebereilung zweien Männern zugleich verſprochen. Wenn Du nun vernünftig bedenkſt, daß man es einem Manne vor der Heirath ſo wenig anſehen kann, ob er etwas tauge, als einem Lotterielooſe vor der Zie-

hung, dann wird es Dir auch nicht ſchwer fallen, der kindlichen Pflicht zu gehorchen, und von dieſen zwei Männern denjenigen zu wählen, den Dein Vater nach reiferer Ueberlegung Dir beſtimmt.

Siebenzehnte Scene.

Samuel, die Vorigen.

Samuel (gukt von der Rede, welche ſich erhoben, herbeigelokt, aus der Kouliſſe herein).

Henriette, (fortfahrend.) Bedenke liebes Kind, daß ein ſo berühmter Mann, wie der Doktor Gall gar leicht eine andere Gattin finden werde, und laß Dich ja nicht von einer blinden Leidenſchaft für ihn gegen die beßere Wahl bethören. Die bittende Miene Deines Vaters, die meinige, kurz alles, ruft Dir zu entſage hiemit feierlich der Verbindung mit dieſem Doktor Gall. Du biſt tief gerührt, ich ſehe das. Verſprich mir daher in dieſem ſchönen Augenblicke, alle Anſprüche auf den Erfinder der Schädellehre fahren zu laſſen, durch einen Handſchlag und ein dreimaliges lautes und deutliches ja! (Henriette droht Cäcilien welche damit zögert).

Cäcilie. Ja!

Samuel (tritt vollends hervor.) Das war ein Wort wie ich es gern höre. (Er nimmt ſeinen Anzug von der Bank, wo er bisher gelegen hat, geht damit in die Kouliſſe und kommt ſogleich wieder in der Livre heraus).

Henriette, (zu Cäcilien.) Noch zweimal, und hübſch laut.

Cäcilie. Ja, ja!

Moriz, (die Thüre aufreißend zu Cäcilien.) Treuloſe, Meineidige!

Henriette. Mein Herr Doktor Gall, das geht wider die Abrede. Uebrigens iſt nun die Sache abgethan. Dort ſteht ſchon Cäciliens künftiger Herr Schwiegervater.

Moriz, (ihn erkennend, zu ihm hin.) Mein Vater!

Amtsrath. Was?

Haller. Seit wann biſt du denn Doktor Gall geworden, Du Schleichhändler?

Henriette. Vor einigen Stunden hat er ſich ſelbſt dazu kreirt, und jetzt habe ich mit ihm, ohne daß er's wußte, eine kleine Komödie geſpielt,

die meinem Scharfſinne und meiner Menſchenkenntnis um ſo mehr Ehre bringt, da er ſie grade ſo beendigte, wie ich mir es vorſtellte. Nun, wird es Ihnen auch deutlich werden, lieber Herr Doktor Haller, warum ich ſo auf Stillſchweigen drang. Ihre Stimme durfte ich ihn ja nicht hören laſſen!

Amtsrath. Das iſt alſo — ?

Henriette. Ja wohl, Onkelchen, Herr Haller der jüngere. Wir riefen gemeinſchaftlich die Liſt zu Hülfe, um uns vor der Ungerechtigkeit zu ſchützen.

Haller. Ich bin noch wie im Traume. Ihr müßt mir hernach alles ordentlicher auseinanderſetzen.

Henriette. Alles haarklein. Erinnern Sie ſich noch des unſichtbaren Mopſes in meinem Zimmer, Onkelchen? Ich habe die Ehre hiermit —

(Morizen präſentirend).

Amtsrath. Aha, Mamſell. Und war doch ſo gegen den falſchen Gall?

Henriette. Weil mein Dafür dem Kredit der Sache geſchadet hätte.

Amtsrath (zu Moriz.) Vergeben und Vergeſſen! Seyn Sie mir unter Ihrem Namen willkommen, oder beßer: da nehmen Sie! (zu Cäcilien, welche er ihm zuführt.) Jetzt kann ich mir Deine Folgſamkeit gut erklären.

Henriette. Alles natürliche Zauberei. (zu Moriz.) Iſt Ihnen denn aber auch im Sommerhäuschen die Hölle recht heiß geworden, Herr Lügendoktor? Das war der Lohn für Ihre Schilderung von mir.

Muldenau. Darf man ſich dieſe nicht auch ausbitten?

Amtsrath. T..ffend war ſie, ſo viel kann ich Ihnen ſagen.

Henriette. Keine Injurien mehr. (zu Moriz.) Apropos, dabei fällt mir eben die Ehrenſache zwiſchen Ihnen und Muldenau ein. Wie ſteht es mit der? Verlangen Sie noch immer Genugthuung?

Moriz. Keine, wenn er mich für ſeinen Freund erkennen will. (Muldenau die Hand reichend welche dieſer mit Herzlichkeit annimmt).

Amtsrath. Jetzt Kinder kommt, in dieſer fröhlichen Laune wollen wir uns zu Tiſch ſetzen.

Henriette. Nur ein Wort noch mit Dir, du ängſtliche Cäcilie, ehe ich's wieder vergeſſe. Habe ich mit den Unglücksfugeln nicht recht gehabt? Wie viele flogen heute um Dich herum, und doch hat keine einzige getroffen!

Die hundertjährige Schöne.

Märchen.

Lieben Leſer! Da jetziger Zeit ſo viele Kugeln und Feuerbrände in der Welt herumfliegen, daß man in dem feſteſten Schloße nicht mehr ſo ſicher ſitzt, als in einem Luftſchloße, und faſt in keinem Lande ungeſtört ſpaziren kann, als im alten Feenlande, ſo ließen Sie ſich wohl heute zu einer kleinen Promenade dahin überreden?

Es war einmal ein Graf und eine Gräfin, die ſo viel Land und Leute und Herrlichkeiten hatten, daß ſie damit gar nicht wußten wohin. Unter andern hatten ſie auch zum Hochzeitgeſchenke eine Wiege von unglaublicher Kunſt und Koſtbarkeit erhalten. Allein wie es dazu kam, fand ſich noch nach vielen Jahren kein Menſch, der berechtigt geweſen wäre, in der Wiege zu ſchreien. Inzwiſchen war dieſe ſo berühmt geworden, wie ſpäterhin der Münſter zu Strasburg und das große Faß zu Heidelberg, und alle Reiſenden fragten zuerſt nach der köſtlichen Wiege, und ſagten, wenn ſie mit

Bewundern fertig waren, entweder mit Worten oder mit Mienen: Ewig Schade, daß ein ſolches Kleinod ungenutzt daſtehen muß.

Niemand aber verdroß dieſes ſo ſo ſehr als den Grafen und die Gräfin. Sie verſuchten daher alle mögliche Bäder und alle mögliche Mittel überhaupt. Nichts wollte anſchlagen. Man verging faſt für Ungeduld, bis endlich doch der Gräfin die Roben zu kurz und zu enge wurden, und bald darauf zum größten Frohlocken ihres Hofes, ein allerliebſtes Komteßchen ſich in der Wiege hören ließ.

Die beſondern Vorzüge der letztern, und daß ſie ein Feenwerk war, das alles kam nun immer mehr an den Tag. Nicht genug, daß das unbedeutendſte Geſchrei der Kleinen in dieſer Wiege zu einem köſtlichen Geſange von Mozart oder Reichardt wurde, die Wiege akkompagnirte auch ſelbſt dazu, gleich dem auſſerleſenſten Orcheſter, ſo daß man alle Tafelmuſik leicht entbehren konnte. Auch trug ſich's zu, daß eine Sängerin, die bisher für die erſte in der Welt gegolten hatte, aus Eiferſucht auf die kleine Komteſſe, mit dem Konzertmeiſter, der ihr zweiter oder dritter Liebhaber war, auf und davon lief.

Am Tauftage ging es gar erſchrecklich hoch her. Der Magiſtrat hatte an alle Straßenecken geſchrieben, daß ein jeder heute Abend auf der Komteſſe Wohlſeyn ſo viel eſſen, trinken und illuminiren dürfe, als er und ſein Beutel ertragen könne. Und bei Hofe lebte man ganz auf königlichem Fuße. Sieben Feen waren zu Gevater gebeten und kamen auch, um das Komteßchen mit allen möglichen Vollkommenheiten ſchon in der Wiege zu verſehen.

Nach der Taufe war eine auserleſene Tafel auf dem Schloße für die ſieben Feen zubereitet. Vor einer jeden lag ein prächtiges Kouvert und ein Futteral mit Meſſer, Gabel und Löffel, alles vom feinſten Dukatengolde und mit Diamanten und Rubinen überſäet. Aber wie man ſich eben niederſetzen wollte, ſiehe da kam eine achte Fee herein, an die kein Menſch gedacht, oder die doch wenigſtens kein Menſch gewollt hatte. Denn erſtens war ſie zu altvätriſch gekleidet und geſinnt, um ſich für eine ſolche Feierlichkeit zu ſchicken. Zweitens war ſie in der Reinlichkeit keine große Virtuoſin und hatte gewöhnlich ſo viel Tabak in ihre weingrüne Naſe gepfropft, daß es keinen ſonder-

lichen Appetit machte, ihr bei Tiſche gegenüber zu ſitzen. Dann wurde Sie auch durch die Fliege an der Wand geärgert. Blos deshalb hatte ſie ſich einen Thurm bauen laſſen, in den ſelbſt das winzigſte Inſekt keinen Eingang fand, geſchweige ein Menſchenkind, und wer mit ihr reden wollte, der konnte Stunden lang vor dem Thurme warten, ehe es ihr gelegen war, ihm einen von ihren alten Blicken, oder eines von ihren heiſern Worten zuzuwerfen.

Sie war indeſſen nun einmal da, und der Graf mußte zu dem böſen Spiele gute Miene machen. Daher ließ er ihr ſogleich ein Kouvert herbeiholen. Aber in Anſehung des Futterals ging ſie leer aus, weil nur ſieben Futterale beſtellt und gemacht worden waren. Die Alte nahm dies für Verachtung und brummte einige Drohworte in den Bart. Eine der jungen Feen, die neben ihr ſaß, hörte davon und ſchloß daraus, daß Madam Wunderlich dem Komteßchen vermuthlich irgend ein hämiſches Eingebinde zugedacht habe. Daher war man kaum von der Tafel aufgeſtanden, ſo verſteckte ſich die junge Fee hinter eine Tapetenthüre, um die übrigen ihre Pathengeſchenke erſt auskramen zu laſſen,

und dann den böſen Wünſchen der Alten, wo möglich, einen Riegel vorzuſchieben.

Die Feen fiengen hierauf an, ihre Präſente zu überreichen. Die erſte verhieß der Komteſſe, daß ſie die ſchönſte Perſon auf der Welt werden ſolle. Die zweite gab ihr einen Engelsverſtand, die dritte eine Anmuth ſonder Gleichen. Die vierte ließ aus ihr die gröſte Tänzerin, und die fünfte die gröſte Singerin, ſelbſt auſſer der Wiege, werden. Die ſechste verſprach ihr die ſchönſten Guittarren, Harfen, Fortepiano's und dergleichen und obendrein das Talent, ſie ganz unvergleichlich zu handhaben.

Graf und Gräfin waren ſchon außer ſich für Vergnügen, bis die Reihe an die Tabaksſchnupferin kam. Die ſagte denn nun: „An Klingklang und anderm Larifari hat man's der Kleinen nicht fehlen laſſen, aber kein Menſch hat bedacht, daß die Grundlage das Nützliche hätte ſeyn ſollen, und daß ſie mit dem in der Folge ungeſchickt umgehen wird. Macht ja, Herr Graf und Frau Gräfin, daß dem Goldpüppchen keine Spindel in die Hände gerathe, denn gleich mit der erſten

wird ſie ſich ſo verwunden, daß ſie nothwendig daran ſterben muß."

Die ganze Verſammlung richtete finſtre Blicke auf die bosbafte Alte, welche nun, nach einem tiefen Knicks, langſam davon humpelte, und kein Menſch war da, den nicht für Weinen der Bock geſtoſſen hätte. Aber jetzt trat die verſteckte Fee hinter der Tapete hervor und ſprach laut und vernehmlich: „Faßt euch nur, Herr Graf und Frau Gräfin, euer Töchterchen ſoll nicht daran ſterben. Zwar darf ich meiner Vorgängerin wegen ihrer Anciennetät nicht gänzlich entgegen wirken und die Komteſſe wird ſich daher vermuthlich mit einer Spindel die Hand verwunden. Aber ſtatt daran des Todes zu ſeyn, ſoll ſie nur in einen tiefen Schlaf verfallen, der hundert Jahr und länger keinen Augenblick dauern wird. Sind dieſe Jahre vorbei, ſo mag ein junger bildſchöner Graf ſie wieder aufwecken, und heirathen."

Allein das war nur ein ſchwacher Troſt für das gräfliche Paar, welches Freude an dem Komteßchen zu erleben gehofft hatte. Beſſer, glaubte man, würde es ſeyn, wenn die Verwun-

dung gänzlich vermieden werden könnte. Daher erkundigte ſich denn der Graf, was es für eine Bewandtniß mit den Spindeln habe, und ob man dergleichen gar nicht entbehren könne? Als er nun erfuhr, daß Spindeln Dinger wären, wovon ſich ein Haufe Menſchen in ſeinem Lande ſehr kümmerlich nähre, da ſagte der gutherzige Mann: „Kümmerlich? Gut, daß ich bei dieſer Gelegenheit dahinter komme! Es ſoll niemand kümmerlich leben in meinem Lande, denn ich will das durchaus nicht haben, und zum Beweiſe iſt von Stund an, allen meinen Unterthanen bei Todesſtrafe verboten, ſich von der Spindel zu nähren, oder auch nur Spindeln in ihrem Hauſe zu dulden.

Dagegen wollte man ihm zwar einiges einwenden, aber er war nicht der Mann, der ſich Einwendungen gefallen ließ, und bald darauf las man ſeinen Willen an allen Ecken, und die Spinner ſtrömten aus dem Lande, weil ſie doch lieber kümmerlich, als gar nicht leben wollten.

Es war eine rechte Luſt, das Komteßchen nach und nach an Körper, wie an Schönheit und Vollkommenheit heranwachſen zu ſehen. Als ſie nun ſechzehn Jahr alt ſeyn mochte, und der

Graf einmal eine kurzweiligere Natur ſehen wollte, als die er alle Sommer aus ſeinem Belvedere anzugähnen pflegte, da machte ihn ſein Hofpoet auf ein entferntes und romantiſch gelegenes Waldgebäude aufmerkſam. Der Graf glaubte auch wirklich, daß ſich aus dieſem ſein Land recht angenehm würde regieren laſſen, und wählte das Waldgebäude zu ſeinem Sommeraufenthalte.

Da die Komteſſe nun ſehr wißbegierig und ihr gleich der erſte Tag in dieſem Walde erſchrecklich lang geweſen war, ſo lag ihr erſtaunend viel daran, zu erfahren, wer außer dem Hofſtaat alles in dem weitläufigen Gebäude ſich aufhalten möchte. Sie durchkroch daher jedes Winkelchen, und kam als es ſchon finſter wurde, in eine ganz kleine Dachſtube, die von einem alten krummen Mütterchen bewohnt war. Die Alte hatte im Leben kein Wort von dem Spindelverbote gehört, und ſaß daher bei ihrem Rocken, und ſpann ganz ruhig eine Spindel nach der andern ab.

„Ih, was machſt du denn da, gutes Mütterchen?“ fragte die Komteſſe.

„Was werde ich machen,“ antwortete die

Alte,

Alte, die gar nicht wußte, wen ſie vor ſich hatte, „Da ſpinne ich Garn, um davon zu leben.“

Die Komteſſe, die natürlich ſehr gut zu leben gewohnt war, verwunderte ſich außerordentlich darüber, konnte ſich aber doch nicht überwinden, dieſes unſcheinbare Lebensmittel zu verſuchen. Das Spinnen ſelber indeſſen fand ſie ganz artig.

„Laß doch ſehen, gute Alte,“ ſagte ſie daher, „ob ich auch ſo etwas zu Stande bringe.“

Allein kaum war die Alte aufgeſtanden und hatte der Komteſſe die Spindel in die Hand gegeben, ſo war auch dieſe ſchon verwundet, und das ſchöne Mädchen in Ohnmacht gefallen.

Das gute Mütterchen gerieth darüber in die größte Verlegenheit und ſchrie Eines Schreiens: Hülfe, Hülfe! zu ihrem Dachfenſter hinaus.

Alles kommt nun herzugelaufen. — Man ſpritzt der Komteſſe Waſſer in's Geſicht, man lüftet ihr den Buſen, man reibt ihr die Schläfe mit ſtärkenden Waſſern, aber umſonſt, ſie kommt nicht wieder zu ſich.

Der Lärm darüber im Schloße, hatte den Grafen ebenfalls hergeführt. Da er ſich des Aus-

ſpruchs der Fee nur allzugut erinnerte, und nun wohl einſah, daß es unmöglich anders kommen konnte, weil eine Fee es ſo gewollt hatte, ſo ließ er die Komteſſe augenblicklich in das ſchönſte Zimmer des Schloßes auf ein mit Gold und Silber geſticktes Bette niederlegen. Wer die Komteſſe nicht kannte, der hätte geſchworen, daß ein leibhaftes Engelchen da läge. Denn die Ohnmacht hatte ihrer Geſichtsfarbe durchaus nicht geſchadet. Nur die Augen waren geſchloßen, aber man ſah, daß unter den beiden Alabaſterhügeln, welche das Halstuch ein wenig verkleidete, der Strom eines heitern und kraftvollen Lebens in himmliſcher Ruhe auf- und niederging.

Der Graf verbot alle Störung, ſchickte ſogleich nach der Fee, die dem Mädchen durch einen hundertjährigen Schlaf das Leben erhalten wollte, und ging ihr, als ſie in einem feurigen mit Drachen beſpannten Wagen anlangte, bis an das Schloßthor entgegen, um ihr die Hand zu reichen.

Die Fee billigte alles, was er gethan, und hatte nachher, wegen der Zukunft der Komteſſe eine zwei Stunden lange Konferenz bei verſchloſſenen Thüren, mit dem Grafen und ſeiner Ge-

malin ganz allein. Dem ganzen Hauſe war übrigens zuvor angeſagt worden, daß es ſich beruhigen könne, und weder die Komteſſe noch ſonſt jemand etwas zu befürchten habe, und das ganze Haus hatte ſich das auch geſagt ſeyn laſſen, wie man in der Folge erfahren wird.

In der Konferenz wurde endlich ausgemacht, daß der ganze Hof mit der Komteſſe zugleich einſchlafen ſolle, damit ſie bei ihrem künftigen Wiedererwachen nicht den Schreck hätte, ſich mutterſeelen allein mit einem bildſchönen jungen Grafen zu ſehen. Denn daß ein ſolcher ſie erwecken ſollte, dabei wurde es unabänderlich gelaſſen.

Als man nun ſo weit in Richtigkeit war, da winkte die Fee einen vortreflichen Luftwagen an das Fenſter. Der Graf und die Gräfin herzten und küßten nur ihr liebes Töchterchen noch einmal, und ſtiegen dann in den Luftwagen hinein. Die Fee aber berührte in demſelben Nu, das Haus mit ihrem Stabe und ſogleich ſchlief die ganze männliche und weibliche, hohe und niedre Dienerſchaft ein. Die Pferde in den Ställen und die großen Kettenhunde im Hofe ſchliefen ebenfalls und ſo gut ein, als der Komteſſe Schooßhünd-

chen, der kleine Attila, der ſich ſeiner Gewohn-
heit nach zu ihr ins Bette gelegt hatte. Selbſt
die Bratenwender in der Küche, die, weil das
Souper noch bevorſtand, voller Schnepfen und
Faſanen ſteckten, ſchliefen ein, und das Feuer
ſchlief auch ein. Und dies geſchah beſonders des-
wegen, damit die Komteſſe bei ihrem künftigen Er-
wachen durchaus an nichts einen Mangel leiden
möchte.

Das alles war das Werk eines einzigen Au-
genblicks, denn die Feen pflegen bei dergleichen
Anſtalten kein langes Federleſens zu machen.

Ohne zu wiſſen wie, kam das gräfliche Paar
in die Betten ihres Reſidenzſchloßes zurück.

„Iſt das möglich, mein Schatz!“ ſprach am
Morgen die Gräfin verwundert zu ihrem Gemal,
und dieſer rief: „Ich erſtaune ganz mein Kind!“
Sie dachten darüber nach, was in der kurzen Zeit
mit ihnen vorgegangen war, und ſchluchzten bald
ſo laut, daß der Schloßmeiſter zornig hereintrat,
um zu ſehen, wer ſich unterſtehe, in Abweſen-
heit der Herrſchaft ihre Schlafſtelle einzunehmen.

Als er nun den Grafen und die Gräſin er-
kannte, ſo erſchrak er heftig, und trug ſein eige-

nes Fußwerk ſchleunigſt im ganzen Schloße herum, um Lärm zu machen, und jeden gehörig auf ſeinen Poſten zu ſtellen.

Man ſtarb beinahe für Erſtaunen. Kein Thürſteher hatte von der nächtlichen Ankunft gehört. Die Küchenjungen ließen ſich's indeſſen nicht nehmen, daß ſich im Schornſteine um Mitternacht ein ſtarkes Gepolter erhoben habe.

Der Graf und die Gräfin überlegten lange, ob ſie den unglücklichen Vorfall der Wahrheit nach bekannt machen ſollten, oder nicht, und enſchieden am Ende für das leztere. Etwas mußte jedoch in der Sache gethan werden, daher berief man ſogleich am Morgen die vornehmſten vor das gräfliche Paar, welches ſehr betrübte Geſichter machte.

„Lieben Kinder“ fieng der Graf an, „zum erſten, und auch zum letzten Male rede ich jetzt von dem Unglück, das uns begegnet iſt. Unſre geliebteſte Komteſſe und die ganze Dienerſchaft ſind umgekommen, und nur ein Wunder hat unſre beiden hohen Perſonen noch gerettet. Bei Todesſtrafe verbieten wir übrigens alles weitere Forſchen nach der Sache, welche ohnehin unſer gefühlvolles

Herz zerreiſſen will, auch ſoll, wir befehlen es, der abſcheuliche Wald, in dem uns das wiederfahren iſt, von jedermänniglich geſcheuet und vermieden werden.“

Dieſe betrübte Nachricht ſetzte eine Menge Leiber und eine Menge Seelen in die tiefſte Trauer, denn mit dem gräflichen Reiſehofſtat waren ganze Mandeln von Gatten und Liebhabern untergegangen. Zum Glück gab es übrigens an Hofleuten aller Art einen ſolchen Ueberfluß im Lande, daß das gräfliche Paar darunter in dieſer Hinſicht gar nicht leiden durfte. Allein der Verluſt des einzigen Kindes griff beide, den Grafen und die Gräfin, dermaſen an, daß ſie den Entſchluß faßten, für Gram zu ſterben. Auch wurden ſie wirklich bald darauf an einem Tage alle beide in der Familiengruft beigeſetzt.

Kurz vor ſeinem Hintritt hatte jedoch der Graf die wahre Geſchichte der Komteſſe und was ihr nach hundert Jahren vorbehalten war, zu Papiere gebracht, und in die Hände ſeines Archivars übergeben, den er als einen Mann kannte, welcher die Redlichkeit ſo weit trieb, daß er, um ja nicht in Gefahr zu kommen ein Staatsgeheimnis

auszuplaudern, jede Urkunde unbeſehen im Archive niederlegte.

Inzwiſchen hatte das Verbot des Waldes die Neugierde nicht wenig gereizt. Selbſt der Förſter, der, feſt überzeugt, daß er für ſeine Perſon immer Holz genug haben würde, ſeit Jahren nicht nachgeſehen, ob noch Bäume darinnen ſtünden oder nicht, wurde dadurch etwas ſtutzig, auch machte die Trauer um einzelne Mitglieder des eingeſchlafenen Reiſehofſtaats manche Wallfahrt bis an die Grenze des Waldes. Aber die Fee hatte das alles vorausgeſehen, und daher über Hals über Kopf ſo viel große und kleine Bäume aufſchießen laſſen, und ſie mit Dornen und Diſteln ſo feſt verwebt, daß weder Thier noch Menſch dahinein konnten, und blos die Thürme des Schloßes ein wenig hervorragten.

Als nun ſeitdem hundert Jahre bald zu Ende waren, und das Land lange ſchon an ein andres Grafenhaus gekommen war, ſo brachte den Erbgrafen eines Tages die Jagd bis an dieſes Dickicht, und er fragte, was den das für Thurmſpitzen wären, die man darüber herausgucken ſähe. Darauf antwortete ihm ein jeder, ſo wie er es

grade verſtand, oder vermuthete. Der Janhagel, der von jeher die größte Rolle im Lande geſpielt hatte, glaubte, daß es eine alte Geſpenſterherberge ſey, und der junge Graf lachte herzlich darüber. Die plauſibelſte Meinung war die, daß ein Menſchenfreſſer das alte Gebäude inne hätte, welcher dahin alle Kinderchen ſchaffe, die er nur habhaft werden könne, und ſobald er ſo viel beiſammen habe, daß ſich's der Mühe verlohne, ſich einen guten Tag mit ihnen zu machen pflege.

Aber der Graf ſchüttelte auch hierüber den Kopf und ſagte: „Warum würde denn ſo ein Heide nicht von unſrer guten Polizei aufgehoben, die ſich ja ſonſt ſogar um die ungelegten Eier bekümmert?"

„Weil das Dickicht eben dem Kerl den Rücken frei hält," antwortete man ihm.

„Aber" fragte nun wieder der gerechte Erbgraf, „warum rottet man denn die Bäume und Sträucher nicht aus, die ſolche Vorliebe für die Menſchenfreſſer zeigen, daß ſie ſich ihnen nur öffnen, und die Polizei nicht hinten nachlaſſen."

Und weil ihm darauf niemand etwas Befriedigendes antworten konnte, und er viel zu müde

war, um den räthſelhaften Wald länger anzu-ſchauen, ſo ritt er murrend und unzufrieden da-von. Am andern Tage in der Reſidenz, war ſein Erſtes, daß er den Oberlandſorſtmeiſter rufen ließ. Doch der fand keinen Geſchmack an den Wäldern, und wußte nicht einmal, daß ein ſolcher Wald im Lande war. Ein alter Förſter aber, der zuvor dort gelebt hatte, wiederholte die Märchen, welche der Graf bereits verlacht hatte, auch verſicherte er, als die Aushauung eines Weges in das Dickicht in Vorſchlag kam, daß ſicher kein Menſch da-bei werde Hand anlegen wollen, weil alte Sa-gen im Volke herumliefen, daß vor Zeiten ein ganzer Hofſtaat dort umgekommen ſey, und die Furcht vor dem Walde ſo weit gehe, daß man einen Umweg von ein Paar Meilen nicht anſähe, um nur dem ſchauerlichen Neſte nicht zu nahe zu kommen.

Dieſe wunderlichen Vorurtheile kränkten den jungen Grafen um ſo mehr, da er dermalen noch ein ſehr aufgeklärter Herr war, dem man-ches Noth- und Hülfsbüchlein ſchäzbare Beiträge verdankte, und er ſagte: „Da ſitze ich nun, und arbeite, wenn ich ſonſt nichts zu thun habe, Tag

und Nacht, um meine künftige Grafſchaft auf⸗zuklären, und muß doch ſolchen Aberglauben noch alle Tage mit anhören!“

Er veranlaßte ſogleich den regierenden Grafen, ſeinen Vater, ein Gutachten über den räthſelhaf⸗ten Wald von einer Menge gelehrter, und unge⸗lehrter, geſcheidter und nicht geſcheidter Leute ein⸗zuholen, das ſich mit der eben ſehr im Schwange gehenden Aufklärung und Kultur gehörig vertrüge.

In Jahresfriſt war auch wirklich ſoviel Pa⸗pier deshalb vollgeſchrieben, daß man um Platz dafür zu gewinnen, entweder ein neues Archiv bauen, oder einen Theil der ältern Papiere her⸗ausſchaffen und verbrennen mußte.

Man ergrif die letztere Maasregel um ſo lie⸗ber, da ſie die wohlfeilſte war, auch die Nachrich⸗ten, welche dabei verloren gingen, faſt ein ganzes Jahrhundert alt waren, und die jetzigen Tage ſich in dem ſtolzen Bewußtſeyn glücklich fühlten, daß jene Zeit von ihnen wohl viel hätte lernen können, ſie aber durchaus nichts von ihr.

Gleichwohl war unter der Menge Gutachten, welche gröſtentheils non Leuten herrührten, die

den Wald in ihrem Leben nicht geſehen hatten, auch gar keins, das zu etwas führen konnte.

Das Urtheil einiger Holzhändler, welche die Niederſchlagung des Waldes anriethen, ſchien dem jungen Grafen ſchon darum noch das vernünftigſte, weil es mit dem, was er bereits ein Jahr früher geäußert hatte, am meiſten übereinſtimmte, und der regierende Graf bewilligte ihm ſein Militär zu der Operation.

Allein obſchon der junge Graf ſelbſt an der Spitze der Soldaten ausmarſchirte und ihren Muth von Zeit zu Zeit durch guten Brantwein und eine leidliche Beredſamkeit anfeuerte, ſo war doch das Ausreiſſen auf dem Marſche ſo ſtark, daß nur ein Duzend von der Mannſchaft bis zum Walde gelangte und drey Viertel von dieſem vor dem ſchauerlichen Anblicke des Dickichts ebenfalls noch Reißaus nahmen.

Der Graf haranguirte die drei übriggeblieben Leute aus Leibeskräften, daß ſie die Schande der andern nicht theilen, ſondern mit den nachgefahrenen Aexten einen geſegneten Anfang machen möchten.

Nicht ohne große Ueberwindung geſchah dies.

Aber bald war des Grafen Freude darüber zu Ende. Denn nicht genug, daß die Aexte den Bäumen gar keine Verwundung zuzogen, ſo ſchlugen auch die Bäume ſelbſt auf eine äußerſt ungewohnte und frappante Weiſe aus. Die Soldaten äußerten daher, daß ſie ihre Rücken zehnmal lieber der Pflege eines aufgebrachten Korporals, als ſolchen verfluchten Bäumen anvertrauen wollten, und warfen die Aexte ſo in einem Tempo weg, als ob dazu kommandirt worden wäre.

Der junge Graf außer ſich, daß ein lebloſer, unvernünftiger Baum einer ſolchen Bosheit und Rachgier fähig ſeyn konnte, wurde ganz irre an ſeinem eigenen geſunden Menſchenverſtande, auf den er bis dahin immer große Stücke gehalten hatte, und kam ſehr tiefſinnig in die Reſidenz zurück.

Bei Hofe wurde viel darüber hin und her geſprochen und gemuthmaßt, und kein Menſch wagte an dem Ereigniße zu zweifeln. Daß eine Fee dabei im Spiele ſeyn könne, darauf fiel auch niemand, weil die Feen ſich mit dieſer Grafſchaft nicht viel mehr abgaben, ſeitdem ihnen die Ein-

wohner ſo gar aufgeklärt und ſuperklug geworden waren.

Ein Ohngefähr brachte jetzt auf Einmal Licht in die Sache. Der Archivsaufwärter nämlich, der die alten Papiere dem Feuer überliefern ſollte, war ein größerer Anhänger der Oekonomie als ſeiner Pflicht und Treue, und verkaufte das Makulatur an einen Kleinkrämer: Zum Glück plagt dieſen beim Dütenmachen grade die Neugier, einige Blätter zu leſen und ſiehe, da findet er, daß man ſchon ein halbes Jahrhundert früher einmal das bewußte Dickicht umhauen wollen, und daß es grade wie vor kurzem erſt, ausgeſchlagen hat. Das macht nun den Mann aufmerkſam auf die übrigen Papiere, und da trift er auch wirklich auf die gräfliche Handſchrift, welche die Geſchichte des Reiſehofſtaats nebſt der Nachricht enthält, daß nach hundert Jahren der ſchönſte und liebenswürdigſte junge Graf den Zauber löſen, und die ſechszehnjährige Komteſſe heirathen werde.

Der Krämer ſchloß ſogleich ſeine Bude zu, um ſeinen Freunden die wichtige Nachricht ohne allen Verzug mitzutheilen. Da grade kein Krieg,

keine Hungersnoth, keine Räuberbande, und dergleichen die fleißigen Sprachwerkzeuge der Einwohner beſchäftigte, vielmehr die ſeltſamen Begebenheiten, welche die tapfern Krieger im Dickicht erlebt hatten, ſeit einigen Tagen in den Boudoirs, wie in Bier-Kaffee- und Weinhäuſern, einzig erzählt, vermehrt und verbeſſert worden waren, ſo griff des Krämers Bericht wie eine Feuersbrunſt bei großem Winde in der ganzen Stadt um ſich. Wenn nun auch die regierende Herrſchaft auf einem hohen Berge wohnte, auf dem ſie nichts von allem dieſem vernehmen konnte, ſo hatte ſie doch eine Menge verkleideter Augen und Ohren, die in der Stadt herumſchleichen mußten. Durch dieſe nun erfuhr ſie die Geſchichte und Prophezeihung von Anfang bis zu Ende.

Der Erbgraf eilte ſogleich ſelber in des Krämers Haus, und war beim Erblicken der Handſchrift über die Maaßen erſtaunt. Die Aechtheit derſelben war gar nicht zu verkennen, und daß er der junge Herr ſeyn müßte, welcher die ſchlafende Schöne aufwecken ſollte, darüber ſetzten ihn die Worte der ſchönſte und liebenswürdigſte ganz außer Zweifel. Zum Ueberfluße fand er

noch, daß grade mit dem folgenden Tage das Jahrhundert ablaufen ſollte, und ſogleich wurden Pferde für ihn und ſein anſehnliches Gefolge geſattelt.

Sein feuriger Sinn diſponirte ihn jedoch zu einem ſo anhaltenden Galopp, daß die meiſten nicht mit fortkamen, und er, als er am andern Morgen anlangte, nur noch einen Stallmeiſter bei ſich hatte.

Ob nun ſchon die Behandlung, welche dem Militär erſt vor wenig Tagen von den halsſtarrigen Bäumen wiederfahren war, noch in gutem Andenken bei ihm ſtand, ſo ergriff er doch, da er ſo viel wußte, heute voll Zutrauen ſelber eine Axt, und ging damit auf das Dickicht los. Als er indeſſen eben ausholen wollte, ſah er auch ſchon, daß es gar nicht nöthig geweſen war. Denn Bäume und Geſtripp begab ſich von ſelbſt weit auseinander und bildeten auf beiden Seiten eine ſo ſchöne Linie, wie in der Hauptſtadt beim Einzuge hoher Potentaten die Einwohner, wenn ihnen von den Dragonerpferden die Füſſe und die Köpfe auf den rechten Fleck geſchoben ſind.

Der Graf eilte dem Schloſſe zu, welches

am Ende der großen Allee vor ihm lag, und wenn ihm ſchon ein Blick hinter ſich zeigte, daß die Bäume wieder zuſammen getreten waren, und den Stallmeiſter nicht mit hindurch gelaſſen hatten, ſo hielt ihn das doch nicht ab, immer vorwärs zu gehen.

Der große Vorhof, in den er trat, war freilich auf den erſten Blick nicht ſehr gemacht, ſeiner Unerſchrockenheit das Wort zu reden. Kein Gräschen bewegte ſich darin, kein Spinngewebe; alles war ſo ſtarr wie Porzellan. Die Lüfte waren ſtumm wie die Gräber und das Bild des Todes ſtand und lag überall in Menſchen und Thiergeſtalten vor ihm da.

An den kupfrigen Naſen und hochrothen Backen der Thürſteher merkte er indeſſen gar bald, daß hier von keinem Tode die Rede ſey, und daß es mit dem Schlafe, von dem die Handſchrift ſage, ſeine Richtigkeit haben möge.

Am meiſten befremdete ihn, daß in den Gläſern neben den Thürſtehern noch nach hundert Jahren die Tropfen zu ſehen waren, welche ſie vor Schlafengehen übrig gelaſſen hatten.

Der

Der Graf kommt nun durch einen andern mit Marmorplatten belegten Hof. Er ſteigt die Treppe hinauf. Er kommt in den Vorſaal. Die Wache ſteht auf beiden Seiten mit ihrem Gewehr auf der Schulter, und ſchnarcht aus Leibeskräften. Er kommt durch verſchiedene Zimmer voller Herren und Damen, wovon manche ſtehen, und manche ſitzen, aber alle ſchlafen. Endlich gelangt er in ein Gemach, das von Golde ſtarrt, und ſieht in dem auf einem Bette, deſſen Vorhänge von allen Seiten aufgezogen ſind, das ſchönſte Schauſpiel, das er in ſeinem Leben geſehen hat, die Komteſſe nämlich von ſechszehn Jahren und von einer Schönheit, deren Gewalt dem Grafen das Knie zur Erde bog, ehe er noch wußte warum.

Und hiermit war das Ende des Zaubers gekommen. Die Komteſſe ſchlug die Augen auf, und was für Augen! Sie ſchien auch ſchon ſüße Träume von dem Prinzen gehabt zu haben, denn ehe dieſer noch ſeine Worte anbringen konnte, machte ſie ihm zärtliche Vorwürfe, daß er ſo lange hätte auf ſich warten laſſen.

Aber ſo roth ſie auch hierüber von der Ueberlegung, die um einen einzigen Augenblick zu ſpät kam, gemacht wurde, ſo hatte doch der Graf bereits zu viel gehört, um ſeine Worte nicht ebenfalls anzubringen, und die Komteſſe hatte ſich in ihre Unſchuld ſchon verrathen genug, um das Jawort ohne Umſtände von ſich geben zu dürfen. Doch bat ſie gleich nachher, daß er ſich entfernen und ihre Kammerfrauen im Nebenzimmer wecken möchte, weil er denn nun einmal zum Wecker des ganzen Schloſſes beſtimmt ſey.

Wie ein Pfeil ſchoß der Graf nach dieſem Zimmer, riß die Thüre auf, und hätte in ſeinem Dienſteifer die Kammerfrauen faſt umgeworfen, von denen zwei ein Ohr an die Thüre und die dritte ein Auge an das Schlüſſelloch gehalten hatten, und in dieſer Stellung vor Hundert Jahren von dem Machtſpruch der Fee ereilt worden waren.

„Wachet auf ihr Neugierigen!“ ſagte der Graf, und es geſchah ſogleich wie er befohlen hatte. Allein die Attitüde in der die Horcherinnen nun ein ganzes Jahrhundert hatten aushalten

müſſen, war ſo beſchwerlich und angreifend geweſen, daß ſie für den erſten Augenblick kein Glied rühren konnten, und der Graf. ſeiner Braut andre Helferinnen ſuchen und zuſchicken mußte.

Während die Komteſſe ſich prachtvoll ankleiden ließ, ging der Graf in allen Gemächern des Schloßes herum und belebte alles Schlafende. Da das Feenwort ſo ſchnell gewirkt hatte, daß niemand zuvor eine andre Stellung hatte annehmen können, ſo fand er mehrere wunderliche und ſinnreiche Kabinetsſtücke

Einige tugendſame Mädchen und Frauen waren außer ſich bei der Erweckungsſcene, und dem Anblicke eines profanen Dritten im heimlichen Zimmer. Beſonders luſtig kam dem Grafen das verzweiflungsvolle Geſicht des Hofpfoeten vor, welchem ein erſchrecklicher Peitſchenhieb des geheimen Oberleibkutſchers ein ganzes Jahrhundert lang auf dem ſchmalen Rücken ſitzen geblieben war. Der Herr geheime Oberleibkutſcher hatten nämlich kurz zuvor ſehr unzweideutige Beweiſe gefunden, daß die Gottheit, welche der Poet in ſeinen Verſen verewigte, niemand anders als die gottloſe Frau geheime Ober-Leibkutſcherin

ſeyn konnte, und dem Ungebührniſſe aus Leibes-kräften entgegen zu wirken geſucht.

Da des Grafen: Wach' auf! allezeit ein ganzes Zimmer zugleich ermunterte, ſo mußte er auch wider Willen der Erwecker eines anſehnlichen Flohes werden, der durch die Blutſchulden, die er auf ſein ruchloſes Haupt gehäuft, ein überaus reizendes Mädchen dahin gebracht hatte, all' ihre Kleidungsſtücke bis auf ein einziges von ſich zu werfen. Der Graf war einen halben Augenblick unſchlüßig, ob er dem böſen Thiere ſelbſt nachſtellen, oder nicht erſt abwarten ſolle, bis das Fräulein zu ihrem Bewußtſeyn zurückgekommen ſei. Seine Diskretion bewog ihn jedoch um ſo eher zu dem letztern, da dem finſtern Geſichtchen mit dem die Erwachende nach dem Innern ihres vertrauteſten Gewandes gebogen, da geſeſſen hatte, wohl zu glauben war, daß der flüchtige Feind ihrer gerechten Rache ſchwerlich entgehen werde.

Als der Graf ſchon im Hofe bey den Thürſtehern und Hunden ſtand, da überlegte er, daß er den neuen Hofſtaat in der kürzeſten Zeit beſſer durchſchauet habe, als es vielleicht irgend

einem regierenden Herren im Laufe ſeines ganzen Lebens möchte gelungen ſeyn, und freuete ſich auſſerordentlich darüber. Dann eilte er, was er konnte, um nur die Komteſſe wieder zu ſehen.

Daß nun der verliebte Herr über dieſe Eil manche Gemächer im Hauſe vergeſſen, und zum Beiſpiel an Küche und Keller noch nicht gedacht hatte, das war kein Wunder. Da aber nicht alle Menſchen im Schloße ſo verliebter Komplexion waren, wie er und die Komteſſe, ſo kamen ganze Deputationen gelaufen, die vor Hunger und Durſt umkommen wollten. Und wenn auch der Graf ihre ſo überaus gemeine Begierde in dieſem Augenblicke herzlich verachtete, ſo war er doch zu gütig, um ihnen nicht nachzugeben.

Da nun ein jedes im Hauſe ſeinen Poſten wieder antrat, ſo ging alles bald wie an einem Schnürchen. Auch merkte man es dem Schnepfen und Faſanen bei der Tafel nicht im mindeſten an, daß ſie ſchon vor hundert Jahren geſchoſſen worden waren.

Die Komteſſe ging überaus prächtig gekleidet, und dem Grafen fiel durchaus nicht ein, ihr zu ſagen, daß ihr Anzug ausſähe, wie der von

ſeiner ſeligen Urgrosmama am Hochzeittage, den er von einem alten Gemälde her kannte. Denn er merkte das gar nicht einmal. Und wirklich hätte auch jedermann geſtehen müſſen, daß, ſo tückiſch ſich die geſchmackloſen Kleider gegen die Geſtalt der Komteſſe verſchworen hatten, dieſem Wuchſe, dieſem Geſichte, dieſen Augen, dieſen Händen und dieſen Füſſen, dergleichen nur zum Lachen ſeyn konnte.

Nach dem Abendeſſen ſegnete der Reiſehofkaplan das Pärchen ein, und bald darauf entfernte ſich die Ehrendame, nachdem ſie die Vorhänge dicht zugezogen hatte.

Es war ganz natürlich, daß das Pärchen nur ſehr wenig zum Schlafen kam. Denn wer eben hundert Jahre geſchlafen hat, wie die Komteſſe, der kann unmöglich ſehr ſchläfrig ſeyn, und wer, wie der Graf, in einer ſo wenig ſchläfrigen Perſon gleichſam lebt und webt, der muß ja wohl mit wachen, er mag wollen oder nicht.

Ein einziger Kummer drückte indeſſen den Grafen, wenn er an ſeine Rückkehr nach dem väterlchen Schloße dachte, und das war der. Man ſagte ſeiner Großmutter nach, daß ſie ſich

in ihrer Schwangerſchaft an einem Menſchenfreſſer verſehen, und daß dies einen großen Einfluß auf die Neigungen der regierenden Gräfin gehabt habe. Ziſchelte man einander doch am Hofe in die Ohren, daß des Grafen Mutter ſich beim Anblick jedes Kindes erſchreckliche Gewalt anthun müße, um es nur nicht auf der Stelle anzubeißen. „Wer aber,“ dachte der Graf, „iſt wohl ſo zart und zum Anbeiſſen ſchön, als meine Gemalin?“ — „Wer aber,“ dachte er bald darauf, „wer könnte auch ſo ehr- und gottvergeſſen ſeyn, um einem ſolchen Weſen nur am kleinſten Fingerchen weh zu thun! — Nein, immerzu, wir reiſen nach der Hauptſtadt.“

Da das Waldſchloß ſeit dem Wiedererwachen der Komteſſe von gar keiner Wildnis mehr umgeben war, und man wieder auf großen, breiten Wegen aus dem Walde heraus konnte, ſo ſchickte der Graf in die nahgelegenen Ortſchaften nach Wagen zum Transport des ganzen Reiſehofſtaats. Uebrigens kannte der junge Herr ſeinen Vater zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ihm der den Staatsfehler, über die Reize der Komteſſe die Einholung des väterlichen Willens vergeſſen zu haben, ver-

zeihen und erſtaunlich froh ſeyn würde, wenn ſein lieber Sohn ſo unverſehrt und mit einer ſolchen Gemahlin zurückkäme.

Um ſeine Aeltern noch mehr zu überraſchen, verbot er bei nahmhafter Strafe, daß ja kein Menſch ſich unterſtünde, ein Wörtchen eher davon in der Reſidenz, als er ſelber, verlauten zu laſſen.

Es war gerade ein recht heiterer Frühlingsmorgen, als der große Zug von Wagen in das Thor der Hauptſtadt hereinfuhr. Aber der Eindruck auf die Stadt war doch anders als der Graf ſich vorgeſtellt hatte. Aus der ganzen altmodiſchen Kleiderpracht der Ankommenden ſchloß man, daß es dem drolligen Erbgrafen eingefallen ſei, einmal mitten im Sommer und bei hellem Tage eine Faſtnachtsluſt zu veranſtalten, und daß man ſeinem Einfall nicht beſſer, als mit einem lebhaften und wiederholten Fingerzeigen und einem unmäßigen Gelächter Ehre machen könne.

Wirklich brach der Graf darüber in Zorn aus, der ſich jedoch ſo bald beſänftigte, als er inne wurde, was den unanſtändigen Bewegungen zum Grunde liege. Damit aber wenigſtens der Hof

keine ſo dumme Meinung von dem Zuge hege, fand er ſich nunmehr bewogen, einen Trompeter mit einem kleinen Avis dahin vorauszuſchicken. Deſtomehr aber hatten die Hofleute zu ſchwimmen und zu waten, um ihre Mienen durch den Strom des Lachens, der bei der neuen und originellen Erſcheinung in ihnen aufwogte, ernſthaft hindurch zu bringen. Denn neumodiſche Kleider an altmodiſchen Figuren waren zwar an dieſem Hofe gar nichts ungewöhnliches, aber wohl altmodiſche Kleider an neumodiſchen Figuren, wie hier.

Bis dahin hatte die Komteſſe einen dichten Schleier über dem Geſichte getragen, damit der Vater ihres Gemahls der erſte wäre, der ihre Schönheit hier erblickte. Seine Freude an den übermenſchlichen Reitzen der Schwiegertochter war auch in der That noch größer, als man gedacht hatte, ſie war ſo groß, daß ihn der Schlag auf der Stelle rührte.

Noch an dem nämlichen Tage wurde der Erbgraf zu ſeinem Regierungsnachfolger ernannt, und mit dem neuen Hofſtaat der vorige vergrößert.

Das junge Paar lebte glücklich zum Erſtau-

nen, auch ruhte die Gräfin nicht eher, als bis ihre merkwürdige Wiege aus dem Raritätenkabinet wieder in das Schloß zurückgebracht worden war.

Als die Wiege mit einer kleinen Komteſſe neu eingeweiht wurde, da merkte man auch, daß ſie ihre ganze muſikaliſche Kraft noch immer beiſammen hatte. Ein Jahr ſpäter mußte das Komteſſchen, das, weil es mit dem Morgenrothe ſichtbar geworden war, den Namen Aurora erhalten hatte, die muſikaliſche Wiege an einen Grafen abtreten, der grade mit dem Abendſterne ſeinen Einzug in die Welt vornahm, und deshalb auch Heſper benamt wurde.

Die Kleinen wuchſen und wurden ſchön zum Malen, ſo daß ihr Vater auſſerordentliche Freude an ihnen hatte. Dennoch vergaß er über ſeine Gemahlin, ſein Rorchen, und ſein Heſperchen, auch Land und Leute nicht. Da er nun überdies ein großer Held war, ſo machte ein Krieg, der ſich jetzt entſpann, daß er an der Spitze ſeiner Mannſchaft fortzog, und zuvor die Regierung des Landes in die Hände ſeiner Mutter niederlegte. Er vertraute dieſer auch ſeine Gemahlin und ſeine

Kinderchen an, welche ſie wie ihre beiden Augäpfel zu bewahren verſprach.

Der Graf glaubte ſeiner Mutter ein ſo großes Zutrauen ſchuldig zu ſeyn, weil ſelbſt Stadt und Hof den alten Verdacht nicht mehr hegten, und die verwitwete Gräfin, beſonders ſeit dem Verluſt ihres Gemahls, alles that, ſich von unmoraliſchen Regungen jeder Art zu ſäubern und den Geiſt über den Körper die Oberhand gewinnen zu laſſen. Die reine Vernunft und das Moralprinzip waren ihre einzigen Leiterinnen, und ſie weihte ſich ihnen mit ſolchem Eifer, daß kein Buch darüber geſchrieben wurde, welches ſie nicht in ihrer Bibliothek aufgeſtellt hätte.

Aber die reine Vernunft und das Moralprinzip kamen aus der Mode, und mußten einer Menge anderer Philoſophien Platz machen, ſo daß die verwittwete Gräfin, welche durchaus mit der Zeit fortſchreiten wollte, ein Ragout melé von ganzen, halben, und viertelsgedanken in den Kopf bekam, welches ihr dieſen äuſſerſt ſchwer machte. An der Naturphiloſophie endlich, der ſie, gleich manchen andern, ganz wunderliche Zwecke unterlegte, überſtudirte ſie ſich gänzlich.

Ihre Natur glaubte, ſie könne nun wieder ein Wörtchen in ihre Lebensart mit hineinſprechen, und dieſes Unglück ereignete ſich grade vier Wochen nach des Grafen Abreiſe.

Um ihre neuen Prinzipien ungeſtörter in Ausübung zu bringen, ſchickte ſie jetzt mit Einem Male ihre Schwiegertochter nebſt den lieben Kinderchen auf ein abgelegenes Landhaus und reiſete einen Tag ſpäter ſelber dahin.

„Haushofmeiſter!“ ſagte ſie hier, „Mein Magen iſt durch die vielen harten und unverdaulichen Speiſen zeither ganz verdorben worden, und um ihn zu kuriren, muß ich morgen Mittag etwas ganz unſchuldiges genießen. Bereitet mir daher das kleine Rorchen mit einer ſchmackhaften Brühe zu.“

„Ach, beſte Frau Gräfin!“ rief der Haushofmeiſter kläglich und fiel ihr zu Füſſen.

„Ich will es ſo haben!“ ſagte dieſe darauf, und das in einem ſo menſchenfreßeriſchen Tone, daß ſich der arme Teufel nicht die mindeſte Widerrede getraute.

Zitternd nahm er das große Meſſer, das ſie ihm ſelbſt in die Hand drückte, und ging damit

in das Zimmer des kleinen Rorchens. Das Komteſſchen, das eben erſt vierthalb Jahr alt war, kam auf ihn zugelaufen, ſprang an ihn hinan, und fragte, ob er Zuckerwerk mitbringe.

Der Mann fing an zu weinen und das Meſſer fiel ihm aus der Hand. Darauf ging er hinunter auf den Viehhof, kehlte da ein junges Lamm ab, und ſetzte es ſeiner grauſamen Gebieterin am andern Tage mit einer ſo vortreflichen Brühe vor daß ſie ihn verſicherte, nie etwas Delikateres geſpeißt zu haben.

Zu gleicher Zeit hatte er das kleine Rorchen ſeiner Frau aufzuheben gegeben, welche in einem ganz verſteckten Winkel des Viehhofs ihre Wohnung hatte.

Acht Tage nachher, ſagte die boshafte Wittwe zu ihrem Haushofmeiſter: „Haushofmeiſter, das kleine Rorchen iſt mir ganz auſſerordentlich wohl bekommen. Seit ich es zu mir genommen habe, iſt mir viel leichter um's Herz geworden. Da es nun die Pflicht jedes Menſchen erfodert, für ſeine Geſundheit immer möglichſt beſorgt zu ſeyn, ſo muß ich mich an ähnliche Nahrungsmittel halten. Daher will ich mir denn auch

heute noch zum Abendbrote das kleine Heſperchen ſchmecken laſſen.“

Der Haushofmeiſter verſchwendete kein Wort dagegen, ſondern nahm ſich vor, ſeine Gebieterin grade ſo wie das erſtemal anzuführen. Er trug daher auch das zwei und ein halbjährige Hesperchen zu ſeiner Frau und ſetzte an deſſen Stelle der alten Gräfin eine junge Ziege vor, welche von dieſer unausſprechlich zart und wohlſchmeckend gefunden wurde.

Bis dahin war alles recht gut abgelaufen. Als aber einmal des Abends, die alte Gräfin zu ihrem Haushofmeiſter ſagte: „Haushofmeiſter! nun will ich meine Schwiegertochter in der nämlichen Brühe eſſen, als ihre Kinder!“ Da wurde dem Manne gar nicht wohl zu Muthe. Die junge Gräfin war doch ſchon über zwanzig Jahre alt, wenn man die hundert nicht rechnete, die ſie verſchlafen hatte. Ihre Haut mußte daher bei aller Schönheit und Weiße, etwas hart ſeyn, und er wußte nicht, wo ſich in der ganzen Menagerie ein annehmliches Surrogat werde auffinden laſſen. Daher faßte er denn auch, um ſein Leben

zu retten, den Entſchluß der jungen Gräfin wirklich den Hals abzuſchneiden.

Er trat mit dem größten Reſpekt und einem Dolche, in ihre Wohnung, fiel vor ihr auf die Knie nieder und ſagte: „Allerbeſte gnädige Gräfin, nehmen Sie mir's ja nicht übel, daß ich eben gekommen bin, Ihnen Ihren ſchönen Hals abzuſchneiden. Mein Lebtage wäre ich nicht auf den verwünſchten Gedanken gerathen, und der Befehl der Gräfin Mutter iſt an allem ſchuld."

Er war ſchon vorbereitet, die Einwendungen und Bitten, welche er von der unglücklichen Gräfin erwartete, durch vernünftige und religiöſe Gründe zu beſeitigen. Aber auf den Fall, daß ſie ſich wohl gar nicht weigern könnte, war er nicht vorbereitet.

Als ſie daher ſagte: „Thut denn ohne Zittern was euch befohlen iſt. Ich freue mich meine geliebten Kinder wieder zu ſehen!" Da war er ganz auſſer ſich und ſprach: „Nein, allerengliſchſte Frau Gräfin, Sie ſollen nicht ſterben, und doch Ihre Kinderchen wiederſehen. Ich halte nämlich Rorchen und Heſperchen bei meiner Frau ver=

ſteckt, und will alles verſuchen um die grundböſe Alte noch einmal hinters Licht zu führen."

Darauf that er, wie er geſagt hatte, brachte die junge Gräfin zu ſeiner Frau, und ſetzte der Alten eine Hirſchkuh zum Abendeſſen vor, die von dieſer mit ſolchem Appetit verzehrt wurde, als ob es die leibhafte junge Gräfin geweſen wäre.

Uebrigens dachte die Rabenmutter dem Grafen bei ſeiner künftigen Rückkehr eine große Erzählung zu machen, wie die Wölfe im Walde ſeine ſchöne Frau und Norchen und Heſperchen mit Stumpf und Stiel aufgefreſſen hätten.

Eines Abends, als die Menſchenfreßerin eben wieder, ihrem Inſtinkte nach, in den Höfen des Schloſſes herumſchnapperte, da hörte ſie das kleine Heſperchen, welches weinte, weil ſeine Mutter die Ruthe hinter dem Spiegel vorzog. Sie hörte auch, daß das kleine Norchen ein gutes Wort für das ungezogene Heſperchen einlegte.

Die böſe Alte erkannte die Stimmen ſogleich alle drei, ſchlich aber ganz leiſe zurück in ihr Zimmer und ließ ſich den ganzen Abend nichts von der Sache merken. Am andern Morgen aber ließ ſie mitten in den Hof einen ungeheuren groſſen

Bottich

Bottich tragen, und den mit den anſehnlichſten Kröten, Ottern und Schlangen halbvoll füllen. Dahinein ſollten denn die junge Gräfin, Rorchen, Heſperchen, der Haushofmeiſter, und deſſen Frau und Magd alle miteinander geworfen werden.

Sie ſtanden auch ſchon alle um den Bottich herum. Die Hände waren ihnen auf den Rücken gebunden und die Henkersknechte ſchickten ſich eben an, ſie zu packen, als die Sache eine andre Wendung nahm. Der Graf hatte nämlich den Krieg glücklich beendigt, und kam grade jetzt in den Hof geritten. Aber das Ueberraſchen, das er ſich vorgenommen hatte, traf ihn ſelbſt auf eine unglaubliche Weiſe. „Was ſind das für heilloſe Anſtalten?" fragte er ganz heiſer für Zorn.

Keine Seele wagte, ihm Antwort zu geben, bis die böſe Alte, aus Verzweiflung über das unvermuthete Ereignis ſich ſelbſt, mit dem Kopfe zuerſt, in den Bottich geſtürzt hatte. Die abſcheulichen Beſtien darinnen ſtanden auch gar nicht an, ſie augenblicklich zu verzehren.

So böſe aber der Graf auf ſeine Mutter ſeyn mußte, ſo vergaſſe er doch nicht die gewöhnliche Trauer anzulegen und anlegen zu laſſen.

Er lebte übrigens ſehr lange und recht zufrieden und glücklich, regierte auch dabei ſein Land ſo weiſe, daß nach und nach alle Häſcher und Kerker- und Zuchtmeiſter an den Bettelſtab kamen. Während ſeiner ganzen glorreichen Regierung wurde gegen keinen Menſchen ein Todesurtheil geſprochen, einen einzigen ausgenommen, dem darum der Strang zuerkannt worden war, weil er nicht hatte an die Macht der Fee glauben wollen, denen der Graf ſo viel zu verdanken hatte. Und auch dieſem Miſſethäter händigte man den Strang ſelber ein, und ſchickte ihn damit über die Grenze, um ſich ſeinen Henker nach Gefallen anderwärts auszuſuchen, weil im Lande des Grafen gar keiner mehr zu finden war, und das Henken, als der Geſundheit ſehr nachtheilich, zu den verbotenen Handthierungen gerechnet wurde.

Der Leichenfeind.

Ungelegener Beſuch.

Der Syndikus Löfler war ſchon als ſimpler Student ein ſo abgeſagter Feind von Kirchhöfen und Zubehör, daß er durchaus nicht begriff, warum ſein Vater das Haus im Thale kaufte, in deſſen Fenſter alle Leichenſteine und Todtenkreuze der Stadt hereinguckten. Bei Mondſcheinnächten konnte der junge Löfler darüber gar nicht einſchlafen, denn da zeigten ſie ſich, ſeiner Ausſage nach, beſonders neugierig, und machten ſo lange Hälſe, daß es erſchrecklich mit anzuſehen war. Und wenn er die Augen feſt zuſchloß, um nur die unerlaubten Bewegungen der lebloſen Steine und Kreuze nicht wahrzunehmen, ſo waren ſie im Stande an die Fenſter ſelber anzupochen. Wenigſtens behauptete der junge Herr Löfler einigemal, daß er's mit ſeinen eigenen Ohren gehört habe.

Dem Vater durfte er freilich nicht mit ſolchen Behauptungen kommen, denn der glaubte an nichts, wie ſeine Mutter gar oft mit Seufzen verſicherte. Deſto willigern Glauben aber fand der Feind der Kirchhöfe bei dieſer, welche manche Freudenthräne darüber vergoß, daß ſie an ihrem Sohne keinen ſo unglaubigen Thomas erzogen hatte. Ihr Mann hatte auch kaum die Augen geſchloſſen, ſo wurde das Haus mit einem andern vertauſcht.

Doch dieſes verkaufte der junge Herr Löſler ebenfalls wieder, ſo bald die, zwei Jahre darauf ſelig verſtorbene, Mama einmal gegen Mitternacht in ihrem Leichenornate der alten Wohnung einen freundſchaftlichen Beſuch abgeſtattet hatte.

Ehedifferenzen.

Das Haus, welches der nunmehrige Advokat Löſler ſodann an ſich brachte, hatte dem reichen Bürgermeiſter zugehört. Da ihn der Handel darum oftmals in Bürgermeiſters Wohnung führte, ſo glaubte er bei dieſer Gelegenheit nichts beſſers thun zu können, als um ſeine Tochter mit anzu-

halten. Sobald er nun Senator geworden war, bekam er dieſe auch wirklich und zeugte mit ihr die nämliche Mamſell Emma von der in den künftigen Abſchnitten, allem Vermuthen nach, häufig die Rede ſeyn wird.

Wenn es aber auch in dieſer Ehe zu keinem förmlichen Treffen kam, ſo gab es doch tagtäglich kleine Scharmützel in ihr, und die Kirchhöfe und der liebe Mond waren gar nicht ſelten die Urſache. Die Frau Senatorin und nachherige Syndikuſſin liebte nämlich die damaligen Romane voller Kirchhöfe und Mondſchein, mit Paſſion. Daher mußte auch in jedem Liede, mit dem ſie ſich abgeben ſollte, wenigſtens Ein Gottesacker gelegen ſeyn, und Ein Vollmond flimmern.

Und ſie konnte die Elements-Lieder — wie der Syndikus ſich etwas körnicht ausdrückte, noch immer nicht aus dem vermaledeiten Kopfe bringen, als ſie ſchon lange altväteriſch geworden waren.

Da die Frau Syndikuſſin in einer Vollmondsnacht ſtarb, ſo vermuthete ihr Gatte auch gleich, daß ſie ſich den Wiederbeſuch im Mondſcheine nicht würde nehmen laſſen, und er hatte es getroffen.

Sein Töchterchen wurde zwar nicht das Mindeſte gewahr, er aber ließ ſich's nicht ausreden, daß ſeine verſtorbene Frau alle Nächte richtig am Klaviere ſtehe und klimpere. Wollte er doch ſogar ihre Lieblingsmelodien — nur leiſe, ganz leiſe, wie Geſpenſter zu ſpielen pflegen — zu ſeinem großen Schrecken vernommen haben.

Neuer Häuſerwechſel.

Das damalige Haus wurde nun ſchon wieder, und zwei Jahre ſpäter, wegen des Todes ſeiner alten Ausgeberin, das darauf folgende Haus, mit dem vertauſcht, welches er eben jetzt bewohnte. Daß die Stadt über dieſen Häuſerwechſel ihre Gloſſen machte, das wußte er wohl. „Aber" ſagte er einmal Abends im Kränzchen, „kann ich denn anders? Und bin ich denn Schuld daran, daß aller Teufel wiederkommt, der in meinem Hauſe geſtorben iſt, und daß die verwünſchten Geſpenſter — Gott vergieb mir die ſchwere Sünde! — grade an mir den Narren gefreſſen haben?"

Um jedoch künftigen Wiederbeſuchen und dem

Häuſerwechſel, der ihn noch um ſein ganzes Vermögen zu bringen drohte, möglichſt vorzubeugen, beſchloß er, Leute, die über vierzig Jahr alt waren, gar nicht mehr in ſeinem Hauſe zu dulden, und auch die jungen auf der Stelle zu verweiſen, ſobald ſich nur irgend eine bedenkliche Krankheit an ihnen offenbarte. Und faſt jede Unpäßlichkeit war ihm bedenklich. Daher wurden jährlich mehr als ein Paar Duzend Mägde, manchmal beim leichteſten Schnupfen, weggeſchickt, und ſeiner Tochter hatte nur bis dahin noch kein Fingerchen weh gethan, denn ſonſt hätte er gewis auch mit dieſer keine Ausnahme gemacht.

Ueberhaupt fing er an, allerlei Skrupel wegen des Mädchens zu haben.

Wer weiß?

Der Syndikus hing nämlich ſehr an alten Familiengebräuchen. Seine Mutter und Großmutter waren beide verheirathet geweſen, daher ſollte ſeine einzige Tochter auch einen Mann haben. Und das je eher je lieber. Zwar hatte Emma das ſechszehnte Jahr kaum angetreten, aber der Syndikus wußte, daß zwei von ſeiner Mutter

Schweſtern, die zehn Jahre lang immer auf beßere Männer, und nachher zwanzig Jahre auf den erſten den beſten, vergebens gehoft hatten, endlich ganz ohne Mann aus der Welt gegangen waren.

Ueberdies wuchs eben eine gar leichtfertige Generation herauf, deren Ränken ſich der Syndikus nicht gewachſen fühlte. Hatten doch ſchon einige Primaner in der Kirche das Geſangbuch immer vergeſſen, um nur mit ſeiner Tochter in das ihrige zu ſehen. Bei ſolchen Gelegenheiten] konnte manches Wort geflüſtert werden, und die am Ende Gott weiß wohin führten. Und nicht in die Kirche allein, kamen dieſe Leichtfüße. Ueberall drängten ſie ſich an Emma heran. Noch geſtern, als er mit ihr aus der Komedie ging, geſellte ſich einer zu ihnen, und bot ihr den Arm an. Das ließ nun zwar der Syndikus hingehen. In meiner Geſellſchaft, dachte er, will's weiter nichts bedeuten. Aber er ſah wohl, daß er ſich darin geirrt hatte. Denn während er bald darauf ganz unbefangener Weiſe nach dem Abendſterne hinblickte, von deſſen Schönheit die jungen Leute viel Redens machten, fuhr der Primaner wie ein

hungriger Wolf auf Emma's Lippen los, und der Syndikus würde ſchwerlich etwas davon inne geworden ſeyn, wenn Emma nicht aufgeſchrieen hätte.

Wer weiß indeß, ob dem Mädchen nicht eingefallen wäre, daß es unſchicklich ſey, auf der Straße zu ſchreien, wenn ihr Führer nur ein klein wenig hübſcher ausgeſehen hätte?

Herr Kohlkopf.

Dieſe Frage hatte dem Syndikus die ganze Nacht verdorben.

Um ſo erwünſchter kam daher am Morgen der Stadtſchreiber Kohlkopf, welcher um Emma's Hand in der beſten Form bei ihm anhielt. In der That war Herr Kohlkopf ein prächtiger Mann für ſeine Pläne. Denn außerdem, daß ſein ziegelrothes Geſicht eine grenzenloſe Geſundheit ankündigte, ſo hatten auch ſeine Protokolle Hände und Füße, und in Steckbriefen war er ein Mahler wie Vandyk oder wenigſtens Reynolds. Vermögen hatte ihm zwar ſein Vater, der Einnehmer, nicht hinterlaſſen. Aber bei dieſen ſeinen überall von ihm vorgezeigten Talenten konnte ihm

kaum die Bürgermeiſterſtelle einmal künftig entgehen, und ſeit Menſchengedenken war kein Bürgermeiſter daſiger Stadt mit ſeiner Familie Hungers geſtorben.

Ueberdies ſuchte er im deutſchen Solo ſeinen Meiſter, rauchte dabei einen ganz erträglichen Knaſter, half auch wohl die Welthändel ſchlichten, wenn der vierte Mann zum Spiele fehlte. Kurz der Syndikus hätte ſich, ſeiner Meinung nach, keinen beßern Schwiegerſohn verſchreiben können.

Emma's Reflexionen.

Kurios war es freilich, daß Emma ebenfalls nicht die geringſte Einwendung gegen den Stadtſchreiber hatte, als der Vater voller Freuden mit der Nachricht zu ihr gelaufen kam. Aber das Mädchen war klug, und dachte weiter. Sie dachte: Es iſt doch ein ander Ding, ſein eigener Herr ſeyn, als von den Launen eines wunderlichen Vaters abhängen. Das frühe Aufſtehen, das er immer verlangt, hätte noch ein Nagel zu meinem Sarge werden können. Auf Bälle führt er mich auch nur alle Jubeljahre einmal. Mit

Einem Worte, beſſer iſt beſſer. Dann Herr Kohlkopf thut mir ja ſchon jetzt alles zu Gefallen und ſieht mir alles an den Augen ab. Was wird er nicht erſt künftig auf meine Bitten thun. Und die Putzhändlerin neben an ſoll auch keinen Schaden von der Veränderung haben.

Mit Einem Worte die künftige Häuslichkeit mit allem Zubehör ſtand und wiegte ſich ſchon vor Emma's fröhlichem Geiſte.

Herr Kohlkopf ſelbſt gehörte zwar, ſeiner weniger als alltäglichen Figur halber, zu den Schattenparthien dieſer Häuslichkeit. Doch Schatten muß auch ſeyn, wo Licht iſt und Emma ließ es nicht daran fehlen dem Bilde ihrer Zukunft überaus helle Lichter aufzuſetzen.

Verſprechen.

Eben fielen ihr die ſchönen Tapeten ein, die ſie vor ein Paar Tagen bei Amtsraths Mathilden bewundert hatte, und ſie warf ſchleunigſt den Mantel um, ſich eine Probe von dieſen Tapeten zu holen.

Da die Freundin an Emma's ganzem We-

ſen merkte, daß etwas Wichtiges vorgegangen war, und daß ſie ſolche Tapeten in ihre eigene Haushaltung haben wollte, und Emma kein Schloß vor ihren Mund zu legen pflegte, ſo war das blutjunge Geheimnis bald über ihre Lippen geſchlüpft.

Aber Mathilde ſchüttelte gewaltig den Kopf wegen des Bräutigams. Vor Kurzem erſt, ſagte ſie, wäre der Mann aus einem Hauſe ſehr unfreundlich entfernt worden, deſſen Erbe er mit Gewalt hätte werden wollen. Ueberhaupt rühme man ihm zwar nach, daß er ſeine Vorliebe zu fremdem Eigenthume nicht ſo weit treibe, um ſolches durch Leitern, oder Dietriche zu acquiriren, doch ſolle er eine Menge anderer Mittelchen anzuwenden wiſſen, um zu dergleichen Eigenthume zu gelangen und, wie man ſich ausdrücke, das Bret allzeit da zu bohren, wo es am dünnſten ſei.

Die Freundin ſuchte ihr die Sache obendrein durch Beiſpiele zu erläutern, welche dem guten Kinde wie ein Hammer am Herzen arbeiteten.

„Das muß ich gleich meinem Vater erzählen!“ ſagte Emma, die Tapeten mit ſchwimmendem

Auge betrachtend. Aber Mathilde bat um Gotteswillen, daß ſie ſo was nicht thun, ſondern irgend einen andern Vorwand zur Ablehnung des Stadtſchreibers nehmen möchte.

Wer kann alle Verſprechungen halten.

Emma hätte ohne das Verſprechen der Verſchwiegenheit nicht aus dem Zimmer gedurft, daher hatte ſie es auch richtig gegeben. Daß jedoch nicht alle Verſprechungen ſo ganz pünktlich gehalten werden können, das wußte ſie längſt, und wie ſie aus der Hausthüre eilte, hoffte ſie ſchon, daß es ohnfehlbar mit dieſem Verſprechen grade ſo werden würde. Wie ſie aber zu Hauſe ihrem Vater in der Thüre begegnete, da blieb ihr gar kein Zweifel mehr.

„Denken Sie, lieber Vater," fing ſie ganz weinerlich an, „was man mir eben von dem Stadtſchreiber in's Ohr geſagt hat!"

Als ſie hierauf dem ungeſtümme Nun? ihres Vaters das Gehörte haarklein erzählt hatte, da ſprach er: „Liebes Kind, das gefällt mir gar nicht von deiner Freundin, daß Sie dir ſolche

Dinge in den Kopf ſetzen will. Es geſchieht Dir aber ſchon recht, Plaudermäulchen! Denn was hatteſt Du denn nöthig auf der Stelle fortzulaufen, um nur die Sache unter die Leute zu bringen. Die Leute ſind neidiſch, das iſt's. Sitze ich doch den ganzen Vormittag in der Rathsſtube mit dem Stadtſchreiber, und habe nicht das mindeſte an ihm gemerkt! Doch vermuthlich ärgert ſich die Mamſell daß der Stadtſchreiber ſie vorbei gegangen iſt, und möchte daher gern, daß Du ihn vorbeiſchickteſt!"

Nein!

Emma wußte nun freilich, daß ihres Vaters Nichtmerken wenig ſagen wollte. Doch der Neid, auf den er ſie hingewieſen hatte, war eine Deutung, die ſich wohl hören ließ. Wegen der Aufmerkſamkeit der Primaner war ſie ſchon von einigen Freundinnen neidiſch angeſehen worden, daher konnte man ſie ja wohl um den Stadtſchreiber ebenfalls beneiden. Denn ſchloß ſie, heut zu Tage iſt wahrhaftig für dem Neid kein Gegenſtand zu geringfügig.

Der

Der Glaube kam ihr auch ſogleich in die Hände. Der Stadtſchreiber überſandte ihr nämlich ſeine ſchriftliche Erklärung, und mit dieſer eine goldene Halskette, weit ſchöner als ſie ſich jemals eine gewünſcht hatte.

„Lieber Vater!“ ſagte ſie, und ſtellte ſich, ehe ſie noch den Brief ausgeleſen hatte, jauchzend mit der Kette vor den Spiegel. Und der Glanz der Kette, der nunmehr auf den Brief fiel, gab dem ſteifleinwandenen Protokollanten-Style eine ſolche Geſchmeidigkeit, daß er ſich in dieſem Augenblicke dem Mädchen wie angegoſſen an's Herzchen ſchmiegte.

„Nein“ dachte ſie, doch ohne ſich des Gedankens bewußt zu werden, ein Menſch der ſo herrliche goldene Ketten wegſchenkt, der muß unſtreitig auch ein herrliches Herz beſitzen!“

Das aber geſtand ſie laut, daß ſie der Freundin Rede für die ſchwärzeſte Verläumdung halte, welche ſie auf ewig von ihr entfernen müßte. Dabei ärgerte ſie ſich ſehr, daß ſie über dieſe Verläumdung den Zweck des Beſuchs vergeſſen und kein Pröbchen von der Tapete mitgenommen hatte.

Urtheile.

Es war aber doch wirklich, als ob der Stadtſchreiber in der Stadt nicht viel Freunde hätte. Wenigſtens flüſterte man ſich das und jenes über ihn zu, und wenn nicht geflüſtert wurde, ſo machte man die Bewegung, als ob man ſich Geld in die Hand drücken wollte, und legte dann die Hand auf die Augen als wäre man blind davon geworden.

Der Fiſchmarkt und ſeine lieben Angehörigen ſchienen noch am wenigſten Parthei zu nehmen, und ſich blos an den äuſſern Anſchein zu halten. Das aber ziemlich laut und ohne Schmeichelei. Denn wenn er mit ſeiner Braut am Arme vorbeiging, ließ ſich nicht ſelten ein ganz unverſchämtes Gelächter hören. Ein andermal hieß es, was will nur die Schlafmütze mit dem muntern Dirnchen? oder: Den armen Strohwiſch werden dieſe blitzenden Augen gar bald eingeäſchert haben. Man rief auch wohl nur: hm, hm! reckte aber dazu zwei Finger über die Stirne hinaus, die Gott weiß was alles bedeuten ſollten.

Die Gefahren der Freundſchaft.

Emma ſah in der That jetzt noch einmal ſo munter aus als zuvor, und das war ganz natürlich. Die dumpfe Stube aus der ſie ſonſt ſo ſelten gedurft hatte, und des Vaters Moralleſen konnten das Feuer und Leben in ihr freilich nicht anfachen. Seitdem aber der Alte den Stadtſchreiber als Schildwache vor ihr Herz geſetzt hatte, dachte er, nun mag der deinen Poſten verſehen. Der aber mußte ſie wohl auf Promenaden und Bälle führen, wenn er hübſch freundlich angeblickt ſeyn wollte.

Das hatte indeſſen auch ſein Böſes für den Stadtſchreiber, und wenn er nicht bald Anſtalt machte, als Ehemann eine eingezogene Lebensart wieder einzuführen, ſo ſtarb er wohl gar noch an den Folgen einer übertriebenen Freundſchaft. Denn die Bekanntſchaften die ſich ihm auf Bällen und Promenaden aufdrangen, wurden immer auf der Stelle ſo herzlich daß es ein Wunder war. Alle Tage drückte ihn ein neuer Herzensfreund an die Bruſt, von deſſen Exiſtenz er einen Tag früher noch kein Wort gewußt hatte. Wie Kletten hin-

gen ſich die Leute an ſein Herz und an den Arm ſeiner Braut, und das war noch ſein einziger Troſt, daß bis dahin keiner von allen, große Vorſchritte in ihrer Gunſt gemacht zu haben, und Ball und Promenade ihr blos darum ſo ſehr zu gefallen ſchienen, weil ihr beide zuvor verſagt geweſen waren.

Das konnte aber plötzlich ganz anders werden, meinte der Stadtſchreiber, und es war ihm äuſſerſt empfindlich, daß der Krieg der eben ausbrach und die Durchmärſche welche er herbeiführte, dem Rathe jetzt ſo viel zu thun gaben, daß ihm das Hochzeitmachen, welches in dieſer Familie ohne einen überaus glänzenden Schmaus nicht abgehen durfte, in ſo betrübter Zeit gewiß recht übel ausgelegt worden wäre.

Unzeitige Arbeit.

Inzwiſchen fing Emma an etwas unzufrieden mit ihrem Verlobten zu werden. Denn er entſchuldigte ſich jetzt zuweilen mit ſeiner Arbeit, wenn ſie zum Conzert, Balle oder zur Promenade eben am beſten aufgelegt war. Beſonders

war dies einmal der Fall, wie ihr Schneider ſich ſelbſt übertroffen und ein Kleid nach einem Schnitte gebracht hatte, der in der ganzen Stadt noch gar nicht exiſtirte.

Emma würde kein Auge die Nacht über zugethan haben, wenn ſie dieſes Kleid erſt am folgenden Tage hätte anziehen müſſen. Gleichwohl fiel ihr, außer Amtsraths, keine Familie ein, wo ſie ſich hätte melden laſſen können, und mit Amtsraths Mathilde war ſie ſeit dem erwähnten Beſuche, nicht zuſammen gekommen.

Je unzufriedener ſie aber heute grade mit dem Stadtſchreiber war, deſto unbilliger kam ihr die Feindſeligkeit gegen die arme Mathilde und die Vorausſetzung vor, daß der Neid ſie damals zur Verläumdung gegen den Stadtſchreiber bewogen hätte. Der Neid? ſo ſpottete Emma über ſich ſelber. Was war denn an dem Manne zu beneiden, der ſie boshafter Weiſe um das heutige Konzert brachte? Denn daß ſelbſt die nothwendigſten Geſchäfte keine Entſchuldigung zum Abſagen eines Balles oder Konzerts ſind, das brauche ich vielen Leſerinnen gar nicht erſt auseinander zu ſetzen.

Das erſte Wort!

Als nun die erſte Umarmung im Hauſe des Amtsraths vorüber war, und Mathilde eine Offizierskokarde lächelnd wieder zur Hand nahm, um ein Paar Nadelſtiche daran zu thun, da erkundigte ſich Emma, ebenfalls lächelnd, wie ihre Freundin denn zu einer Arbeit dieſer Art käme?

„Einem ſo hübſchen Manne“ erwiederte Mathilde, „kann man ja wohl ſolche Kleinigkeiten zu Gefallen thun — Nicht wahr?“

„Welchem Manne?“

„Still ſtill, Mamſellchen! — Doch ich vergebe Dir alles. Nur muſt Du mir nicht weiß machen wollen, daß Du nach ſo langem Ausbleiben, Dich ohne alle Veranlaſſung, eines Beſſern beſonnen hätteſt. Nein, nein, gute Emma, meinetwegen biſt Du wahrhaftig nicht hier!“

„Mathilde, ich weiß gar nicht,“ ſagte Emma, und ſchien ſich der Thüre nähern zu wollen.

„Aber ich weiß. Und ich wäre längſt in

Deinem Hauſe geweſen, wenn Du mich nicht überall ſo abſichtlich vermieden hätteſt," erwiederte Mathilde, ſie freundlich zurückhaltend.

„Und wenn es nun geſchehen, und ich jetzt gekommen wäre, Dich um Verzeihung zu bitten?"

„So würde ich mich herzlich freuen, und darüber ganz wegſehen, daß der Zufall Deinen ſchönen Vorſatz grade auf den Tag verlegt, wo ein Offizier bei uns einquartirt iſt, der für den ſchönſten in ſeinem Regimente gehalten wird."

„Wahrhaftig das erſte Wort, das ich höre."

„Wie gut ſich doch die liebe Unſchuld aufs Läugnen verſteht!" antwortete Mathilde die Freundin umarmend, welche über das ſchreiende Unrecht, das ihr wiederfuhr, ernſtlich böſe werden wollte.

Der Begleiter.

In dieſem Augenblicke trat der Amtsrath mit den Offizier herein.

Mathildens Argwohn aber machte die arme Emma nur um ſo ſchüchterner, je mehr dieſe beim Erblicken des ſchönen Mannes das Natürliche dieſes Argwohns einſehen mußte. Indeſſen

ſie blieb, ſo oft ſie auch auf dem Sprunge ſtand, beim kleinſten Anlaſſe länger, auch merkte ſie erſt ſpät, daß ſie den Abſchied des Tages- lichts, über die hellleuchtenden Augen des jungen Helden, die ſehr fleißig bei den ihrigen vorſpra- chen, ganz vergeſſen hatte.

Als ſie endlich ernſte Anſtalt zum Gehen machte, und der Bediente grade weggeſchickt war, ſo wollte der Amtsrath ſelbſt ſie nach Hauſe brin- gen. Aber bewahre! der Offizier ließ ſich das durchaus nicht nehmen.

Unterweges verſicherte er das Mädchen, daß dieſer Tag der ſeligſte ſeines Lebens ſei, und der- gleichen, und er würde vielleicht ſeine Verſiche- rungen noch viel mehr gehäuft haben, wenn er nicht ſchon bei Amtsraths gehört hätte, daß Em- ma an einen Andern verſprochen war.

„Morgens früh!“ ſagte er vor des Syndikus Hauſe, „da werde ich im Vorbeireiten recht hin- auf nach Ihren Fenſtern ſehen.“

„Marſchiren Sie zeitig?“

„So zeitig, daß ich leider! blos auf leere Fenſter rechnen kann. Um ſechs Uhr ſchon.“

„Um ſechs Uhr?“ ſagte Emma. „Da bin

ich gewöhnlich am Fenſter, um die Nachtigallen zu hören. Denken Sie, daß man hier ſo lange ſchläft?“

Emma macht finſtre Geſichter.

Ein Licht auf der Treppe, das ſich jetzt näherte, zerriß das Geſpräch plötzlich. Emma eilte hinauf.

Mit dem Stadtſchreiber, den ſie bei ihrem Vater fand, kam dem Mädchen auch ſogleich der Gedanke an das verſäumte Konzert zurück, das ihr ſeit drei Stunden ganz aus der Seele gewichen war.

Ein herrlicheres Mittel um die finſtern Geſichter zu entſchuldigen, die ſie ihm aus der militäriſchen Geſellſchaft mitbrachte, konnte es ſchwerlich geben.

„Ja, hier haben Sie Zeit!“ fing ſie an als der Vater den Rücken gewandt, und der Bräutigam gefragt hatte, was ihr wiederfahren ſei.

Umſonſt wiederholte er, daß er vor Kurzem erſt hereingetreten wäre, denn ſie deprezirte alle Ausreden, und ließ ſich auch in Gegenwart des

Vaters nicht von ihm anfaſſen, ſo daß dieſer endlich ſagte: Was hat denn die Närrin wieder einmal?"

Aber der Stadtſchreiber nahm ihn ehe er fortging auf die Seite, und flüſterte ganz zuverſichtlich ihm zu, daß ſie morgen früh ſchon wieder aufgeräumt werden ſollte.

Das Pferd.

Am andern Morgen aber ſtand Emma's Behauptung, daß ſie allemal vor ſechs Uhr die Nachtigallen behorche, ſo ziemlich wie eine kleine Nothlüge da. Denn der Syndikus, der überhaupt leicht erſchrak, hätte beinahe einen Roſenſtock den er trug, aus der Hand fallen laſſen, als er ſie beim Hereintreten im Fenſter liegen ſah.

„Ih, Kind," rief er, „Du ſchon aus den Federn, und doch wird es eben erſt ſechs ſchlagen?"

„Leider!" ſagte Emma, „eine häßliche Maus hat mich die ganze Nacht kein Auge zuthun laſſen. Ich bin herzlich froh geweſen, wie endlich der Tag anbrach."

„Von deinem Bräutigam!“ ſagte der Syndikus hierauf, indem er ſchmunzelnd den Roſenſtock auf das Fenſter ſetzte, und ihr ein Gedicht mit buntgemalter Einfaſſung in die Hände gab.

„Der hat auch wunderliche Einfälle!“ erwiederte ſie verdrüßlich.

„Es iſt ja heute dein Geburtstag. Willſt Du's denn nicht leſen?“

„Ein andermal,“ ſagte ſie und legte das Papier auf die Seite.“ Die Maus hat mich völlig verſtimmt.“

„So hole nur dir gleich die Katze herzu.“

„Aber hören Sie nur jetzt erſt die allerliebſte Nachtigall da drüben.“

„Ach, was Nachtigall! Die Nachtigal bezahlt mir die Perücke nicht, die mir inzwiſchen die Mäuſe zerfreſſen. Hole die Katze!“

Aber jetzt eben ſchlug die Stunde des Abmarſches, und ſie ſagte in der größten Angſt: ich muß doch wohl erſt ein wenig leſen.“

Allein kaum hatte ſie das Gedicht zur Hand genommen, ſo ließ ſich ein Pferd von weitem hören, und ſie warf ſich plötzlich ſo weit zum Fenſter hinaus, daß der Syndikus Maus und

Perücke vergaß und ausrief: „Blitzkind Du, wenn Du nun einmal hinausſtürzeſt! Wer hat denn da wohl die Leiche, als ich?“

„O ſehen Sie nur lieber Vater, das wunderſchöne Thier!“ rief ſie. Sie war übrigens gar nicht böſe, daß ihr Vater ſich die Mühe verdrieſſen ließ. Küſſen hätte ſie vollends den alten Rathsfrohn mögen, der jetzt eben hereintrat, um den Syndikus abzurufen.

O Roſenſtock!

Der Offizier ritt indeſſen langſam und immer langſamer heran, ſo daß es faſt unmerklich wurde, als er unter dem Fenſter einen Augenblick halten blieb.

„Möchten Sie immer, wie jetzt, von Roſen angeblickt, und angehaucht werden!“ flüſterte er hinauf.

„Ich gebe Ihnen denſelben Wunſch zurück!“ ſagte Emma, brach die beiden ſchönſten Blumen vom Stocke, wickelte ſie in die erhaltenen Verſe und warf ſie hinunter.

Aus des Offiziers Auge loderte dankbares

Entzücken, als er nach dem Auffangen, davon ſprengte.

Er war der Entzückten ſchon aus dem Auge, als ihr erſt einfiel, daß dergleichen Dinge gar nicht in der Regel wären, und daß er ihre ſelige Grosmamma ihr darüber eine tüchtige Predigt würde gehalten haben. Die Nachbarſchaft, welche ſie bis dahin ebenfalls auſſer Acht gelaſſen hatte, war obendrein Zeuge geweſen. Wenigſtens ſchienen ein Paar finſtre weibliche Phiſiognomien darauf hinzudeuten.

Und der Roſenſtock! — Lieber Himmel, wie war wohl der ſchrecklichen Verwüſtung des Roſenſtocks eine natürliche Urſache unterzuſchieben?

Die Katze.

Die Angſt ſchien ihr aber gar bald merklich gröſser als die Noth. Denn das wäre mein Mädchen von ſechszehn Jahren, das nicht für dergleichen verzweifelte Dinge eine Menge wahrſcheinlicher Urſachen in ſeinem reizenden Köpfchen herumtrüge!

Die Katze! dachte Emma. Zwar pflegte das Thier ſeitdem es die Kinderſchuhe ausgezogen hatte,

nicht mehr ſo barbariſch mit Blumenſtöcken umzugehen. Aber konnte man es ihrem mannbaren Alter doch andichten. Und war auch der Papa eben kein ſonderlicher Freund von Gedichten, ſo ließ er ſich doch wohl eine kleine Erdichtung gefallen, wenn er ſie nämlich für Wahrheit hielt, wie er nicht ſelten zu thun pflegte.

„Denken Sie nur Papa!“ ſo kam Emma ihm, als er hereintrat, mit dem Roſenſtocke entgegen. „Statt die Maus wegzufangen hat ſie die Roſen ſo zugerichtet!“

Der prächtige Papa der! dachte das Mädchen hierauf, als er die unſchuldige Katze tüchtig ausgeſchimpft hatte.

Das Gedicht.

„Sehen Sie einmal!“ damit fing der Syndikus ſeine Erzählung des Unfalls an, als der Stadtſchreiber ein Paar Stunden ſpäter vor dem zerſtörten Roſenſtocke ſtand.

„Ja ſehen Sie nur!“ wiederholte Emma, als der Vater geendigt hatte.

„Was haben Sie aber zu dem Kinde meiner

Laune geſagt, liebe Emma?“ fragte der Stadtſchreiber freundlich, und fügte als die Antwort ſich verzögerte, lächelnd hinzu: ob ſie ſich nicht an einige Stellen des Gedichtes geſtoſſen hätte.

„Ein wenig freilich!“ antwortete die Verlegene, um nur los zu kommen. Aber der Stadtſchreiber fragte weiter, ob ſie auch den Sinn davon vollkommen gefaßt habe.

„Laſſen wir das jetzt!“ ſagte ſie, als ſie merkte, daß es etwas verfängliches geweſen ſeyn mochte. Doch der Syndikus rief luſtig: „Nein, nein, vermuthlich haben Sie die Mamſell tüchtig getroffen, und ich muß das auch ſehen. Nur immer her mit dem Gedichte!“

Emma ſuchte darauf und ſuchte, und ſagte dann: „Hier auf dem Fenſter hat es gelegen. Ich will nicht hoffen, daß der Wind —“

„Es rührt ſich aber kein Lüftchen!“ ſprach der Stadtſchreiber.

„Ei vorhin, wie die Katze dem Roſenſtocke ſo mitgeſpielt hatte, und der Vater zur Thüre hereintrat, da blies er gar tüchtig.“

„Ja,“ ſprach der Syndikus, es iſt mir auch

wie ſo," und wenn ich nicht irre, ſo ſah ich da wirklich etwas Weißes flattern."

Nein, einen beſſern Papa hätte ſich Emma heute gar nicht wünſchen mögen!

Der Inhalt.

Darauf aber ſollte ſie dem Syndikus wenigſtens etwas von dem Spaße in den Verſen ſagen. Doch Emma hatte über den Spaß, den ſie mit den Verſen zum Fenſter hinunter gemacht hatte, gar nicht dazu kommen können, den Spaß in den Verſen zu entdecken. Daher ſprach ſie zum Syndikus recht treuherzig: „Sie kennen ja mein ſchlechtes Gedächtnis, lieber Vater!"

„Das iſt wahr," erwiederte der, „ſchon als Kind vergaß ſie immer, daß ihr das Naſchen und dergleichen tauſendmal war verboten worden. Aber warum kannſt Du Dir denn die Tage, wo es Bälle und Konzerte giebt, ſo gut merken, heh!"

Nach einem Handkuße, den ſie hierauf dem Vater lächelnd gab, während er dem Stadtſchreiber, mehrere Beiſpiele ihres guten und ſchlechten

Gedächt-

Gedächtniſſes aus der ſpätern Zeit anführte, ſchlich ſie ſich hinter ſeinen Rücken herum, aus dem Zimmer.

„Nun muß ich Ihnen doch aber auch erzählen,“ ſagte der Bräutigam recht ſelbſtgefällig, „was ich unter andern in dem Gedichte geſagt habe,“ und er und der Syndikus hatten ihre wahre Freude darüber. Denn die Stellen betrafen einige von den hundert tauſend Vorwürfen, welche dem weiblichen Geſchlechte ſeit Menſchengedenken, zuweilen unüberlegt genug, von den Männern gemacht worden ſind. Es war darinn vom Putze, von Spiegeln und von der Verſchwiegenheit die Rede, und zwar alles auf die altbackenſte Weiſe von der Welt.

Daß er die weibliche Untreue nicht mit hineingebracht hatte, darüber entſchuldigte ſich der Stadtſchreiber mit dem ebenfalls nicht allzuneuen Worte: daß man den Teufel nicht an die Wand malen müſſe.

Mädchengebet.

Emma ſah indeſſen in der Nebenſtube zum Fenſter hinaus, und ſah doch keinen einzigen von

den vielen Menſchen, die auf der Straße gingen. Aber dafür ſah ſie auch ein Pferd und einen Reiter, die ſonſt kein Menſch mehr gewahr wurde, noch immer vor ihrem Hauſe halten. Noch immer bewegte ſich in ihrem Ohre der liebliche Wunſch, der dem Roſenſtocke ſo ſchädliche Früchte getragen, und der ſchriftlichen Gratulation eine Beſtimmung gegeben hatte, von der ſich der Gratulant nicht das geringſte träumen ließ.

Troz dem aber was Emma ſah und hörte, wußte ſie doch recht gut, daß das ein bloßes Spiel der Phantaſie und der Offizier ſelbſt über alle Berge geflogen war. Und obendrein in den heilloſen Krieg! Sie verwünſchte auch alle, die ihn dahin geſchickt hatten. Denn wenn dieſer Offizier, wie ſie ſteif und feſt glaubte, der erſte Soldat in Europa war, ſo war es ja eine wirkliche Tollheit oder Einfalt, ihn den blind zufahrenden Kugeln und Degen des Feindes blos zu ſtellen! Wenn der Offizier, zum Exempel, nur eins von ſeinen wunderſüſſen Augen einbüßen, oder einen Defekt an der griechiſchen Naſe erleiden ſollte, hätte dann nicht die ganze fühlende Menſchheit

darüber in Empörung und Aufruhr gerathen mögen?

So viel iſt ausgemacht, daß des Mädchens Beichtvater einem Freunde, deſſen Verſchwiegenheit er kannte, wie ſeine eigene, hat verſichern wollen, Emma hätte dieſen Offizier von nun an tagtäglich in ihr Gebet geſchloſſen und die Bitte für ihn ſo geſtellt, daß der liebe Gott, wenn er ja beſchloſſen haben ſollte, die ganze Armee umkommen zu laſſen, wenigſtens dieſen einzigen Offizier unverſehrt und bei gutem Wohlſeyn erhalten möchte.

Veränderte Geſinnung.

Emma's Liebe zu dem Stadtſchreiber, welche niemals unmäſſig und zügellos geweſen war, wollte nun vollends weder hinten noch vorne mehr zulangen. Hinten langte ſie nicht, um ihr den unausſtehlichen Haarzopf zu verbergen, von dem ſich der Mann nicht trennen mochte, und vornen ließ ſich die Tabakspfeife nicht mehr zudecken, die ihm in jeder geſchäftloſen Stunde wie

ein krankhafter Auswuchs am Munde hing. Seiner Figur nicht einmal zu gedenken, an der ihr äſthetiſches Auge von jeher viel zu kritiſiren hatte. Selbſt die in zwei frühern Abſchnitten enthaltenen vernünftigen Gründe, für das Heirathen überhaupt und die Verbindung mit dem Stadtſchreiber insbeſondere, fingen ihr an etwas unvernünftig zu erſcheinen, und das Bild des Offiziers, welches ihrem Geiſte überall Geſellſchaft leiſtete, brachte ſie ſchon einmal auf den Gedanken, ihren Vater ſo etwas von der Abnahme ihrer Neigung zur Ehe merken zu laſſen.

Der aber fuhr ſie ſchön darüber an. „Damit komm mir nicht wieder“ ſagte er: „Denkſt Du, daß man, wenn man mit jemand ſich ſo weit eingelaſſen hat, ſein Wort grade zu, ohne alle Urſache zurücknehmen könne? Oder haſt Du Urſachen?“

Darauf ſchüttelte ſie langſam und ſchwerfällig ihr Köpfchen, denn wenn ſie auch Urſachen hatte, ſo wußte ſie doch, daß ihr Vater keinen Sinn für ihre Urſachen gehabt hätte.

Der Stadtſchreiber merkt etwas.

Der Tabaksrauch, worein der Syndikus und der Stadtſchreiber ſie Abends oft zu verhüllen pflegten, fing nun an, ihr gewaltig zuwider zu werden. Auch dehnten ſich ihr die Sonn- und Feſttage, die ihr Bräutigam allezeit mit ihr zubrachte, ſo lang und breit, als ob eine zehnjährige mißliche Ehe ihnen vorausgegangen wäre.

Selbſt von den Promenaden mit ihm machte ſie ſich los, ſo oft ſie konnte, weil es ihr jetzt ſelber vorkam, als ob der oder jener ſich über ihn etwas Lächerliches in's Ohr ziſchelte. Auſſer dem Umgange mit Amtsraths Mathilden, welche das Wohlgefallen der Braut an den Bräutigam auch nicht ſehr beförderte, waren die Bälle noch ihre einzige Erholung.

Der Stadtſchreiber merkte aus allen Umſtänden, daß es die höchſte Zeit zu dem Schritte nach dem Altare mit ihr werde, und traf zu Emma's Leidweſen alle Anſtalten dazu. Um ihre Mädchenlaunen, wie er es nannte, nur zu verjagen, verſäumte er in der lezten Zeit, weder Ball, noch

Konzert, noch Deklamatorium, und hatte in der That durch den Rauſch, in dem er ſie damit erhielt, ſo viel gewonnen, daß ſie ſich in ein Schikſal zu ergeben ſchien, dem nun einmal ſchwerlich zu entrinnen war.

Die Invaliden.

Zu nicht geringem Vergnügen der Einwohner hatten die Truppendurchmärſche endlich aufgehört. Jetzt aber wurden plötzlich wieder einige Wagen ſolcher angeſagt, welche durch den Krieg untauglich für den Krieg geworden waren.

Das Mitleid der Stadt lief ihnen bis vor das Thor entgegen und die Barmherzigkeit der Rathsmitglieder nahm ſich ihrer beſonders an. Zeither hatten nämlich dieſe Mitglieder ihre ſchönen Häuſer mit der Einquartirung verſchont und dazu tauſend Gründe gehabt. Aber das unabläßige Gerede der Einwohner darüber war gar zu laut geworden, daher der Rath vor einiger Zeit in einer bei verſchloſſenen Thüren gehaltenen Sitzung auf einmal den Muth gefaßt hatte, ſeine tauſend Gründe alle an den Nagel zu hängen,

und beim nächſten Durchmarſche Soldaten in ſeine Häuſer zu nehmen.

Daß dieſer in Invaliden beſtand, gefiel freilich dem Syndikus durchaus nicht, weil Invaliden hinfälliger, als andre, zu ſeyn pflegen. Indeſſen glaubte er doch, daß der Himmel ſo viel Gnade für ihn haben werde, und den Offizier, der auf ihn kam, nicht in der Nacht grade, die er in ſeinem Hauſe zubrachte, würde zur Leiche werden laſſen.

Bedenkliche Umſtände.

Um zu dem böſen Spiele gute Miene zu machen, ſtellte ſich der Syndikus an die Hausthüre. Aber der ſchöne Reiſewagen, der auf ſein Haus zugefahren kam, hatte keinen tröſtlichen Inhalt. Eine junge Dame, die neben dem Invaliden ſaß, grüßte zwar freundlich, auch ſah der Wundarzt welcher ihr heraushalf, nicht ſehr barbariſch aus, aber es waren doch zwei Perſonen mehr, als der Quartierzettel beſagte. Der Syndikus ſchien daher eben dieſen wehmüthig mit dem dreifachen Gaſtgeſchenke zu vergleichen, und ſeine Achſeln

wegen Mangels an hinreichendem Gelaß in die Höhe ziehen zu wollen, als der Blick des todtenbleichen Kranken, welcher auf des Wundarztes Geheiß in's Haus getragen wurde, ſo voller Zorn auf den armen Wirth fiel, daß dieſer gänzlich verſtummte. Erſt als die Träger mit dem Patienten hinein waren, ſagte er dem Manne, der ſich als Wundarzt ankündigt, in's Ohr: „Der Herr werden doch nicht etwa gar in meinem Hauſe ſterben wollen?“

„Ich denke wohl nicht,“ antwortete der Wundarzt, „und behalte mir vor, in einigen Minuten mehr darüber mit Ihnen zu ſprechen.“

Die Gäſte eilten hierauf in ihre Zimmer. Der Syndikus ſah ihnen mit ſtarren Augen nach, ließ dann die Arme an den Leib herunter und den Quartierzettel auf das Pflaſter fallen und wiederholte mit einem Blick zum Himmel des Wundarzts Worte: „Ich denke wohl nicht!“

Könnten Sie mir kein hübſches Mädchen zuweiſen?

Er ſtand noch da, um über dieſen zweideutigen Text nachzuſinnen, als der Wundarzt zu-

rückkam, und ſagte: „Ihre Einrichtung, Herr Syndikus, iſt ganz ſcharmant, und wir ſind alle zufrieden. Sie müßen wiſſen, daß die Dame des Herrn Leutenants Schweſter iſt, welche auf die Nachricht ſeiner Verwundung ſogleich herzu-eilte, um des Bruders Pflege ſelbſt zu über-nehmen.“

Und dieß verhielt ſich auch wirklich alſo, was ich darum hier beſonders verſichern will, weil ich aus guten Gründen fürchten muß, daß der Wund-arzt der Wahrheit nicht immer ſo treu bleiben werde.

„Aber mein Gott“ rief der Syndikus, „er wird doch nicht etwa ſterben?“

„Nein, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, ich glaube ſchwerlich. Die Wunden an ſich wären gar wenig bedeutend, wenn ſein Zuſtand nicht durch ein Seelenleiden faſt unheilbar würde. Er hat ſich nämlich kurz vor dem Kriege in ein Mäd-chen verliebt, das ihr Vater ſchon früher an einen andern verſprochen hatte. Jetzt hört und ſieht nun der Kranke nichts mehr, als dieſes Mädchen, und ich glaube, daß wir beide gewonnen Spiel hätten, wenn irgend ein ähnliches Mädchen in

der Stadt zu bewegen wäre, ſich bei ihm einzuſtellen. In ſeiner fortdaurenden Fieberphantaſie würde er unfehlbar die Fremde für ſeine Geliebte halten, wenn ſie dieſer nur etwas ähnelte, und ich meines Orts würde durch den Geiſt auf ſeine körperlichen Uebel zu wirken im Stande ſeyn. Herr Syndikus eine Gewiſſensfrage: Könnten Sie mir kein hübſches Mädchen für den Offizier zuweiſen?"

Erläuterung.

Erſt als der Vorſchlag heraus war, merkte der Wundarzt wie ſeltſam er ſich ausgedrückt hatte, und verbreitete ſich daher zu ſeiner Entſchuldigung, weitläufiger über die gänzliche Hinfälligkeit des Patienten und darüber; daß auch der Anſtand dadurch nicht im mindeſten verlezt würde, weil des Kranken Schweſter keinen Fuß aus dem Zimmer ſetze. Vielleicht, fügte er hinzu, vielleicht hätte der Syndikus, entweder ſelbſt Töchter, oder doch weibliche Verwandte, die zu dem edlen Zwecke tauglich wären, auch könnte er ſicher darauf rechnen, daß, wenn ſein Mittel anſchlüge,

ſich nicht nur die reichen Aeltern des jungen Mannes äußerſt dankbar für die Erhaltung ihres Sohnes zeigen würden, ſondern auch alle Zeitungen und Intelligenzblätter ſeinen Namen unter die Wohlthäter der Menſchheit ſetzen ſollten.

Das letztere ſchmeichelte dem Syndikus ungemein, denn um einen wohlfeilern Preis ſchien ihm der Ruhm im Auslande gar nicht erreichbar.

Anerbieten.

„Ich hätte ſelbſt eine Tochter“ ſagte der Hauswirth.

„Allerliebſt! — Nur fragt ſich's“ — ſetzte der Wundarzt bedenklich hinzu, „ob ſie auch der Geliebten meines Kranken nicht allzuwenig gleich kommt. Hat ſie z. B. ganz dunkles Haar?“

„Leider nicht. Vielmehr ganz hellgelbes.“

„Vortreflich! Denn das iſt die Farbe. Aber klein von Statur, nicht wahr?“

„Ach leider braucht ſie zu jedem Kleide eine Elle mehr, als ihre Freundinnen“

„Excellent. Nun iſt alles ſo ziemlich richtig.

Ich überrede meinen Patienten gewis, daß es die rechte ſey, ſollte ſie auch keine blauen Augen haben, wie das Original.“

„Sie hat aber wirklich auch blaue Augen.“

„Dann beſter Herr Syndikus halte ich die Sache für ganz abgethan, und eile des Kranken Schweſter vorzubereiten. — Noch eins „ſagte er,“ laſſen Sie Ihre liebe Tochter nichts von dem Plane wiſſen, weil er ihr bei aller Unſchuld anſtößig ſeyn könnte, und ſchicken Sie ſie bald möglichſt. Sie ſelber indeſſen bleiben vor der Hand ja zurück. Denn aus den rollenden Augen zu ſchlieſſen, mit denen Sie mein Patient betrachtete, hat er Sie, wie faſt jeden Mann in gewiſſen Jahren, für den Vater ſeiner Geliebten angeſehen, und eine ſolche Idee dürfen wir nicht ohne Einleitung in ihm erneuern.

Emma iſt verdrüßlich.

Emma, welche eben im Hinterhauſe mit einer Garnirung für den heutigen Ball alle Hände voll zu thun und darüber von den Ankommenden nichts geſehn und gehört hatte, konnte ihre Unzufrieden-

heit gar nicht verbergen, wie ihr vom Syndikus geſagt wurde, was über ſie beſchloſſen war. Ein ſchwärzeres Verhängnis, als den Flug mit einem fröhlichen Tänzer um den andern, der Geſellſchaft eines unbeweglichen Invaliden aufopfern zu müſſen, ſchien ihr gar nicht erſinnlich.

Um dem Vater ſeine Grauſamkeit in ihrem ganzen Umfange vorzuſtellen, zeigte ſie ihm die Namen der herrlichen Elegants, welche auf ihrer Engagementsliſte prangten, aber alles vergebens. Ja, als ihre Einwendungen gar kein Ende nehmen wollten, da erboßte er ſich dermaſen, daß er ſie am Arme zur Thüre hinausführte und ihr drohend gebot, ihrer Beſtimmung ohne Widerrede zu gehorchen.

Auf ihrem langſamen Wege über den Gang in's Vorderhaus zu den unwillkommenen Gäſten, wußte gar niemand, wie er mit ihr daran war. Joli, der an ihr hinauf ſprang, verkannte in der Ohrfeige, die er bekam, die Hand völlig, die ihm ſonſt ſo leiſe, leiſe den Rücken ſtrich, und die kleine Kaze, die ſich freundlich an die gütige Gebieterin hinaufdehnte, lief ſchüchtern in eine Ecke,

um das Füßchen von weitem anzuſtaunen, mit welchem Emma die Schmeichlerinn äuſſerſt unſanft entfernt hatte.

Erſt im Vorſaal fiel dem guten Mädchen ein, daß ſie ſich doch ein wenig zuſammenraffen müſſe, und da wickelte ſie die ſilberne Tropfen, mit denen ihr ganzes Geſicht überzogen war, ſorgfältig in das weiße Taſchentuch, ehe ſie das Zimmer eröfnete.

Ah!

Es fragt ſich noch immer, ob es wahr iſt, daß Emma beim Hereintreten ein ganz leiſes Ah! von ſich gegeben habe. Das aber kann man mir getroſt nachreden, daß der Patiente ihr ſein leichenblaſſes Geſicht kaum zugekehrt hatte, als auch ſchon das ihrige ſo ausſah, als ob es einen ganzen Sommertag lang den drückendſten Sonnenſtralen exponirt geweſen wäre. Denn ſelbſt ſeine Todtenbläſſe konnte ihr nicht verbergen, daß es der nämliche Offizier war, den ſie tagtäglich in ihr Gebet geſchloſſen hatte.

Und die Thränen, welche vom Verdruß in ih-

re Augen geführt und vom Anſtand zurückgewieſen worden waren, trieb nunmehr das Mitleid mit Macht über Emma's purpurne Wangen.

Man hatte noch kein Wort geſprochen, als die junge Dame, welche am Sopha ſaß, auf ſie zukam und alſo anfing:

„Ihre ſichtbare Theilnahme beweiſt, daß mein Bruder ſich nicht verrechnet hatte, als er in dieſem Hauſe das beſte Unterkommen zu finden hoffte.“

„Wenigſtens werde ich nichts verſäumen, was ich zu ſeiner Erleichterung beitragen kann!“ ſagte Emma mit ſchwankender Stimme, und wollte noch etwas hinzufügen, als eine große Veränderung ſie ſo betroffen machte, daß ſie auf einen ſchleunigen Rückzug zu denken ſchien.

Bekenntnis.

„Ihre Verzeihung iſt das erſte, was ich nöthig habe!“ ſagte der Patient, wiſchte den Puder von ſeinem Geſicht und ſprang vom Sopha auf.

Emma hielt ſchon den Angriff der Thüre in der Hand, aber der Offizier erfaßte ſie noch und

rief: „Sie haben mir eben Erleichterung zugeſagt!“

„Dem Kranken, nicht dem —“

„Betrüger! meinen Sie. Aber hören Sie, bevor Sie mich verurtheilen. — Sie erinnern ſich meines Ausmarſches. Noch liegen die Roſen an meiner Bruſt, die er mir einbrachte. Der Glückwunſch, worinn ſie gewickelt waren, bewies mir ihre Geringſchätzung des Verlobten, von dem ich ohnehin in Amtsraths Hauſe manches Nachtheilige erfahren hatte. Mir blieb indeſſen nichts übrig, als meiner Beſtimmung nachzugehen. Doch ſchon im erſten Gefechte warf mich ein Säbelhieb in's Lazareth. Es fand ſich, daß er meinen rechten Arm gelähmt und mich zum Dienſte, wenigſtens für einige Zeit, untüchtig gemacht hatte. — Doch auch die Schmerzen der Kur konnten Ihr heiteres Bild nicht aus meiner Seele verdrängen, und ſo wenig Hoffnung ich auf Ihren Beſitz faſſen durfte, ſo benutzte ich doch die hieſige Bekanntſchaft meines ſogenannten Wundarztes, eines ſehr aufgeweckten Verwandten, dem Schweſterchen meine Neigung vertraut

hatte,

hatte, zu Nachrichten von Ihnen. Ihr Widerwille gegen den Verlobten erhielt Beſtätigung, und da ich ſo weit hergeſtellt war, um reiſen zu können, läßt mein Freund auch ſogleich Wagen und Pferde beſtellen, ſo daß wir mit mehrern Invaliden, welche ſchon einige Tage früher abgefahren waren, zugleich hier eintreffen konnten. Daß wir in ihres Vaters Haus einquartirt wurden, dazu war die Vorbereitung leicht gemacht. Uebrigens mußte ich meinem Freunde blinden Gehorſam geloben. In einem Gaſthofe nahe vor der Stadt wurde ich nun von Fuß bis zum Kopf wie ein Wickelkind eingepackt, und im Geſichte eingepudert, ohne den eigentlichen Zweck zu wiſſen. Blos das ſtellt mir mein luſtiger Freund vor, daß ich unfehlbar in dieſem Zuſtande mich eher, als in meinem gewöhnlichen, Ihres Umgangs ungeſtört würde erfreuen können. Da dies einleuchtend war, ſo ließ ich mir die Maasregel um ſo lieber gefallen. Ueberdies gebot er mir, Ihrem Herrn Vater bei der Ankunft ein Paar recht finſtre Augen zu machen. Und nun ſage mir ſogleich, wozu das?

„Zu Deinem Beſten,“ antwortete der ſogenannte Wundarzt. „Ich habe die Sache und die bekannte Abneigung Ihres Herrn Vaters vor Leichen in ſeinem Hauſe bis dahin treflich benutzt, liebe Mamſell, und denke morgen früh meinem Werke die Krone aufzuſetzen. Was meinen Sie, Mamſell, wären Sie wohl zufrieden mit mir, wenn ich Ihnen für Ihren überläſtigen Bräutigam den Invaliden hier eintauſchte?“

Zur Beſchleunigung Ihrer Antwort aber, ergriff der Invalide ihre Hand mit ſeiner Hand und ihre Blicke mit ſeinen Blicken, und nun mögen meine lieben Leſerinnen mir ſagen, ob Emma unter ſolchen Umſtänden noch länger zürnen konnte über den allerliebſten Betrüger, oder ob ſie nicht vielmehr der offenbaren Liebeserklärung, die nun erfolgte, ihr Ohr und Herz leihen, und ob ſie nicht vor allen Dingen mit der Schweſter des Geliebten Schweſterſchaft machen mußte?

Die unruhige Nacht.

Emma hätte auf dem Balle keine ſtürmiſchere Nacht verleben können, als die war, die ſie in

ihrem einſamen Bettchen aushalten mußte. Kein Gedanke zwar an Ball und Engagementsliſte, denn ihr Köpfchen war viel zu voll von dem Engagement, das ſie eben eingegangen war, und von der überaus zweifelhaften Zukunft. Obendrein pochte ihr Herzchen ſo ungebührlich laut, daß ſie in Sorgen ſtand, der Vater in der Nebenſtube möchte es gar hören, und ihm auf die Sprünge kommen. Er ſchlief indeſſen ganz ruhig, bis er am Morgen, grade wie ſie eingeſchlummert war, von ſeinem Plagegeiſte, dem ſogenannten Wundarzt, herausgeklingelt wurde.

Der Syndikus iſt in Todesangſt.

„Schon abreiſen?“ fragte der Syndikus mit einer Miene, die deutlich zu erkennen gab, wie gern er ſich um dieſen Preis die Störung würde gefallen laſſen. Aber die Antwort hieß: „Leider nicht! — Ich hatte wohl berechnet, daß mein Kranker Ihre Tochter für ſeine Geliebte halten würde, aber die weitern Folgen nicht genug. Seit Mamſell Emma ihn geſtern Abend verlaſſen, liegt er nun in tollen Phantaſien und will mit

ihr auf der Stelle getraut ſeyn. Keine Vorſtellung, nichts hilft dagegen, und wird ihm ſein Wille nicht gethan, ſo ſtirbt er mir in den erſten vier und zwanzig Stunden.“ „Dann bitte ich Sie doch um Gotteswillen, Herr Chirurgus, reiſen Sie ſpornſtreichs mit ihm fort, oder erlauben Sie mir wenigſtens, daß ich für ein ander Quartier Sorge trage.“

„Wo denken Sie hin, Herr Syndikus? Wir müßten Gewalt gegen den armen Verblendeten brauchen, das aber hieße ihn mit eigner Hand todtſchlagen! Und ſo wenig man auch hoffen darf, ihn durchzubringen, ſo weiß doch ein ſo guter Rechtsgelehrter, wie Sie, daß es dem Arzte nicht erlaubt iſt, den Tod eines Menſchen, auch nur um Augenblicke, zu beſchleunigen.“

„Aber, mein Gott im Himmel!“ rief der Syndikus mit Händeringen auf und niedergehend.

Guter Rath.

„Da fährt mir eben ein Gedanke durch den Kopf, Herr Syndikus!“ Damit faßte ihn endlich

der Galgenvogel, im Tone der Hofnung, raſch beim Arme.

„Nun?“ rief der rathloſe Rathsherr ſchnell und etwas weinerlich.

„Aber“ fügte der Rathgeber hinzu, indem er die Stimme troſtlos fallen ließ, „aber, ſo durchgreifend auch das Mittel iſt, Sie werden ſich nicht dazu verſtehen wollen?“

„Mein Gott, warum denn nicht? So reden Sie doch nur grade heraus, ich verſtehe mich ja zu allem, was mir die verwünſchte Leiche erſparen kann.“

„Es koſtet Ihnen auch in der That nur ein einziges kleines Wort.“

„Aber welches denn? Muß ich denn hier erſt mit lebendigem Leibe in der Hölle verbrennen, ehe ich das Wort erfahre?“

„Ein Wort an Ihre Tochter. Sie ſtellen ihr nämlich die betrübte Lage der Sache vor, und beſchwören Sie, den Todtkranken ſogleich zum Manne zu nehmen.“

„Zum Scheine? Was ſoll das helfen?“

„Im ganzen Ernſte vielmehr. Denn eher bis nach der Kopulation getraue ich mir nicht, ihn mit guter Manier aus dem Hauſe zu bringen.“

„Wie kommen Sie mir denn vor, Herr Chirurgus?“ ſagte der Syndikus. „Sie wiſſen vielleicht nicht, daß der Stadtſchreiber —“

„O ja. Aber was wird denn dem abgehen, wenn er ſeine Mamſell Braut vierzehn Tage ſpäter, als ſogenannte Wittwe, zurückbekommt, und obendrein ein Vermögen von ein fünfzig tauſend Thaler mehr?“

Die letzte Aeußerung wirkte ſo auf des Syndikus Hörnerven, daß er den Plan nicht übel fand, den er gänzlich billigte, als der Rathgeber ihm von dem Vermögen des Patienten ganz unzweideutige Beweiſe gegeben, auch ihm verſprochen hatte, daß die Erbeinſetzung ſeiner Tochter noch vor der Trauung durch ein Teſtament geſchehen ſolle.

Der Stadtſchreiber, welcher ſogleich herzu mußte, hatte bei dieſen günſtigen Ausſichten um ſo weniger Bedenken, da ihm obendrein auf der Stelle einige tauſend Thaler für den Abtritt verſprochen, und bald darauf die Urkunden darüber vollzogen wurden.

Emma, welche der Wundarzt ſelbſt herbeigeholt und vorbereitet hatte, mußte ſich große Gewalt anthun, um ihr entzücktes Herz hinter den Thränen zu verbergen, welche dem Kummer fälſchlich zur Laſt gelegt wurden.

Schluß.

Der Syndikus war herzlich froh, wie ſich der Kranke bei der Trauung wieder recht gut auf den Beinen erhalten konnte. Am Tage nachher aber, als es zur Abreiſe kommen ſollte, da warfen ſich die Neuverehlichten zu ſeinen Füßen und geſtanden alles ein, und des Leutenants ſchönes Vermögen bat beinahe noch kräftiger um Vergebung, als das Pärchen ſelbſt.

Der Stadtſchreiber wollte freilich Lärm erheben, und auf eine größere Summe für den Abtritt Anſpruch machen, als die Geſundheit des jungen Ehemannes ſo plötzlich hervorbrach. Allein ſeine Stimme verlor jetzt auf Einmal allen Klang, da ein Paar Tage ſpäter aus der Reſidenz ein Befehl einlangte, daß wegen verſchiedener grober Ungebührniße eine Unterſuchung gegen ihn unternommen werden ſollte.

Als er in der Folge wirklich abgeſetzt wurde, ſo freute ſich der Syndikus ungemein, daß ihn der ſogenannte Wundarzt ſo zum Beſten gehabt hatte, denn ohne dieſe Maasregel würde ſeine jetzt ſo glückliche Tochter unverdient in ſehr verdrüßliche Verhältniſſe gerathen ſeyn.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Berichtigung

der erheblichſten Druckfehler im erſten Theile der Seifenblaſen.

Man leſe nämlich:

Seite	Zeile		ſtatt:
IV	1	winzigen	einzigen,
—	15	nichts	nicht,
3	1	Flitterwochen	Flitterwoche,
—	12	vor	von,
4	1	wurden	wurde,
—	7 u. 8	Mühmchen	Muhmchen,
7	7	Kollegin	Kollegien,
9	14	fror	frierte,
10	17	dieſe	dieſer,
11	6	denn	dann,
16	10	Louisd'or	Louisd'ors,
18	3	verkaufen hätten	verkaufen,
20	21	verlierend	vermiſſend,
26	4	hübſchen	hübſche,
33	2	gerieth	geräth,
35	12	Stieftochter	Stiftochter,
37	5	ſtand	ſtund,
39	15	wie wir	wir wie,
40	19	vielbeſprochene	viel, beſprochene,
42	19	gemußt	gemüßt,
45	3	Tapeten	Tapent,
49	5	erzählte	erzählt,
—	19	auch	auf,
52	7	einlief	einliefe,
55	10 u. 11	Hoffnungen, die	Hoffnungen. Die,
60	16	Klaudinen	Klaudine,
62	9	glaubte	glaubt,
64	14	Hausgeräth	Hausgertäh,
77	14	Wilhelmen	Wilhelm,
83	16	riß	rieß,
86	18	Wilhelmen	Wilhelm,
96	22	Folgen von dergl.	Folgen dergleichen
97	20	Gedanke	Gedanken,
103	14	ſchlechten	ſchlechte,
106	20	könnteſt	konnteſt,

Seite	Zeile		ſtatt:
114	20	zu den	zu,
124	11	ſchlich	ſchliech,
136	19	verſcheucht	verſcheut,
138	2	glaubte	glaubt,
143	1	allem	allen,
148	17	Blaſerohr	Blaſerohre,
149	10	an	von,
152	11	einem	einen,
167	2	Kandidaten	Kanditaten,
182	11	im	ihm,
187	15	aber	ader,
188	16	in beide	in die beide,
195	13	ziſchelt	ziſchelte,
202	14	hätte	hatte,
212	3	Kopfzeugen	Kopfzeuge,
—	7	an den	an,
218	10	einem	einen,
224	20	nunmehr	nun mehr,
226	21	kein	keinen,
232	1	Rechtfertigungs-ſchrift	Rechtfertigungs-Abſchrift,
233	4	blieb	bliebe,
237	8	Ihrer	Ihre.

Folgende Schriften dürfen beſonders für Leſebibliotheken empfohlen werden.

Die Wahlverwandtſchaften. Ein Roman von Göthe. 2 Thle. 8. 5 fl. 36 kr.

Wenn einer unſrer vorzüglichſten Schriftſteller Goethe den Homer unſerer Zeit nennt, ſo möchte obiger Roman dieſe Behauptung aufs neue beſtätigen. Die tiefen Blike ins menſchliche Gemüth, der Reichthum der Situationen in den einfachſten Verhältniſſen zeugt aufs ſprechendſte von dem unendlichen Verſtand und Genie des Dichters. Andere erſinnen die verwikeltſten Lagen, um Unterhaltung zu erzwingen, ſtatt daß bei unſerm göttlichen Dichter der Gang der Dinge ſo einfach iſt, wie in der Natur, und durch die leiſeſten Berührungen und Anfänge die größten Reſultate erfolgen, wie dis auch der Fall im menſchlichen Schikſal iſt.

Dämmerungen für Deutſchland. V. Jean Paul. 8.

Dieſes Buch iſt eigentlich die Vollendung der Friedenspredigt, und wie der ehrwürdige Verfaſſer in der Vorrede ſagt: „Wer nichts anders ausſprechen will, als das Gute, kann ſtets unangefochten reden;" ſo glauben wir, dis in anderm Sinn für denjenigen behaupten zu können, der nichts anders als das Gute bezwekt, wie unſer Verfaſſer in obigen Dämmerungen.

Sie ſind die Ausſprüche eines redlichen, offenen Mannes, die, ſo wie Dämmerung im phyſiſchen Sinn ein erquikliches Bild iſt — ſie führet uns der Sonne oder den Sternen zu — ſo als Dämmerungen in moraliſchem Sinn manche dunkle Stunden erſparen oder erhellen werden.

E. Wagner, Ferdinand Miller. Ein Roman. 8.

Das Intereſſe der Handlung dieſes Romans iſt anfänglich nicht ſehr anziehend, deſto mehr iſt man in der Folge davon hingeriſſen: vorzüglich empfehlungswürdig wird aber dieſes Produkt des liebenswürdigen Verfaſſers durch die ächt patriotiſchen Geſinnungen und durch den Eifer, das Gute zu befördern, der ſich in der Perſon Ferdinands mit ſo vieler Kraft und Wärme ausſpricht, und es iſt daher ſehr zu wünſchen,

daß es von Vielen, beſonders ſolchen, die Gutes würken können, geleſen und befolgt werden möchte.

Richter, J. P., des Feldpredigers Schmelzle Reiſe nach Flätz mit fortgehenden Noten; nebſt der Beichte des Teufels bei einem Staatsmanne. 8. Velinpap. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr. Ord. Pap. 20 gr. 1 fl. 20 kr.

Unter Jean Paul's Schriften wird die obige gewiß eine der erſten Stellen einnehmen — ſie iſt voll genialer Gedanken, und berührt die verſchiedenartigſten Gegenſtände mit Wiz und Scharfſinn.

Reinbeck, G., Heidelberg und ſeine Umgebungen im Sommer 1807. In Briefen nebſt einem merkwürdigen Beitrage zum Prozeſſe der Publizität gegen ihre Widerſacher, und eine Beilage. 8. broch. Poſtpap. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr. Schreibpap. 21 gr. 1 fl. 36 kr.

Heidelberg und ſeine Umgebungen — wer ſie geſehen hat, erfreut ſich gewiß in der Rükerinnerung bei Leſung obiger Briefe, wer ſie nicht geſehen hat, wird ſie daraus kennen lernen — jeder aber viel Unbekanntes und Intereſſantes über die Univerſität, deren Glieder, und das berüchtigte Unweſen gegen das Morgenblatt darinnen finden.

Biographie Peter III. 2 Bände. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gr. 4 Fl. 12 kr.

Der Verfaſſer dieſer Biographie hat ſich lange in Rußland aufgehalten, und da er daſelbſt in ſehr wichtigen Verbindungen ſtand, ſo ſezten dieſe ihn in Stand, über das Leben und Schikſal jenes unglüklichen Monarchen die zuverläßigſten Nachrichten einzuziehen. Dieſe ſind nun in obigem Werk von 2 Bänden mit großer Wahrheitsliebe in ein Ganzes zuſammengeſtellt, und damit ein wichtiger Beitrag zur ruſſiſchen Geſchichte geliefert, der dabei von ſo allgemeinem und anſprechendem Intereſſe iſt, daß er die zahlreichſten Leſer verdient.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schulze, Friedrich August,

Seifenblasen

Tübingen 1809

P.o.germ. 800 f

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113594-4